This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

H
1128
94

# Geschichte und Geschichten

## aus neuerer Zeit

von

Hans von Zwiedineck-Südenhorst.

H 1128.94

Harvard College Library

FROM THE GIFT OF

WILLIAM ENDICOTT, JR.

(Class of 1887)

OF BOSTON

# Geſchichte und Geſchichten neuerer Zeit.

Von

Hans von Zwiedineck-Südenhorſt.

Bamberg.
C. C. Buchner Verlag
Inhaber Rudolf Koch.
1894.

H 112 8.94

HARVARD COLLEGE
FEB 7 1912
LIBRARY.
Gift of
William Endicott, Jr.

Buchdruckerei Robert Withalm & Co., Graz.

# Inhalt.

Seite.

An meine liebe Frau. Ein Dank- und Widmungsbrief.

I. Die venetianische Inquisition . . . . . 1
II. Eine Hochzeitsreise nach Spanien (1598) . . . . . 22
III. Des Freiherrn Adam von Herberstein Gesandtschaftsreise nach Constantinopel (1608—1609) . . . . . 30
IV. Die Unglückstage von Mantua (1630) . . . . . 41
V. Neue Ergebnisse der Wallenstein-Forschung (1630—1634) . . . . . 65
VI. Turenne und die Fronde (1649—1651) . . . . . 102
VII. Die Geschichte der Prinzessin von Ahlden (Ende des 17. Jahrhunderts) 146
VIII. Die Erziehung der Söhne Max Emanuels von Bayern in Oesterreich (1706—1715) . . . . . 173
IX. Cagliostro in Strasburg (1780—1783) . . . . . 183
X. Ein Kaiserhusar. Erinnerungen an das österreichische Soldatenleben zu Ende des 18. Jahrhunderts . . . . . 207

# An meine liebe Frau!

Es war zu Rotenburg an dem Tauber, als zuerst meine Gedanken über eine Sammlung historischer Aufsätze mit der Erinnerung an Dich in unmittelbare Berührung kamen.

Ich dankte es der eindringlichen Ermahnung von Freund Koch, den ich, vom Leipziger Historiker-Tage kommend, in seiner neuen Bamberger Werkstätte besucht hatte, und der freudigen Zustimmung meines hochverehrten Collegen und Reisegenossen v. Luschin, dass ich mich endlich an einem jener herrlichen Frühlingstage, den uns die diesjährige gute Laune des sonst so verrufenen April beschert hatte, im Weichbilde der fränkischen Reichsstadt befand, nach deren Anblick ich mich schon so lange gesehnt hatte. Wir standen auf dem Gartengrunde, auf dem sich einst die alte Kaiserburg erhob, und vor uns lagen die langgestreckten Ringmauern mit den stattlichen Türmen und Toren am steilabfallenden grünenden Hange, an dessen Fuße sich der Tauber durch Gärten und Wiesen schlängelt. Fast unbewegt breitete sich die Landschaft vor uns aus; Mittagszeit war nahe, die wenigen Straßen kaum von einem oder anderen Wanderer beschritten, der dem häuslichen Herde zustrebte. Nichts Modernes drängte sich zwischen die altertümliche Wirklichkeit, die das Auge gefesselt hielt, und die Phantasie, die sich die ehrenwerten und festen Herren des Rats, die

Handwerksmeister und ihre Frauen, die Gesellen und Mägde, den wachtenmüden, am Bürgertische besser als im Feldlager genährten Kriegsknecht und den vom Anspachischen kommenden Postreiter auf die Plätze und Straßen der Stadt, in die Hausfluren und an die fließenden Brunnen, in den gedeckten Gang an der inneren Stadtmauer und in den dämmerigen Thorweg versetzte.

In Rotenburg — namentlich bevor Engländer und Engländerinnen, Maler und Malerinnen das Gepräge des öffentlichen Lebens verändern — wird die Thätigkeit der Phantasie überhaupt kaum gestört; was sich heute zwischen diesen alten, aber wohlerhaltenen Mauern abspielt, das hat auch vor zwei- und dreihundert Jahren den normalen Lebensinhalt der Rotenburger ausgemacht; der Hirt hat die Herde durch die Stadt getrieben, der Fuhrmann die Rosse am Lastwagen mit seinem Hü! und Hott! befeuert, der Seiler längs der schattenspendenden Mauer sein Rädchen schnurren lassen, der Wirt sein frisches Bier gepriesen. Viel anderes geht auch heute hier nicht vor, die niedliche Vicinalbahn dort hinterm Hügel schiebt sich so bescheiden mit sparsamen Athemzügen und dünnen Rauchwolken heran, dass wir in ihr kaum eine Abart der brutal daherstürmenden Expresszüge erkennen, die sich dieser Stätte bis auf einige Meilen nähern.

Ich habe die Vergangenheit selten so nahe als hier geschaut; etwa noch in stillen Mondnächten angesichts des Dogenpalastes, von dessen Geheimnissen ich ein Mehreres zu erzählen vorhabe, oder in einem unserer wohlerhaltenen Burghöfe von Hoch-Osterwitz oder Runkelstein, oder in der weiten Halle des Edelsitzes Melans und in dem traulichen, getäfelten Studierzimmer des Collegen v. Ottenthal, der seine Manuscripte in denselben Pulten verwahrt, in die sein Ahne die erste, mit schwerem Golde erkaufte, gedruckte Bibel in ehrfürchtiger Bewunderung verschloss. Da hast auch Du Dich bisweilen in jenes historische Traumleben einführen lassen, in dem wir ganze

Jahrhunderte als Gegenwart vor uns erstehen sehen. Und wie ich niemals etwas erleben kann, das mein Denken und Fühlen stärker berührt, ohne daſs ich es mit Dir zu erleben wünschte und mich mit Dir darüber beſpräche: ſo warſt Du auch unſichtbarer Zeuge meiner heimlichen Rotenburger Erlebniſſe, obwohl Du damals Dein Auge an dem ſonnigen Glanze der blauen Adria erquickteſt. Ich glaubte inmitten dieſer unvergleichlichen hiſtoriſchen Scenerie für den Beruf des Geſchichtſchreibers eintreten zu dürfen, dem Ihr Modernen wenig Vertrauen entgegen zu bringen pflegt; ich war ganz und gar von der Überzeugung erfüllt, Dich hier mit der Kleinkunſt unſerer Detailforſchungen verſöhnen zu können, durch die jedem alten Denkmal, jeder Mauerkrone, jedem eiſenbeſchlagenen Pförtlein die Gabe der Sprache verliehen wird. Umſchloſſen von Werken der Vergangenheit gelüſtet es auch Euch, in das Leben eingeführt zu werden, das ſich in den Tagen ihres Entſtehens entfaltet hat, verlangt auch Ihr zu wiſſen, wie es den Menſchen zu Mute geweſen, die ſie geſchaffen haben, lernt auch Ihr den Wert der Wahrheit ſchätzen, die wir ſuchen. Denn es dämmert dann in Euch der Glaube an den Zuſammenhang alles Lebens, an die Ewigkeit des menſchlichen Irrens und Fehlens, des Leidens und Erlöſunghoffens.

Die Antwort, die Euch gegeben wird, gereicht Euch freilich nur ſelten zu reiner Freude; ſie wird zu oft in eine Sprache gekleidet, die Eurem Ohre miſsfällt, deren Handhabung Euch zum mindeſten unbequem iſt. Die Geſchichtſchreiber vergeſſen, daſs im Zeitalter der techniſchen Erfindungen, die den Zwang von Zeit und Raum zu mildern ſuchen, die Weitſchweifigkeit und Umſtändlichkeit der Rede vorzeitige Ermüdung des Zuhörers hervorruft, daſs der geſteigerte Formenſinn, die Förderung der Neigung zu künſtleriſcher Geſtaltung aller uns umgebenden Gegenſtände auch neue Anſprüche an die Darſtellung des hiſtoriſchen Stoffes mit ſich bringt, deren Nichtbeachtung unwillige Ablehnung

von Seite derjenigen zur Folge hat, denen doch eigentlich die Früchte unseres Fleißes zuteil werden sollen. Oft habe ich diesen Vorwurf aus Deinem Munde gehört und es schmerzlich wahrnehmen müssen, dass Du meine Schriften, auf die ich mir manches zugute that, ungelesen zur Seite gelegt hast. Dann fasste ich mir ein Herz und versuchte, aus dieser und jener meiner Lieblingspartien eine Begebenheit, eine Charakteristik, selbst eine Untersuchung herauszuheben und sie in eine Form zu bringen, die Deinen Anforderungen entsprechen sollte. Gelang mir dies, dann wurde ich mit Freuden gewahr, dass mir auch andere Leser zufielen, die ich bisher vergebens für meine Arbeiten zu interessieren versucht hatte. Ich konnte die Erfahrung machen, dass man Geschichte schreiben kann, indem man Geschichten erzählt, dass sich auch die verwickeltsten Probleme der historischen Kritik jedem Gebildeten zur Beurteilung vorlegen lassen, wenn man es ernstlich darauf anlegt, alles Überflüssige zu verschweigen und das Notwendige so zu sagen, wie es verstanden werden kann.

Aus diesen Versuchen setzt sich dies kleine Buch zusammen, dessen lose aneinander gereihte und doch nicht ganz zusammenhangloseCapitel in sehr weit von einander abliegenden Zeiträumen entstanden sind. Mögen sie Dir Erinnerungen an manche nicht unwesentliche Entwickelungsstufe meines Schaffens erwecken, das mir und Dir während unseres ein Vierteljahrhundert umfassenden Zusammenlebens Freude und Leid, Enttäuschung und Ermunterung gebracht hat; findest Du die kleine Sammlung Deiner Beachtung wert, dann ist sie nicht vergebens entstanden, denn ich vertraue darauf, dass eine edelgeartete Frau sich niemals darüber täuschen wird, was in guter Gesellschaft freundliche Aufnahme finden kann.

Und noch eines! Wenn unser bewährter lieber Freund Schuchardt es übel aufnehmen sollte, dass der Titel meines Buches einen zu leicht erkennbaren Anklang an den einer seiner jüngsten, viel-

besprochenen Schriften hat, so erinnere ihn daran, dass geschickte und geistreiche stilistische Wendungen stets zur Nachahmung reizen und schließlich Eigentum der Nation werden.

So wie ihn, wirst Du vielleicht auch jene Tadler meines Buches, die in jeder Concession an den Geschmack der gebildeten Leserwelt eine Verleugnung der Wissenschaftlichkeit erblicken, leicht entwaffnen können, wenn Du es als „Dein Buch" erklärst und die Verantwortlichkeit, die ich Dir hiemit als einer getreuen und stets hilfebereiten Ehefrau aufbürde, mit Überzeugung und Pflichteifer übernimmst. Indem ich Dir für die Parteinahme, die ich diesmal von Deiner Seite allen Ernstes beanspruche, im voraus meinen Dank ausspreche, darf ich auch nicht anstehen, Dir einen reichlichen Anteil an dem Beifall, den ich vielleicht durch diese Geschichten bei Deinesgleichen ernte, mit freudiger Genugthuung zu widmen.

Graz, Johannistag, 1894.

I.

# Die venetianische Inquisition.

Wer würde sich lange sträuben, einer Einladung zu einem Besuche Venedigs zu folgen, der oft besungenen, öfter beschriebenen Lagunenstadt, der Stadt der Denkmäler, die selbst fast mehr ein Denkmal, als der Rahmen frischen Lebens, nicht nur an die Helden der Vergangenheit uns gemahnt, nicht nur die Schicksale berühmter Geschlechter uns vor Augen führt, sondern die eine Welt verkörpert, fremd und doch so mächtig anziehend, dass wir ahnungsvoll den Stimmen lauschen, die aus tausend wunderbar gefügten Steinen, aus Hallen, Säulen und Palästen zu uns sprechen? Doch — ich kann mir's nicht verhehlen — nicht jeder hört sie, diese Stimmen, nicht jeder, der den Fuß in eine schwankende Gondel setzt und, seine Soldi in der Rechten, den hellglänzenden Bädeker oder dunkler abgetönten Meyer in der Linken, die beschwerliche Wanderung antritt, welche nach einem wohlgeordneten Reiseprogramme die lange Zeit zwischen dem Frühstücke bei „Florian" oder „Quadri" und dem Diner im Hotel auszufüllen bestimmt ist. So mancher hat sein Pensum unter geheimen Seufzern zu Ende gebracht und seine sehnsüchtigen Blicke von den Bildern Paolo Veronese's auf das Zifferblatt seines Chronometers schweifen lassen, der den vielen Kunstgenüssen endlich Einhalt gebieten sollte. Ich habe auch schon Leute gekannt, die sich über den Mangel eines soliden Häuseranstriches in Venedig beklagt haben, und es gibt selbst

Venetianer, die dieſen Uebelſtand empfinden und ein Uebriges in der Anſchaffung von Waſſer- und Oelfarbe leiſten, um ihren guten Geſchmack zu erweiſen. Ein Club kunſtfreundlicher Bewohner der Königin der Adria, eine Art Anti-Stadtverderbungsverein hat vollauf zu thun, um den barbariſchen Verſchönerern in die erhobene pinſelbewehrte Rechte zu fallen.

Noch iſt aber unſere Generation zu enge mit der Romantik verwebt, als daſs ſie ganz aufhören könnte, Venedig zu lieben. Wer nur einen tiefen Blick in dieſes thränenfeuchte Antlitz, in dieſes träumeriſche Auge gethan, der hängt ihm an und kann es nie vergeſſen. Denn ganz ungewöhnlich feſt iſt hier mit der äußeren Erſcheinung der Stadt die geſchichtliche Erinnerung verknüpft. Die alte Republik iſt todt, aber ihr Geiſt läſst ſich aus den Räumen nicht verbannen, die er einſt belebt und beherrſcht hat. Bei hellem Tage tritt er uns entgegen, mitten unter den Schwärmen von gaffenden Fremden und recitirenden Führern. Auch die ungeſchickte, abgeſchmackte Geſchichtserzählung dieſer letzteren vermag die Bilder nicht zu verwiſchen, die in unſerer Phantaſie mächtig emporſtreben; die ſpärlichen Daten eines Reiſehandbuches genügen, um die Geſtalten derjenigen in uns lebendig erſcheinen zu laſſen, vor deren Bildniſſen und Denkmälern wir ſtehen. Ganz übermächtig aber wird die Erinnerung dieſer nachklingenden Vergangenheit, wenn das lebende Geſchlecht ſich zurückzieht aus den Plätzen und Gaſſen in die Heimlichkeit ſeiner Behauſungen. Dann geiſtert es in Venedig, wie in keiner anderen Stadt der Erde.

In lauer Mondnacht treten wir aus den Arcaden des Marcusplatzes auf die Piazzetta. Das heitere Treiben einzelner plaudernder Gruppen, das uns vielleicht ſoeben noch gefeſſelt hat, bleibt hinter uns, es verſtummt. Von der großen Lagune ziehen die hellen Silberſtreifen uns entgegen, unterbrochen von den im tiefſten Schatten liegenden Mauern der Dogana und von San Giorgio Maggiore. Wir ſchreiten den beiden Säulen zu, auf welchen der heilige Theodor mit dem Krokodil und der Marcuslöwe ſeit Jahrhunderten Wache halten. Unſer Begleiter, wenn er ein Venetianer von Geburt iſt oder ſich durch längeren Aufenthalt an die Gewohnheiten der Autochthonen gebunden fühlt, zieht uns nach links, denn kein echtes Marcuskind betritt den Raum zwiſchen dieſen beiden Säulen. Hier wurde ſchon

in mancher so schönen Mondnacht in geräuschloser Geschäftigkeit die Forca, der Galgen, aufgestellt, auf welchem der erste Sonnenstrahl des nächsten Tages das verzerrte Antlitz eines gerichteten Nobile traf. Dann lief das Volk wol von allen Seiten zusammen und sah nach dem stummen Zeugen einer unerbittlich strengen Staatsgewalt empor, und wortlos verschwand einer nach dem andern wieder, verschlossen blieb der sonst so geschwätzige Mund dem Beschauer, bis er etwa in einen der tausend Paläste zitternd die Kunde brachte von dem, was er gesehen.

Wir schreiten weiter; aus dem Schatten seines schwarzen Fahrzeuges erhebt sich ein Gondoliere, uns einzuladen zu einer Fahrt durch die stille Lagune im berückenden Mondschein; mit wohlklingenden einschmeichelnden Worten preist er die Schönheit dieser Nacht. Uns aber fesselt jetzt der Anblick des lichtumflossenen Dogenpalastes. Dieser Reichthum der Formen, diese mannigfachen Motive, die Abwechslung und doch die Einheit, das kaum zu übersehende Detail eigenthümlichen befremdenden Zierats, und doch diese erhabene Größe des Ganzen — das ist das in Stein gehauene Abbild der alten Republik. Auf dem Altane, zu dem wir emporschauen und der seinesgleichen sucht unter den Altanen aller Schlösser und Paläste der Welt, stand auch in solcher Nacht wohl mancher Doge; die Feinheit des seidenen Gewandes, das ihn umhüllte, wetteiferte mit der Weiche der Linien dieser prächtigen steinernen Umrahmung. In der erquickenden Kühle suchte der wenig beneidenswerte Purpurträger Beruhigung, Klärung in den stürmischen Kämpfen, die sein Inneres erfüllt haben. Vor wenigen Stunden hatte er einen Besuch gehabt, den auch der Doge, so sehr er ihn verwünschen mag, nicht abweisen darf. Die Inquisitoren hatten ihm in äußerlich demütig klingenden, aber doch sehr bestimmten Worten ihre Meinung über sein Verhalten ausgesprochen, hatten sich schließlich geäußert, wie sehr sie bedauerten, ihn acht Tage lang nicht außer dem Palaste sehen zu dürfen, welche Zeit er dazu benützen werde, über ihre Meinung nachzudenken — und er, der Herzog, das Haupt dieses Staates, dessen Galeeren das Mittelmeer beherrschten, um dessen Gunst die Gesandten aller europäischen Herrscher sich mühten, er hatte das geduldig anhören, er

hatte zusagen müssen, sich dem Spruche zu fügen, der ihn zum Gefangenen machte, ohne Anklage, ohne Gericht, ohne Vertheidigung. Nun betritt unser Fuß die Stufen des Ponte della Paglia, unter uns dunkelt der Canal, der den Palast im Osten begrenzt. Ihn überspannt die Seufzerbrücke, die zu den Staatsgefängnissen führt.

Kein Licht, ein matter Dämmerschein ist hier,
Er zeigt mir Mauern, die von Tönen nur
Des Elends widerhallen, von den Seufzern
Langwier'ger Haft, von Tritten, deren Laut
Des Eisens Klang begleitete, vom Röcheln
Des Todes und von Flüchen der Verzweiflung.

So lässt Byron den unglücklichen Foscari in diesem Gefängnisse klagen, in das ihn der Spruch des Rathes der Zehn gebracht hat. Wir sehen sie leibhaftig vor uns, diese Zehn, von Foscari's Gemalin Marina geschildert:

diese alten Menschenteufel
Mit einem Fuß im Grab, mit todten Augen,
Die nie von Thränen, nur vom Alter triefen,
Mit langen, weißen, spärlich dünnen Haaren,
Mit schwachen Händen, Häuptern so gelähmt,
Als ihre Herzen hart sind, die beraten,
Ersinnen Ränke, streichen Menschenleben,
Als gälte Leben mehr nicht als das todte
Gefühl in ihrer fluchbelad'nen Brust!

So Widersprechendes, so unbegreifliche Gegensätze soll dasselbe Volk in derselben Zeit hervorgebracht haben: Kunstwerke voll ergreifender Schönheit, die heute noch, der Jugendfrische längst beraubt, die hellste Freude in jeder Menschenbrust erwecken, die noch des Schönen sich zu freuen vermag, schaffensfrohe Künstler, emsige Handwerker, unternehmende Kaufleute, Staatsmänner, Gelehrte, Kriegshelden — und daneben und als Leiter und als Beherrscher aller dieser kräftigen Naturen solche Wütriche, die das Böse um des Bösen willen thun, die sich an dem Stöhnen der Gemarterten, am Röcheln der Sterbenden ergötzen! Nein, so war's auch nicht, diese „Menschenteufel", die der kranke Brite sich vorgespiegelt, lebten niemals in der Bella Venezia, und wir thun gut, die Schauer abzuschütteln, die

sich, wie ein Nachtnebel aus der schwarzen Lagunenflut, um unsere gesunden Sinne legen. Der Romantik ihr Recht, doch auch der Wahrheit; die beiden sind nicht so spinnefeind, als mancher meinen mag, und lassen leichter sich, als man es denkt, vereinen.

Wie also stand es um die Inwohner dieser Gefängnisse, was weiß die Geschichte von ihrer Zahl und Bedeutung zu berichten, wie weit giengen Macht und Wirkungskreis jener Behörden, denen die schwersten Verbrechen an dem Volkstum der alten Republik zugeschrieben werden, des Rates der Zehn und der Inquisition? Diese Fragen soll uns jene Wissenschaft beantworten, von der wir zuerst und vor allem andern Wahrheit verlangen können. Wenn sie auch noch lange nicht so reich bedacht ist, um uns über alles vollständige Auskunft geben zu können, was wir zu erfahren wünschen, so kann sie doch im einzelnen berichtigen und aufklären, sie kann schon heute die Säulen setzen, auf welchen sich das Gebäude einer künftigen reicheren Erkenntnis erheben soll, das freilich niemals seinen Abschluss erlangen wird.

Die ersten Anfänge der beiden genannten Behörden, die stets in innigem Zusammenhange geblieben sind, führen uns zu dem für die Geschichte des venetianischen Staates entscheidenden Momente der „Schließung des Großen Rates" („Serrata del mazor consegio"). Der Doge Pietro Grandenigo setzte dadurch im Jahre 1297 den gefährlichen Umtrieben ein Ende, von denen die Wahlen in diese höchste Vertretungs-Körperschaft des Adels der Inseln und des Festlandes bisher begleitet gewesen waren. Man hat sich gewöhnt, diesen Act als den Ausgangspunkt der Unterdrückung des venetianischen Volkes durch eine herrschsüchtige Aristokratie zu brandmarken, man hat damit sehr geirrt; thatsächlich wurde mit diesem kühnen Schritte die Erhaltung dieses großartigen Gemeinwesens, das unter den Culturstaaten aller Zeiten eine hervorragende Stellung einzunehmen berechtigt ist, ermöglicht. Das Volk, die Unterthanen, sahen sich durch denselben in keiner Weise beeinträchtigt, wohl aber einzelne adelige Familien, welche durch die letzte Fassung, in der das betreffende Gesetz vom Großen Rathe angenommen worden war, ihrer politischen Rechte beraubt wurden. Die Unzufriedenheit steigerte sich bis zu einem Auf-

stande, der 1310, von Marco Querini und Bajamonte Tiepolo in Scene gesetzt, zu einem Gemetzel auf dem Marcusplatze und in der Merceria führte, in dem die Besonnenheit und persönliche Tapferkeit des Grandenigo den endlichen Sieg davontrug. Zur Sicherstellung der Stadt gegen ähnliche Empörungen und Kämpfe erwählte der Rath eine Commission von zehn Mitgliedern und dieser Rath der Zehn ertheilte durch das Statut vom 3. Januar 1313 einem Comité von Dreien aus seiner Mitte den Auftrag, geheime Untersuchungen über die Feinde der Regierung anzustellen, sie in Gefängnisse zu liefern, ihren Process einzuleiten, dem Rathe der Zehn denselben vorzulegen und die von ihm bestimmte Strafe an den Schuldigen zu vollziehen. Alle anderen Staatsverbrechen, die nicht unmittelbar mit der Verfassungsänderung im Zusammenhange standen, wurden, wie bisher, vor das Forum der Quarantie, der höchsten richterlichen Instanz der Republik, gebracht. Die Inquisitoren bildeten in jener Zeit also noch keine ständige Magistratur, sondern wurden als eine außerordentliche Commission angesehen. Hingegen wurden „die X" — dies die amtliche Bezeichnung des Rathes der Zehn — im Jahre 1335 durch ein besonderes Decret für alle Zeiten bestätigt.

Die Kämpfe mit den Carraras in Padua gaben den X neuen Anlass zur Verwendung der Inquisitoren. Die Häupter dieser mächtigen Familie suchten und fanden Anhänger unter den Senatoren von Venedig, um über alle Pläne und Unternehmungen der Republik im vorhinein unterrichtet zu sein. Da erhielten die Inquisitoren den Auftrag, jene Senatoren ausfindig zu machen, welche Staatsgeheimnisse an fremde Fürsten verrieten. Sie nahmen sich als „Inquisitori contra i propagatori dei secreti di Stato" mit großem Eifer dieser Aufgabe an; eine Reihe von Verrätern, darunter Alvise de Molino, Lunardo Morosini, Marino Barbarigo, wurden durch sie entlarvt und bestraft. Als in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ein rüder Ton bei den Ratsversammlungen einriss und persönliche Beleidigungen der Senatoren und Staatsbeamten an der Tagesordnung waren, ja geradezu tumultuarische Vorgänge der Würde der obersten Staatsvertreter gefährlich wurden, da mussten die In-

quisitoren die Strafgelder, welche auf solche Ausschreitungen gesetzt waren (das Minimum betrug 500 Lire) eintreiben und wohl auch härtere Urteile vollziehen. So wurde 1471 Bartolomeo Memmo wegen Beleidigung des Podestà von Padua, Domenico Erizzo, aufgehenkt, seine dabei beteiligten Brüder auf ein Jahr ins Gefängnis geworfen. Eigene Gefängnisse standen damals den Inquisitoren noch nicht zur Verfügung, Urteile vollzogen sie nur im Auftrage der X; erst 1539 wurde ihnen das Recht gegeben, diejenigen Uebertreter der Gesetze zu bestrafen, deren Verbrechen nach dem einstimmigen Urteile der drei Richter mit einer zweijährigen Gefängnisstrafe oder ebenso lange währender Landesverweisung gebüßt werden konnte. Waren sie nicht einig, so kam die Entscheidung an die X.

Die wachsende Bedeutung der venetianischen Politik im 16. Jahrhundert hatte die Erweiterung der Macht der X zur Folge. Immer dringender wurde die Notwendigkeit, die Beschlüsse und Vorkehrungen des Senates von jeder Beeinflussung und Störung frei zu halten und jeden außerordentlichen Verkehr mit den Gesandten fremder Mächte zu verhindern. Die Ueberwachung des zur Teilnahme an der Regierung berufenen Adels wurde von den X auf alle Lebensgebiete ausgedehnt. Sie hatten zu diesem Zwecke unter dem Titel, sich jederzeit die nötigen Aufklärungen erteilen lassen zu können, eine „Giunta“ gebildet, die aus Beisitzern bestand, welche durch den Senat aus den obersten Aemtern gewählt wurde. Durch dieselben beherrschten sie alle Gerichtshöfe und versuchten selbst den Senat sich abhängig zu machen. Dieser wagte nicht, offen gegen die X aufzutreten, um nicht das Ansehen einer für den Staat unentbehrlich gewordenen Körperschaft zu erschüttern, aber er entzog ihnen das kräftigste Mittel für die Ausdehnung ihres Einflusses, indem er 1583 die Bildung der „Giunta“ verhinderte. Kein Beisitzer erhielt bei den Wahlen dieses Jahres die erforderliche Anzahl von Stimmen. Um sich nun eine neue kräftige Stütze zu schaffen, gestalteten die X die Inquisition zu einem selbständigen Staatsamte aus, welches nach und nach zu Befugnissen kam, deren sich die X selbst nicht hatten freuen können. An die Stelle der Abhängigkeit trat nun zwischen diesen beiden gesonderten Körperschaften das Verhältnis der

Affiliation, welches bis zu den letzten Tagen der Republik unberührt blieb. Die Staats-Inquisition wurde jetzt ein mit allen Attributen ausgerüstetes inappellables Criminalgericht, welches selbst einzelne Rechte der Souveränetät ausübte. Die Inquisitoren konnten Verbrechern Verzeihung versprechen, wenn sie ihre Mitschuldigen nannten, sie konnten foltern lassen und während der Folter Gnade gewähren, sie konnten Strafen ändern und sich von den X die Gelder für besondere Belohnungen an Angeber, Verräter und Vollstrecker ihrer Urteile anweisen lassen. Auch wurden ihnen 1591 eigene Gefängnisse, die „Carceri sotto i piombi", unter dem mit Blei bedeckten Dache des Dogenpalastes, zugewiesen. Von den Ungeheuerlichkeiten, die von diesen Bleikammern erzählt wurden, verdient nur ein geringer Teil Glauben. Der Aufenthalt darin mag ebensowenig als der in den später zu erwähnenden „Pozzi" zu den Annehmlichkeiten gehört haben; es war dem 19. Jahrhundert vorbehalten, bei der Anlage von Gefängnissen auf die Erhaltung des Wohlbefindens der Gefangenen Rücksicht zu nehmen; unsere Vorfahren wollten stets mit der öffentlichen Strafe auch etwas körperlich Empfindliches verbinden; die „Verließe, Türme, Kotter und Keuchen" unserer heimatlichen Schlösser und Städte waren auch keine sehr geschmackvoll adaptierten Appartements, und es wäre sehr unrichtig, den Venetianern eine abnorme, raffinierte Grausamkeit in der Anlage ihrer Gefängnisse vorzuwerfen.

Ein sehr wirksames Mittel, die Tätigkeit der Inquisition zu erleichtern, gewährte die Verordnung von 1593, dass die Inquisitoren berechtigt seien, aus jedem Gerichtsarchive Acten zu entnehmen, ohne den Grund dafür anzugeben. Dadurch konnten sich die Inquisitoren einerseits jene vielseitigen Kenntnisse verschaffen, aus welchen sich der Nimbus der Allwissenheit entwickelte, andererseits war es nicht möglich, dass irgend ein Beschluss gegen sie selbst gefasst werden konnte, von dem sie nicht sofort Kunde erhielten. Kurze Zeit, nachdem die Stellung der Inquisition im Staate eine selbständige geworden war, gaben ihr die politischen Ereignisse Gelegenheit, sich dem Staate in hohem Grade nützlich zu erweisen, ja notwendig erscheinen zu lassen. Es kamen im siebzehnten Jahrhundert Zeiten großer, ernstester Gefahr

über die Republik. Konnte man schon während der Streitigkeiten mit Papst Paul V. befürchten, dass innere Parteiungen zum Bürgerkriege führen oder zum mindesten dazu beitragen würden, das Ansehen Venedigs zu schädigen, so sah man sich 1618 geradezu in der Existenz bedroht, als die ohne Zweifel von Spanien inspirirte Verschwörung fremder Söldner unter Jacques Pierre entdeckt wurde. Jetzt galt es, die Republik gegen Spanien zu schützen, welches durch die Vernichtung derselben seine eigene Suprematie in Italien befestigen wollte. Man wusste, dass Spanien darauf ausgieng, Anhänger unter den Venetianern selbst zu gewinnen; dass es darnach strebte, die Wege der venetianischen Politik im vorhinein kennen zu lernen, um sie durchkreuzen zu können; dass es große Summen zu opfern bereit war, um diesen Zweck zu erreichen. Da war die höchste Wachsamkeit geboten; keinem Venetianer durfte es gestattet werden, mit Gesandten oder Agenten fremder Fürsten und Staaten Unterhandlungen zu pflegen, wenn er nicht dazu besonders autorisiert war; jede persönliche Annäherung an auswärtige Diplomaten erweckte den Verdacht, es handle sich dabei um einen Anschlag gegen den Staat. In diese Zeit fallen daher die hervorragendsten politischen Processe der Inquisition und auch der einzige nachweisbare, aber auch offen einbekannte Justizmord, dessen sich die X und die Inquisition schuldig gemacht haben.

Der erste dieser Processe ist der gegen Badoër. Angelo oder Anzolo, wie ihn die venetianische Mundart nennt, gehörte einer Linie des uralten Hauses der Badoër an, ehedem Partecipazio genannt, die zu großer Macht gelangt waren und der Republik in den ältesten Zeiten eine Reihe von Dogen gegeben hatten. Vater und Oheim Anzolo's waren Ambasciatoren gewesen, er selbst, von Jugend auf für den öffentlichen Dienst bestimmt, hatte eine tüchtige diplomatische Schule hinter sich und war schon dreimal als Gesandter in Verwendung gewesen, als die Differenzen zwischen Venedig und Paul V. eine für seine Vaterstadt bedenkliche Wendung nahmen. Schärfer denn je sah man damals von Seite der venetianischen Regierung darauf, dass zwischen den hohen Staatsbeamten und den Agenten der Curie kein Verkehr stattfinde. Dennoch trat Badoër mit dem päpstlichen

Nuntius Gessi in nähere Verbindung und hatte in den ersten Tagen des Juli 1607 eine Unterredung mit demselben im Zimmer des General-Commissärs der Frari, welche bis 3 Uhr morgens währte. Als ein Zeichen der Heimlichkeit derselben wurde angeführt, dass er sich ohne Leuchte um diese späte Nachtstunde nach Hause begeben habe. Im December desselben Jahres wurde der Fall von den Zehn, deren Versammlung noch durch den Dogen und die sechs Consiglieri verstärkt war, verhandelt. Ueber die Verteidigung Badoër's enthalten die Acten nichts; das Urteil vom 11. December 1607 lautet auf ein Jahr Gefängnis und das Verbot, die Republik je zu verlassen. Diese mildeste Form des Urteiles hatte die Majorität erlangt, die Minorität war für schärfere Strafen gewesen. Ob und wo Badoër seine erste Strafe abgebüßt, wissen wir nicht; von dem Augenblicke an, als er wieder von sich sprechen macht, ist er bereits in eine neue Anklage verfallen. Am 13. April 1613 wurde in der Versammlung der Zehn behauptet, dass Badoër seit langer Zeit einen Jahresgehalt von einem fremden Fürsten („da principe grande") erhalte und diesen veranlasst habe, andere Fürsten gegen die Republik aufzureizen. Man beschloss, ihn binnen drei Tagen dingfest zu machen und zur Verteidigung zu verhalten. Badoër erhielt von diesem Beschlusse rechtzeitige Kunde und entzog sich der Verantwortung durch schleunige Flucht. Infolge dessen wurde er am 21. April einstimmig verurteilt, sein Vermögen eingezogen, 4000 Ducaten wurden als Preis auf seinen Kopf gesetzt, 6000 demjenigen zugesichert, der ihn lebend in die Hände der Inquisition schaffen würde. Einer der Inquisitoren, Almoro Zane, der ihm die bevorstehende Gefangennehmung verraten haben soll, wurde drei Jahre vom Consiglio ausgeschlossen. Es hat sich bis zum heutigen Tage nicht entscheiden lassen, ob Badoër damals schuldig war oder nicht, ob seine späteren Verbindungen nur die Fortführung schon vorher angeknüpfter waren oder ob ihn die Härte und Grausamkeit, mit welcher ihn seine Vaterstadt behandelte, in die Arme der Gegner Venedigs geführt hat. Auch Fulin's eingehende Untersuchung, welche auf einer genauen Kenntnis aller über diesen Fall handelnden Acten beruht, gibt keine Handhabe zu einem sicheren Urteile. Tatsache ist es, dass sich Badoër

nach seiner Flucht in den politischen Kreisen des Auslandes wiederholt bemerkbar gemacht hat. Er verkehrte in Frankreich mit dem Hofe, befand sich mehreremale bei den spanischen Statthaltern in Mailand, stand mit dem Herzoge von Lerma in Unterhandlungen und war im Dienste der römischen Curie. Die Venetianer schrieben seinem Einflusse die feindselige Haltung und die gefährlichen Anschläge Spaniens zu, welchen sie während Badoër's Lebensdauer ausgesetzt waren; sie hielten ihn für den geistigen Urheber der Verschwörung von 1618 und der Actionen des Vicekönigs von Neapel, des Herzogs von Ossuna; sie waren überzeugt, dass er Frankreich und den Papst gegen sie einzunehmen trachtete. Im Jahre 1626 wurden neuerdings 10.000 Ducaten zur Verfügung gestellt, um den Verhassten unschädlich zu machen, hauptsächlich wegen seiner Umtriebe in Frankreich. Badoër hat sich mehrmals zu vertheidigen versucht. Der nach seiner Flucht an seine Verwandten gerichtete Brief leugnet alle Vergehen, die ihm zur Last gelegt werden, und führt den gegen ihn eingeleiteten Process auf Machinationen seiner persönlichen Feinde zurück. Man kann jedoch nicht behaupten, dass der Ton dieses Briefes dazu beitragen würde, die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Behauptungen in dem Leser zu befestigen. Die gerechte Entrüstung eines an seiner Ehre schwer gekränkten, von seiner Vaterstadt verstoßenen Patrioten klingt nicht heraus. Als Badoër 1630 in Rom starb, hinterließ er ein versiegeltes Schreiben an die Signorie, welches die Beweise seiner Unschuld enthalten sollte. Dasselbe kam auf diplomatischem Wege nach Venedig, sein Inhalt sollte jedoch nicht bekannt werden. Ein Decret verordnete, dass dieses Schreiben von den Inquisitoren unerbrochen zu verbrennen sei. Es war nach seinem Tode in Rom das Gerücht verbreitet, er sei durch venetianisches Gift umgekommen. Giovanni Pesaro, der damalige Gesandte der Republik in Rom, fand sich veranlasst, dieser Version in einem amtlichen Berichte entgegenzutreten.

Der Fall Badoër hat die Haltung der Staats-Inquisition wesentlich beeinflusst. Man schrieb dem Umstande, dass der Verräter entkommen war, die nachteiligsten Folgen für den Staat zu und entwickelte von nun an eine Raschheit in der Procedur mit po-

litisch Gravierten, die nicht ohne Rechtsverletzung angewendet werden konnte, denn man traf mit den Schuldigen auch die Unschuldigen.

Zu den ersteren gehörte Giambattisto Bragadin. Eine der zeitgenössischen Chroniken, welche das Wiener Staatsarchiv bewahrt, enthält über dessen Verbrechen und Strafe folgende Notiz: „10. September 1620. Morgens bei Sonnenaufgang wurde erdrosselt und dann auf den Galgen gehenkt, mit den Füßen nach aufwärts und so den ganzen Tag über gelassen Signor J. Battista Bragadin infolge eines Spruches der Zehn vom vorhergehenden Tage, nachdem er am 7. in dem Augenblicke gefangengenommen worden war, als er eben aus der Quarantie, dem obersten Tribunal zu Venedig, kam." Bragadin, ebenfalls aus sehr vornehmem Hause, war schon mit dem Marquis v. Bedmar in Verbindung gestanden, der sich bei der Verschwörung von 1618 äußerst compromittirt hatte, und leistete ebenso dessen Nachfolger Luigi Bravo, spanischem Residenten, Spionendienst um elenden Lohn, wie es heißt 80 Scudi monatlich. Wer in den weiten Hallen der Frarikirche die Denkmäler der venetianischen Kriegshelden und Staatsmänner betrachtet und sich mitten in die Zeit versetzt sieht, wo diese großen Männer und starken Naturen noch nicht so spärlich gesäet waren, als heutzutage, der gedenke auch des Unglücklichen, Leichtfertigen, der aus Gewinnsucht sein Vaterland verraten konnte; denn hier in der Kirche der Frari wurde sein häßliches Verbrechen entdeckt. Es war aufgefallen, daß zu gewissen Zeiten, nachdem gerade Signor Bragadin sein Gebet verrichtet hatte, der Secretär der spanischen Gesandtschaft in demselben Betstuhle erschien. Eines Tages fand ein Bruder nach dem Abgange Bragadins eine Schrift im Betstuhle, nahm sie zu sich, ehe der spanische Secretär kam, und überbrachte sie dem Dogen. Sie enthielt politische Mitteilungen. Man ließ Bragadin vor die Pregadi stellen und veranlaßte ihn daselbst, ein Billet zu schreiben. Als man ihm die bei den Frari gefundenen Schriften neben sein Billet legte, damit er die Schriftzüge vergleiche, sank er in die Knie mit den Worten: „Ich bin des Todes würdig!"

Schon zwei Jahre nach dieser Execution fiel abermals ein edles Haupt der Strenge der Inquisition zum Opfer, und diesmal

ein unschuldiges.' Antonio Foscarini, geboren am 5. August 1570, war 1606 Podestà in Chioggia, 1607 Gesandter in Paris, 1609 Savio della Terra ferma, und in demselben Jahre noch wurde er als Gesandter nach England abgeordnet. Dort stand ihm ein Secretär, Muscorno, zur Seite, der ihm feindlich gesinnt und — wir wissen nicht aus welchen Beweggründen — sein Verderben herbeizuführen unablässig bemüht war. Er veröffentlichte nicht nur eine hämische Flugschrift, „Detti e fatti dell' Ambasciatore Foscarini," sondern beklagte seinen Chef auch direct beim Senate, dass er in England ein seiner Stellung unwürdiges Leben führe. Endlich (1615) wurde Foscarini zurückberufen und ein Process gegen ihn eingeleitet, der bis zum 19. December 1618 währte. Die Gesandten der Republik in Savoyen, Frankreich und England wurden über ihn verhört. Pietro Contarini meinte, als er von den Inquisitoren befragt wurde, sein College werde in London als Narr („Pazzo") bezeichnet. Dies bekundete jedenfalls kein Staatsverbrechen, Foscarini wurde freigesprochen, der Angeber Muscorno kam auf zwei Jahre nach Palma auf die Festung. Während dieser Zeit genoss Foscarini wieder das öffentliche Vertrauen, er wurde sogar zu den Verhandlungen zugezogen, die mit dem Ritter Arsen, einem Special-Gesandten der holländischen Generalstaaten, wegen Abschlusses eines Bündnisses geführt wurden. Dass auch die Gewohnheiten des leichtlebigen Cavaliers bald wieder ihr Recht behalten haben, beweist der intime Verkehr, den er mit der Lady d'Arundel unterhielt, als diese — eine dem englischen Hofe durch die Stellung ihres Gemals nahestehende Dame — 1619 nach Italien kam und abwechselnd in Venedig und in Padua ihren Wohnsitz aufschlug. Ob bei den häufigen Besuchen, welche ihr Foscarini abstattete, auch Herzensangelegenheiten mitspielten, lässt sich actenmäßig wol nicht feststellen, wir wissen nicht einmal, ob sich die Dame besonderer äußerer Vorzüge erfreute, ihr späteres Auftreten bezeugt nur ein energisches, resolutes Wesen. Dieses kann an sich schon anziehend genug gewesen sein, um Foscarini vergessen zu lassen, dass er durch häufiges Zusammensein mit den fremden Diplomaten, die bei Lady Arundel ein- und ausgiengen, den Verleumdungen seiner Feinde wieder neue Nahrung gab. Jedenfalls war er ganz unvor-

bereitet, als er am 8. April 1622 beim Austritte aus dem Senate gefangengenommen und des Verkehrs mit mächtigen auswärtigen Monarchen beschuldigt wurde. Nach zwölftägiger Haft wurde er von einem Gerichte, das aus dem Dogen, drei Consiglieri, dem Haupte der Zehn, zwei Inquisitoren und zwei Avogadori di Comun bestand, schuldig erklärt und zum Tode verurteilt. Er machte noch vor drei Zeugen sein Testament und wurde am 21. April, morgens, hingerichtet. Muscorno, der mittlerweile seine Haft überstanden hatte, war wahrscheinlich die Seele der neuen Anschläge gewesen, die der Delatore Vano insceniert hatte. Die Nachricht von dem schrecklichen Ende des lebenslustigen Mannes erregte unter dem Adel die höchste Bestürzung; doch wagte niemand, einen Vorwurf gegen die Richter laut werden zu lassen. Dumpfe Stille lagerte über der Lagunenstadt, während einer ihrer ersten Cavaliere den ganzen Tag über am Galgen hieng. Erst abends wurde der Leichnam in San Giovanni e Paolo hastig und ohne Aufsehen beigesetzt. Lady Arundel aber nahm sich, während selbst seine nächsten Verwandten schwiegen, der Ehre ihres gemordeten Freundes an. Obwol ihr der englische Gesandte in Venedig, Sir Wotton, welcher den Katholiken nicht geneigt war, widerraten hatte, in die Stadt zu kommen, ließ sie sich doch nicht abschrecken und begab sich sofort auf die Nachricht von dem entsetzlichen Vorfalle in Wotton's Haus und zwang diesen, sie selbst in das Consiglio zu führen. Dort widersprach sie den gegen Foscarini und mittelbar auch gegen sie erhobenen Anklagen und ließ sich über die Evidenz ihrer politischen Unschuld einen Staatsact ausstellen, damit sie sich vor ihrem Gemal rechtfertigen könne. Dieser scheint sich sogar selbst seiner Gattin angenommen zu haben, denn es findet sich ein Brief König Jakob's vor, in welchem dieser für die Lady beim Senate der Republik eintritt. Hierauf wurde auch der Process Foscarini wieder aufgenommen, seine Schuldlosigkeit wurde erhoben, und nun nahmen seine Richter keinen Anstand, die Schuld des Justizmordes öffentlich einzubekennen und durch ein Decret feierlich zu erklären, dass Foscarini ungerechtfertigt verurteilt worden war. Sein Leichnam wurde in großem Pompe von Giovanni e Paolo zu den Frari gebracht, der Delatore Vano am 16. Januar 1623 stranguliert.

So groß waren das Ansehen und die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Inquisition, daſs auch dieſer eclatante Fall keine Veranlaſſung zur Einſchränkung ihrer Macht gab; auch die Verfaſſungsreform von 1628 berührte ſie weſentlich nicht, nur wurde ihr das Recht benommen, an vornehmen Perſonen die Todesſtrafe vollſtrecken zu laſſen. Von da an kamen die „Pozzi" als Gefängniſſe für lebenslänglich Verurteilte in Verwendung. Im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts wurde der Wirkungskreis der Inquiſitoren noch mehrfach erweitert: 1632 erhielten ſie den Auftrag, die Verfälſcher der Vota (der Stimmenabgabe in den Sitzungen des Großen Rates) zu erkennen. 1656 wurden ſie mit der Gewalt betraut, gegen jene Perſonen Unterſuchungen einzuleiten, die Banditen in ihren Dienſt nahmen. 1659 gab man ihnen den Auftrag, das Betragen des Dogen zu überwachen. Nach und nach zogen ſie alle Geſchäfte der Zehn in ihren Wirkungskreis. Eine genaue Präciſierung ihrer Competenz hat nie ſtattgefunden; was nicht ausſchließlich dem Senate oder der Quarantie vorbehalten war, konnte vor ihr Tribunal gebracht werden. Die von Daru, dem berüchtigten Entſteller und Fälſcher venetianiſcher Geſchichte, veröffentlichten „Statuten der Inquiſition" ſind unecht; Ranke hat dies in höchſt geiſtvoller und überzeugender Auseinanderſetzung nachgewieſen. Vielleicht liegen ihnen echte Elemente zugrunde; ihr Zweck, Napoleon zuliebe die Verfaſſung der venetianiſchen Republik der allgemeinen Verachtung preiszugeben, iſt leider nur zu gut erreicht worden.

Die unſtreitig über das gewöhnliche Maß ſtaatsbehördlicher Befugnis weit hinausreichende Macht der Inquiſitoren baſierte auf den Ausſchweifungen und Verirrungen des venetianiſchen Adels, die ihnen immer Gelegenheit gaben, jeden Einzelnen anzugreifen, ſo daſs ſich es niemand mit ihnen verderben wollte. Die Sittenpolizei trat immer mehr in den Vordergrund ihrer Tätigkeit, je tiefer die Bedeutung des politiſchen Lebens in Venedig ſank. Selbſt die Vorgänge in den innerſten Gemächern des Palazzo Ducale entgiengen ihrer Beobachtung nicht; doch konnten ſie den Dogen nicht vorladen, ſondern muſsten ſich zu ihm verfügen, wenn ſie ihm Ausſtellungen über ſein Benehmen zu machen hatten. Es war für einen Dogen

von Wichtigkeit, dass er seine Abreise bemerkbar machte, wenn er seine Campagna besuchte, sonst konnte man meinen, er habe von den Inquisitoren Hausarrest dictiert bekommen, denn gewöhnlich maskirte man seine unerwünschte Zurückgezogenheit mit der Phrase: „Der Doge ist aufs Land gegangen.“ Auch die Geistlichkeit wurde von der Inquisition überwacht, „daher ist in keinem Lande“, sagt Siebenkäs, „diese unruhige Classe von Menschen friedfertiger und sanftmütiger, als im venetianischen Staate“. Die Ordnung im Theater nahm ebenfalls ihre Aufmerksamkeit in Anspruch; wenn sich unter den Schauspielern Parteien bildeten und das Publicum natürlich lebhaft Anteil für und wider nahm, so wurden die Urheber vor den Richterstuhl der Inquisition gefordert. Geschlossene Verbindungen wurden absolut nicht geduldet; deshalb und aus keinem anderen Grunde erfolgte 1785 die Aufhebung der Freimaurerloge in Venedig.

Ihre vielseitigen Aufgaben erfüllten die Inquisitoren durch die Ausnützung des Systems der „Delatori“ (Angeber). Zu diesen gehörten Geistliche, Gast- und Kaffeewirte, Barbiere, die Dienerschaft der Patrizier, wohl auch herabgekommene Nobili und „Frauenzimmer“ aller Art. Die Anzeigen wurden in den bekannten Löwenrachen im Dogenpalaste geworfen oder dem Oberhauptmanne der Sbirren, dem Capitan Grande, übergeben, bei dem sich die Delatori zur Nachtzeit einfanden. Den ersten Nachrichten wurde nie Glauben geschenkt; man schickte zur Beobachtung neue Spione, die von den bereits erstatteten Berichten nichts wussten. Wurde eine Anklage gerecht befunden, dann wurden erst in der Stille die Zeugen verhört, die sich eidlich verpflichten mussten, niemandem etwas von dem zu sagen, was sie gesehen oder gehört hatten. Je schwerer die Anklage war, desto öfter wurden die Verbrecher vorgeladen, ohne jedoch vorgelassen zu werden. Es war für dieselben dann höchst unangenehm, stundenlang vor dem aller Welt bekannten Locale der Inquisition warten und endlich unverhört wieder abziehen zu müssen, bis es den gestrengen Herren beliebte, den Schleier zu lüften, der noch über den zu erwartenden Anklagen schwebte. Schwere Verbrecher wurden in der Nacht aufgehoben; die Damen erhielten Hausarrest, wurden in Klöster gesperrt, oder in ein einsames Landhaus verwiesen. Fremden

wurde angezeigt, daſs ſie in 24 Stunden den Staat verlaſſen ſollten; oft wurden ſie auch plötzlich aufgehoben und über die Grenze gebracht. Hatte ſich jemand der Staatsverräterei ſchuldig gemacht, ſo wurde er erdroſſelt, erſäuft oder — ſeit dem Falle Foscarini — in die „Pozzi" geſperrt, wo die von den Ausdünſtungen der Lagune vergiftete Luft die unglücklichen Opfer langſam, aber ſicher tödtete. Auch die Verbannung nach Cattaro galt als ſchwere Strafe. Die „Pozzi" wurden jedoch nicht ſo häufig in Gebrauch geſetzt, als man glauben machen wollte; wie R. Fulin nachgewieſen hat, fanden ſich bei Eröffnung derſelben 1798 nur vier Verbrecher — Banditen und Straßenräuber — darin. Die Inquiſitoren amtierten ein Jahr und durften ſich nach Ablauf desſelben um kein wichtiges Amt bewerben. War man mit ihnen unzufrieden, ſo wählte man ſie überhaupt zu keinem höheren Amte mehr, oder gab ihnen abſichtlich ganz untergeordnete Magiſtraturen, die ſie ſich anzunehmen weigerten. Dies brachte jedoch die Zahlung eines Pönales von 3000 Ducaten und den Ausſchluſs von allen Gerichtshöfen und öffentlichen Feſtlichkeiten mit ſich.

Unter den Proceſſen, die das nun erſchloſſene Archiv der Inquiſition aus dem 18. Jahrhundert bewahrt, iſt einer vor allem geeignet, das venetianiſche Leben dieſer Zeit und die eigentümlichen Aufgaben der Staats-Inquiſition zu beleuchten. Die Hauptperſon in demſelben iſt Maria da Riva, Tochter des Luigi da Riva, eines edlen, aber verarmten Venetianers, und der Chiara Cellini, einer reichen Bergamaskin. Sie war ſeit ihrer Geburt (1703) zum klöſterlichen Leben beſtimmt und wurde gegen ihren Willen und trotz ihres Proteſtes, auf den ſie ſich ſpäter ausdrücklich berief, zu S. Lorenzo in Venedig eingekleidet. Der Aufenthalt in den adeligen Nonnenklöſtern bedeutete damals in der Stadt des heiteren Lebensgenuſſes durchaus nicht die völlige Entſagung von allen weltlichen Freuden. Das Sprechzimmer — Parlatorio — jener Inſtitute war ein Salon, in welchem ſich die elegante junge Männerwelt von Venedig mit Vorliebe einfand, um den Damen des Hauſes im feinſten Stile der guten Geſellſchaft den Hof zu machen und den Tagesratſch zu pflegen. Von dieſem Rechte machte auch der franzöſiſche Geſandte Graf Froulay ausgiebigen Gebrauch, der im Jahre 1733 durch die

Protection seines Gönners, des Siegelbewahrers Chauvelin, nach Venedig gekommen war. Er erfreute sich zwar einer schon längst bestehenden Ehe und war Vater eines fast erwachsenen Sohnes; dies hinderte ihn jedoch nicht, von einer heftigen Leidenschaft zu Maria zu entbrennen, welcher die dreißigjährige Italienerin keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Das Verhältnis spann sich gemütlich weiter, ohne besonderes Aufsehen zu erregen, bis die Sorglosigkeit der beiden Liebenden so weit gieng, dass sie sich zusammen an einem großen Feste beteiligten, das am 20. Januar 1735 zur Feier der Wahl des Daniele Bragadin zum Procuratore abgehalten wurde. Die Inquisitoren verboten jetzt der schönen Nonne, ferner im Parlatorio zu erscheinen. Dagegen protestierte Froulay zunächst beim Patriarchen, und als dies nichts half, erklärte er sich in seiner diplomatischen Ehre gekränkt und forderte Genugthuung für den ihm angethanen Schimpf durch seine Regierung. Chauvelin sprach in seinem Interesse mit dem venetianischen Gesandten Zeno, und so entwickelte sich aus dem galanten Abenteuer in kurzem Wege eine Staatsaffaire. Froulay spielte den beleidigten Vertreter Frankreichs so gewissenhaft, dass er darüber sogar die Pflichten eines anständigen Cavaliers vergaß und sich nicht entblödete, Maria als ein leichtfertiges Ding zu schildern („conosciuta a Venezia per la facilità degli amori"). Die Republik wollte sich natürlich mit der Krone Frankreichs nicht wegen einer Liebesaffaire in Conflict setzen und suchte Froulay's Grimm zu besänftigen, indem sie das Verbot des Erscheinens im Parlatorio für Maria zurücknahm und die letztere sogar ersuchte, wieder in gewohnter Weise ihren Platz daselbst einzunehmen. Maria da Riva erklärte in einem Schreiben an den Senat, sie wolle dem Staatswohle dieses Opfer bringen, obwohl sie selbst mit Froulay nichts mehr zu schaffen hatte. Nun legte sich jedoch der Patriarch ins Mittel, ließ die Bedauernswerte in ihrer Zelle internieren und dann in ein Kloster in Ferrara abführen. Dort wurde sie jedoch nicht als Nonne, sondern als weltliche Dame behandelt, nachdem sie sich sogar wegen der Nichtigkeits-Erklärung ihres Professes an den Papst gewendet hatte. Denn obwohl schon im vierzigsten Lebensjahre, glaubte sie doch noch einen ernstlichen Versuch machen zu sollen, ihres

Lebens Heil in der Liebe zu suchen; sie hatte gegründete Aussicht, von einem gewissen Obersten Moroni gefreit zu werden, und setzte alles in Bewegung, um dies zu ermöglichen. Da nunmehr auch vermögensrechtliche Fragen ins Spiel kamen, bei deren Lösung ihre Brüder eine unglaubliche Liebloſigkeit und Eigennützigkeit an den Tag legten, stellten sich der Verwirklichung ihres sehnlichen Wunsches noch große Hindernisse entgegen. Maria da Riva und ihr Oberst wurden in Bologna festgenommen. Als Moroni nach längerer Zeit freigegeben wurde, mußte sich Maria in ihren alten Tagen noch den Fährlichkeiten einer veritablen Entführung aussetzen, um endlich in der Schweiz in den sicheren Hafen der Ehe einlaufen zu können. Wie lange sie darin am Anker lag, berichten unsere Quellen nicht — einem Romancier, den der pikante Stoff dieser Erzählung anziehen sollte, empfehlen wir zur näheren Orientierung R. Fulin's „Studien aus den Archiven der Inquisition".

Einige Jahrzehnte vor dem Untergange der Republik wurde die Inquisition Gegenstand lebhafter Erörterung in den großen Vertretungskörpern des Staates. Die Verhaftung des Avogadore Paul Renier und des Angelo Querini brachte die zahlreiche Verwandtschaft dieser beiden Signori in Aufregung und verursachte einen Senatsbeschluſs, Correctoren des Rathes der Zehn zu bestellen, an deren Spitze der berühmte Marco Foscarini stand. Dieser war jedoch der Ansicht, man müsse jede Debatte über die Inquisition vermeiden, um ihr Ansehen nicht zu verletzen. Alvise Zeno vertrat die gegenteilige Ansicht. Große Aufregung herrschte in der Stadt, als sich beide Parteien zu der Debatte über diesen Gegenstand im Großen Rate rüsteten. Sie schwankte lange hin und her. Foscarini erklärte die Jurisdiction der Inquisition über die Patrizier für notwendig, um Uebergriffe des Adels hintanzuhalten. Paul Renier trat dieser Meinung in heftiger Weise entgegen und machte großen Eindruck auf die Versammlung. Doch die Rede des alten Antonio Giorgio, der in seiner Jugend selbst von der Inquisition zu leiden gehabt hatte und nun doch für die Erhaltung derselben eintrat, verhalf Foscarini zum Siege. „Die Zügelloſigkeit, die Frechheit, die Tollkühnheit wird durch die Inquisition eingeschränkt," sagte Georgio, „nicht die vernünftige Freiheit". Die Gewalt der Inquisition wurde mit 743 gegen 213 Stimmen bestätigt. Das Volk in Venedig jubelte.

Auch fremde, besonders deutsche Stimmen fanden sich, welche der Meinung der Majorität des Großen Rates aus voller Ueberzeugung beipflichteten. Der gründliche Kenner und Schätzer der venetianischen Verfassung, Siebenkäs, tritt auf das wärmste für die Inquisition ein. „Man nehme der Staats-Inquisition ihre Gewalt, und der ganze venetianische Staat wird vom Adel verschlungen. Diese allein hält ihn in den Schranken der Mäßigung und Ordnung, diese allein schützt die Unterthanen gegen die Eingriffe des Adels in ihre Rechte. Denn dieser unerbittliche Magistrat straft die Vergehungen desselben ebenso schnell und streng, als die Vergehungen des niedrigsten Unterthans. Der geringste Unterthan kann bei der Staats-Inquisition den vornehmsten Mann verklagen und wird sicher Genugthuung erhalten."

Die Fremden wurden durch Entstellungen irregeleitet. Auch über Politik durfte man öffentlich sprechen, wenn nicht ausdrücklich irgend eine Angelegenheit verboten war. In den „Bemerkungen über die Regierung, Religion, den Aberglauben, die Erziehung und Ehe der Venetianer in Briefen" (Bayreuth, 1800) findet sich eine ähnliche, noch weiter gehende Rechtfertigung des Systems der Inquisition. J. F. F. (Fick) schreibt darüber: „So notwendig indes, mein Freund, die Aufrechterhaltung dieses Concils der Zehn für die innere Ruhe und Ordnung der Venetianer ist, so wenig dürfen sie erschrecken, wenn ich eben dieses von dem Heere der venetianischen Spione behaupte. Diese Spione vertreten die Stelle des Militärs. Sie halten sich in und außer dem Staat auf und kosten der Republik vielleicht ebensoviel, als die Erhaltung einer kleinen Armee (ihre Vermehrung zur Zeit der französischen Revolution soll jährlich 30.000 Ducaten gekostet haben). Will man aber das Anstößige und Unangenehme und in mancher Hinsicht Widrige und Lästige hinwegnehmen, welches für uns Deutsche und andere von besserem Geschmack und Umgang in der verkappten und unverkappten Spionerie der venetianischen Regierung liegt, so kann man sicher annehmen, dass die Spione für den Venetianer nicht allein in gewisser Hinsicht gleichgiltige, sondern auch wohltätige und unentbehrliche Mitglieder des Staates sind. Ob er sich gleich nicht ängstlich vor ihnen fürchtet, so richtet er sich doch in seinen Gesprächen und Handlungen darnach, ohne dass ihm dies viel

Zwang und Mühe koste. Von seiner Jugend an wird er mit dieser Gattung von Menschen bekannt gemacht; man verbreitet öfter absichtlich leere Sagen und Gerüchte von gemachten Entdeckungen und Denunciationen durch die Spione, um ihr Dasein dem Gedächtnisse der Venetianer nicht entwischen zu lassen, daher es gar nicht fehlen kann, dass ihre Unterhaltungen und Reden in den Kaffeehäusern und in öffentlichen Gesellschaften nicht stets mit der Absicht der Regierung übereinstimmen sollten. . . Ein jeder kann überall frei herumgehen und thun, was den Gesetzen, die sehr gelinde sind, nicht zuwiderläuft, und wenn selbst der Fremde im Stillen genau beobachtet wird, so ist er zugleich im Stillen geschützt, und dies immer um desto mehr, je wichtiger und angesehener die Person oder je verdächtiger sie selbst ist."

So das Urteil eines unbefangenen Beobachters aus der Zeit des Niederganges der Republik, der kurz darnach die politische Praxis des brutalen Corsen ein jähes Ende bereitet hat. Von der großartigen Bedeutung dieses Staates in den früheren Jahrhunderten, in denen er ein unbezwingliches Bollwerk gegen spanisch-habsburgische Welteroberungspläne war, hat man damals kaum eine schwache Vorstellung gehabt. Die Geschichtsforschung unserer Tage wird die Aufgabe haben, dieses große Verdienst Venedigs nach allen Seiten zu würdigen. Sie wird uns darüber aufklären, dass die Leiter der Republik, Staatsmänner, welche an Einsicht, Besonnenheit und vor allem an Opferwilligkeit für den Staat in der neueren Geschichte unübertroffen geblieben sind, sich wohl Rechenschaft gegeben haben über die Mittel, durch welche die Republik in jenen Zeiten allein erhalten bleiben konnte, in denen ein furchtbarer Kampf der neu aufstrebenden Mächte, gegen die alten Gewalten in Europa entbrannt war, in denen ein Volk, wie unser deutsches, seiner politischen Stellung gänzlich beraubt, in seiner Cultur aufs tiefste geschädigt, um den Preis jahrhundertelanger Arbeit gebracht wurde. Wir werden dann über die einzelnen Fälle unerbittlicher Strenge, die bei oberflächlicher Betrachtung grausam erscheinen, milder und richtiger urteilen und über die romantischen Histörchen lachen, die nicht selten mit der Absicht verbreitet wurden, die Wahrheit zu verbergen, weil die Zeitgenossen die Wahrheit so selten verstehen — und noch seltener lieben.

II.

# Eine Hochzeitsreise nach Spanien.

(1598.)

Seitdem die habsburgische Hauspolitik den einzigen Sohn unseres ritterlichen Maximilian veranlaßt hatte, um die Erbtochter von Castilien und Aragon zu freien, haben zahlreiche Ehen fürstlicher Personen aus österreichischen und spanischen Landen die damals begründeten Beziehungen fortgesetzt und weiter entwickelt. So manche lebensfrohe Österreicherin mußte den grünen Matten der Heimat Valet sagen, um auf dem sonnenversengten Plateau von Castilien ihre Tage zu verbringen und so mancher Seufzer mag sich fürstlichen Herzen entrungen haben, die von Sehnsucht nach dem lieben Wien, der grünen Steiermark oder dem treuen Tirol erfüllt waren. Ob die Opfer, zu welchen die hohe Geburt die meist in frühester Jugend ihrer Heimat entrissenen Sprossen einer großen Herrscherfamilie verpflichtete, wirklich gerechtfertigt waren, ob die Freude über die dem Staate errungenen Vorteile den Schmerz über die Trennung von der heimatlichen Sitte und dem gewohnten herzlichen Familienleben sänftigen konnte, wollen wir nicht untersuchen, da uns ja dies in die trostlosesten Oeden der Politik führen müßte, der wir möglichst ferne bleiben wollen. Wir beschränken uns darauf, den Verlauf einer Hochzeitsreise zu verfolgen, die von einer österreichischen Prinzessin zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts unternommen wurde, und ein

interessantes Schlaglicht auf die Eigentümlichkeiten der spanischen Hofgesetze jener Tage wirft. Es dürfte hiebei kaum zu bemerken notwendig sein, dass hier der Ausdruck „Hochzeitsreise" in dem ursprünglichen Sinne als „Reise zur Hochzeit" und nicht in dem modernen als „Reise nach der Hochzeit" genommen ist.

Am 24. September 1598 war durch den spanischen Botschafter am kaiserlichen Hofe, Don Wilhelm von San Clemente, und den Bischof von Lavant der Heiratsvertrag zwischen dem Sohne Philipps II. von Spanien und Erzherzogin Margareta, Tochter des 1590 verstorbenen Erzherzogs Karl von Innerösterreich, geschlossen worden. Schon sechs Tage darnach brach die Erzherzogin in Begleitung ihrer Mutter, der Herzogin Maria von Baiern, und des Don Clemente, der ein zahlreiches spanisches Gefolge bei sich hatte, von Graz auf, um sich über Italien, wo der Papst die Ehe segnen sollte, nach Spanien zu begeben. Von dieser Reise hat Erzherzogin Maria sechsundvierzig Briefe an ihren Sohn Ferdinand geschrieben, in denen wir neben vielen Mitteilungen und Anordnungen in Bezug auf Regierungsgeschäfte und häusliche Angelegenheiten auch eine große Reihe von Bemerkungen finden, die sich auf die Reise und die Erlebnisse der beiden hohen Frauen beziehen. Die baierische Maria war bei streng katholischer Gesinnung eine grundgescheite Frau mit hellem Blicke für alles, was um sie vorgieng, einfach in ihrer Lebensweise, voll mütterlicher Sorge für die Kinder, sowie für alle Diener ihres Hauses, in dem sie es vorzog, mehr als Frau denn als Regentin aufzutreten. Sie lässt sich über die geringsten Vorgänge in Graz Berichte senden, erkundigt sich um das Befinden jedes Hausgenossen bis zu den „Kindsdirnen" der Hofdamen herab, sendet ihnen Geschenke zum „Nickl" (St. Nikolaus) und zum neuen Jahre und begleitet alles mit herzlichen und oft sehr derb-humoristischen Worten, die uns heute aus dem Munde einer Erzherzogin mit seltsamem Klange berühren. Man darf dabei jedoch nicht vergessen, dass in jener Zeit auch an Fürstenhöfen der nationale Charakter noch häufig sehr ausgeprägt hervortrat und dass die internationale Mode noch über eine sehr geringe Macht verfügte. Gerade damals erst begann der spanische Ton in Österreich sich Geltung zu verschaffen, der Grazer

Hof war demselben jedoch fremd geblieben und am meisten die Erzherzogin, die sich, wie wir sehen werden, mit ihm durchaus nicht befreunden konnte. Nicht weniger als 500 Personen bildeten das Gefolge der beiden Erzherzoginnen, wovon ein Teil zu einer stattlichen Trabantengarde formiert war. Der Bischof von Lavant, der bis Mailand mitzog, der Oberstthofmeister Jakob von Breuner, Herr Hans Ulrich von Eggenberg, der nachmalige Fürst und erste Minister Ferdinand's II., Ritter Hermann von Attems, Friedrich von Paar, der Geheim-Secretär Harrer, Oberstthofmeisterin Freifrau von Herberstorff und Frau von Attems waren darunter die vertrautesten Personen.

Man reiste über Leibnitz, Unter-Drauburg, Klagenfurt nach Villach. Dort traf die Nachricht von dem Tode Philipp's II. ein, der am 17. September erfolgt war; Margareta war jetzt erst wirkliche Königsbraut, was die Spanier, von welchen sie begleitet wurde, veranlasst hat, noch strengeres Augenmerk als bisher auf das Benehmen der jungen Erzherzogin zu richten. Wenigstens schreibt die Mutter von Spital aus, die Spanier seien „nit gar leidig". In Brixen musste man einige Tage stille liegen, um die Kleider zu lüften und zu räuchern, denn in Italien fürchtete man gar sehr, die Trabantengarde würde die Pest mitbringen, welche damals in Steiermark wieder in höherem Grade herrschend war. Besonders unangenehm war den Venezianern die Reise durch ihr Gebiet und sie wollten anfangs den Durchzug schlechtweg verweigern; endlich bequemten sie sich dazu, die Reise durch das offene Land zu gestatten und nur die Städte vor der Berührung mit den „Pestilenzischen" zu hüten. Die Verhandlungen darüber verzögerten den Fortgang der Reise, die von Brixen an einem Schneckenzuge gleicht. Brauchte man doch einen vollen Monat, um von Brixen nach Trient zu kommen. Da gab es Zeitvertreib, dass man sich über die Marotten der Spanier lustig machte. Die Erzherzogin schrieb darüber an ihren Sohn: „Mein Ferdinand, Du glaubst nit, wie die Spanier regieren mit uns; wir lachen uns schier zu krank; was wird's nit werden, wenn wir in ihr Regiment kommen?" Äußerst lästig war es ihr, dass das spanische Gesinde immer in einem Hause mit ihr sein sollte, so dass sie selbst kaum

unterkommen konnte. Die eigenen Trabanten, welche den Spaniern ein Dorn im Auge waren, wollte sie auch nicht zurücksenden, bis sie in das Geleite des Gouverneurs von Mailand, Juan Fernando de Velasco, Connetable von Castilien, kam, der den ganzen Hofstaat der Königsbraut umgestalten sollte. „Dann will ich die französischen und spanischen Weiber", schrieb sie, „miteinander greinen lassen". Einigen Trost gewährte es, dass etliche „feine Tyrolische Herren", der junge Christoph von Wolkenstein, Gaudenz von Madruz, Anton von Spaur, der v. Welsperg und Peter v. Mollär, sich freiwillig erboten hatten, die Damen nach Wälschland zu geleiten.

In Trient traf man mit Erzherzog Albrecht zusammen, der sein Cardinalat niedergelegt hatte, um die Infantin Isabella zu freien und mit ihrer Hand die Statthalterschaft der Niederlande zu übernehmen. Da der Erzherzog 1500 Pferde mit sich führte, an der italienischen Grenze der Statthalter von Mailand mit derselben Anzahl zu ihnen stieß, außerdem die Republik 500 Berittene als Geleite der Gäste entsendet hatte, der Cardinal-Legat Aldobrandini mit 200 Pferden und die Herzoge von Mantua und Modena mit ebensovielen sich in ihren Gebieten anschlossen, so war es ein Heereszug, mit welchem die beiden Österreicherinnen an den Ufern des Po anlangten. Dabei wurde das Benehmen der spanischen Umgebung immer unangenehmer. Maria meint in ihrem Gedankenaustausch mit dem Sohne: „Ich hätt' Dir ein ganz Buch von den Spaniern zu schreiben. Sie heben wieder mit Gewalt an, zu regieren, in Sonderheit, weil die Herzogin von Candia (die Schwester des Connetabels Juane de Velasco) kommen ist. Ich glaub, dass sie gern wollten, dass ich und mein Frauenzimmer alle ihre Dirn wären; werd sie aber nit trucken. Ich wollt', dass ich den P. Valerium (einen am Grazer Hofe besonders protegierten Jesuiten Willer) bei mir hätt', er müsset alle krumpe Sachen grad machen; sag' ihm's von meinetwegen. Ich mein', es würden ihm die alten Weiber umziehen. Wann ich werd' heimkommen, so werd' ich auch aller (ganz) spanisch werden; sie werden mich nit mehr kennen; ich werd' alles von ihnen lernen." Als Herr von Eggenberg nach den Festen in Ferrara nach Steiermark zurückritt, um zu Hause das Weihnachtsfest mit seiner jungen Frau zu feiern, trug sie ihm auf,

Ferdinand haarklein zu erzählen, wie es ihr mit den Spaniern ergienge. „Bei dem will ich Dir alles entbieten, wie mich die Spanier so gern über den Tölpel wollten werfen, aber es gerät ihnen nit, ich fahr' ihnen tapfer durch den Sinn."

Am 13. November ritt man in Ferrara ein, wo der Papst Clemens VIII. die hohen Gäste erwartete. Margareta hatte von demselben einen Prachtwagen zum Geschenke erhalten, in dem sie mit der Mutter bis zur Dominicanerkirche vor der Stadt fuhr. Der Wagen und das Sechsgespann strotzten von Gold. Der Einzug in Ferrara selbst geschah zu Pferde; die Erzherzoginnen saßen auf weißen Zeltern, die mit den kostbarsten Decken behangen waren. Neunzehn Cardinäle waren in ihrer Begleitung. Neben der Königsbraut ritten die Cardinäle Sforza und Montalto, ein Malteserritter führte ihr Pferd. In der Residenz von Ferrara erwartete der Papst den Zug, empfieng zuerst von den Erzherzoginnen den Fußkuss, worauf er sich zurückzog und diesen den Platz unter dem Throne einräumte, vor dem dann die Cardinäle ihre Complimente machten. Die Prachtentfaltung bei diesem Empfange und bei den folgenden Festen muss eine ganz enorme gewesen sein, denn der oberste Herr der Christenheit hatte sich nicht begnügt, seine eigenen Schätze und Kostbarkeiten dabei zu zeigen; er hatte sich auch Tapeten und Silbergeschirr vom Gran Duca in Florenz ausgeliehen, das auf 25 Maulthieren nach Ferrara gebracht worden war.

Der 15. November, an welchem die feierliche Einsegnung der beiden Brautpaare durch den Papst stattfand, war für Margareta, die sich auf dem Zelter und unter dem Baldachin in den schweren gestickten Gewändern kaum bewegen konnte, ein heißer Tag; aber er hatte auch seine angenehme Seite, denn der Papst schenkte ihr zu dem herrlichen Galawagen noch den Sessel, den sie bei der Vermählung eingenommen, im Werte von 20.000 Kronen und ein Kreuz von 12.000 Kronen sammt reich gefassten Reliquien. Ergötzlich war es auch anzusehen, dass der Herzog von Sueſſa als Stellvertreter König Philipp's III. zuerst als Bräutigam und dann als Stellvertreter der Infantin Isabella als Braut erschienen war. Von Ferrara zog man nach Mailand, wo die Königin und ihre Mutter zwei Monate zu-

bringen sollten. Außerordentlich gefiel ihnen die Stadt, die alles aufbot, um sich in dem glänzendsten Lichte zu zeigen; auch die 200.000 Kronen, welche sie nebst sechs vergoldeten Kutschen zum Hochzeitsgeschenk darbrachte, mögen einige Befriedigung hervorgerufen haben; dagegen wurde die Anmaßung der Hofleute und der Zwang, den sie der Königin und ihrer Mutter auflegten, immer unerträglicher. Erzherzogin Maria klagt auch über den Mangel an Andacht in den Kirchen und die Leichtfertigkeit ihrer Umgebung. „Ich will enk viel zu sagen haben, das ich nit schreiben kann," meint sie, sowie sie schon früher eines Vorfalles mit einem Spanier erwähnte, der sich, wie Hurter, der Herausgeber ihrer Briefe, behauptet, nicht wiedergeben läßt. „Sein es Leut! ich lach nur oft. Der Breuner und Attemis die sagen, hättens ihr lebenlang nit glaubt, daſs solche Leut wären."

Was der Eggenberg „von den Spaniern und unserer alten Muetter (der Herzogin von Candia) in Graz hätte berichten können, das sei nur ein Scherz gewesen. Seither ist's noch viel z'nichtiger worden. Aber jetzt sehen sie, daſs ich gar nix darnach frag; bin gleich so stolz als sie sein; so hilft mir Erzherzog Albrecht auch treulich; sein sie viel demütiger." Sie will jedoch vernommen haben, daſs der ganze Hofstaat sich verschworen habe, ihre Weiterreise nach Spanien zu verhindern, damit sie den König nicht für sich gewinne. Margareta selbst wurde wie ein kleines Kind behandelt und fühlte sich sehr gedrückt. Sie schrieb ihrem Bruder: „Ich kann E. L. nicht schreiben, welch ein seltsames Weib die Herzogin ist. Ich bin fest überzeugt, wenn E. L. mich sähen, Sie würden Mitleid mit mir haben, den ganzen Tag durch weicht sie nie von meiner Seite. Ich kann nicht nach Augsburg gehen,*) so ist sie hinter mir; sie setzt sich sogar zu uns in den Wagen. Es ist zum Erbarmen. Ich glaube,

*) Ueber die Entstehung dieser nicht ganz unklaren Redensart kann ich keine Auskunft geben. Wander hat mich in seinem Sprichwörter-Lexikon ebenso im Stich gelassen, wie mein lieber Freund Wilhelm Vogt in Augsburg, an dessen Localkenntnisse ich vergebens appelliert habe. Er versichert mich, daſs man dort weder einen sprachlich noch einen historisch begründeten Ursprung jenes Ausdruckes kennt, den in Vergessenheit geraten zu lassen wir unsere Leser im Interesse der Augsburger gerne bitten wollen.

wenn ich mich nicht so wehrte, so würde sie selbst den Vortritt vor der Frau Mutter nehmen wollen."

In diesem Tone giengen die Klagen fort und Maria erklärte dem Sohne, er solle ja nicht glauben, es würde anders gegangen sein, wenn er mitgekommen wäre; sie hätten ihn gewiss ebenso hinter die Thüre gestellt. Zum Zeitvertreib diente in Mailand häufig ein „Glückstopf", mit welchem allerlei Gegenstände ausgespielt wurden. Die Erzherzoginnen setzten fleißig, nicht nur für sich, sondern auch für die Lieben in der Heimat, fanden aber öfter, dass die Gewinnste nicht schön genug waren, um nachhause gesendet zu werden. Auch Maskenfeste wurden abgehalten; Maria fand darin aber, als in der Adventzeit, ein gottloses Treiben. Am 3. Februar wurde die Reise fortgesetzt, sie gieng über Pavia und Alessandria nach Genua, von dem die Königin-Mutter behauptet, wer dies nicht gesehen habe, habe nichts gesehen.

Vor der Seereise, die bis Valencia führen sollte, hatten die Frauen gewaltig Respect und Maria machte sich mit dem Gedanken des Todes vertraut. Doch der alte Doria, der sich nach dem Ausspruche der Erzherzogin als ein gar so braver Schiffsmann erwies, war sorgsam in der Leitung der Schiffe, selbst als sie in einen kleinen Sturm gerieten, und endlich kam man glücklich nach Vimaroz, wo gelandet wurde. Maria hatte sogar herzlich darüber lachen müssen, dass ihre Damen immer hin und her wackelten, wenn sie während der „Jause" um sie beschäftigt waren. Im Barfüßerkloster zu Morviedro verbrachten die Frauen die Osterfeiertage, während welcher ihnen der König den ersten Besuch abstattete. Der Mutter gefiel er, der Tochter — sehr wenig. Doch wollen wir sie selbst über den ersten Eindruck vernehmen, der ganz unvorbereitet war; denn sie hatte kein Porträt des Königs gesehen, weil sein Vater es ihm nicht gestattet hatte, sich malen zu lassen. Er hatte mehrere Kinder verloren, bald nachdem sie porträtiert worden waren. Margareta schreibt also dem Bruder über die erste Zusammenkunft mit dem Könige: „Ich kann E. L. versichern, dass Sie mehr Bart haben als der König; der seinige ist sehr weiß (licht), so dass man fast gar nichts davon sieht. Gegen ihn ist der Walter (ein Kammerdiener am Hofe zu Graz) groß; er ist doch gar klein und dick. Ich

kann aber E. L. nicht mit Bestimmtheit schreiben, wie er aussieht, denn ich hab' mich geschämt, dass ich ihn nicht habe ansehen können. Morgen, denke ich, wird er wieder kommen, dann will ich ihn genauer ansehen und ihn E. L. beschreiben." Später schrieb sie, der „Liperli", wie sie Philipp nannte, gefalle ihr besser und wir wollen sie auch in diesem Glauben verlassen, ohne den freundlichen Leser, der die länger als sechs Monate währende Hochzeitsreise mitgemacht hat, mit dem Detail all der Festlichkeiten und Ritterspiele zu ermüden, von welchen die nochmalige Anerkennung der Ehe durch den Nuntius Cajetani und das Beilager begleitet waren.

Margareta verlor ihr kindlich-heiteres Wesen, mit dem sie nach Spanien gekommen war, in nicht zu langer Zeit; sie verstand es, sich in die Verhältnisse zu fügen und gewann Festigkeit und Einfluss. Ihrem Bruder Ferdinand hat sie später manchen guten Dienst leisten können, als er in schwierige Stellungen zu Spanien geriet. Erzherzogin Maria blieb bis zum Juni 1599 bei ihrer Tochter, die sie nicht von sich lassen wollte, und kehrte fast auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, in die Heimat zurück, gesund und wohlbehalten. Ihr Gefolge aber war stark durch den Tod gelichtet worden, den das ungewohnte Klima und die eigene Unvorsichtigkeit über alt und jung gebracht hatte.

III.

# Des Freiherrn Adam von Herberstein Gesandtschaftsreise nach Constantinopel.

(1608—1609.)

Der Friede von Zsitva-Torok, welchen Erzherzog Matthias im Namen seines kaiserlichen Bruders Rudolphs II. am 11. November 1606 mit den Türken schloss und durch welchen eine fünfzehnjährige, an Niederlagen und Siegen gleich reiche Kriegsperiode beendet wurde, brachte den österreichischen Ländern zwar wenig Gewinn; noch immer musste sich der Kaiser mit dem kleinsten der drei Teile, in welche Ungarn damals zerfiel, begnügen (denn das kaiserliche Gebiet kann nur auf etwa 1222 Quadratmeilen veranschlagt werden, während auf die Türken 1859 und auf den Fürsten von Siebenbürgen Stephan Bocskay 2082 Quadratmeilen entfielen); dennoch bezeichnet dieser Friede einen Fortschritt in der Stellung, die der Kaiser zum türkischen Reiche einnahm, indem er auf dem Standpunkte der Gleichberechtigung abgeschlossen wurde. Bis dahin hatte sich noch kein Sultan dazu verstehen können, den letzteren einzunehmen, und der erste Monarch der Christenheit, der Nachfolger der Imperatoren, hatte es sich gefallen lassen müssen, von den Geschäftsträgern des Padischah in allen officiellen Actenstücken als „König von Wien" angesprochen zu werden. Diesmal nannten sich beide gegenseitig Vater und Sohn, Rudolph II. erhielt auch von den Türken die ihm gebürenden Titel,

die Verpflichtung zur förmlichen Tributzahlung entfiel, der Kaiser sollte nur ein- für allemal ein Geschenk von 200.000 Ducaten nach Constantinopel senden und alle drei Jahre mit dem Sultan Geschenke ohne bestimmten Wert auswechseln.

Das Friedensinstrument, welches von den kaiserlichen und erzherzoglichen Commissären einerseits und von den türkischen Bevollmächtigten andererseits stipuliert und unterzeichnet worden war, wurde sofort nach Prag gesendet, um dort die kaiserliche Sanction zu erhalten. Rudolph verweigerte sie — mehr aus Misstrauen und Widerwillen gegen Matthias, dessen Nachgiebigkeit gegen die ungarischen Malcontenten unter Bocskays Führung ihn schon mit den größten Besorgnissen erfüllt hatte, als aus sachlichen Gründen. Denn er konnte sich, wenn er überhaupt zu einer ruhigen Überlegung gestimmt gewesen wäre, gewiss selbst nicht verhehlen, dass bei der damaligen Sachlage bessere Bedingungen für Österreich nicht erreichbar waren, und er wusste nur zu gut, dass die Fortsetzung des Krieges sowohl für ihn als für die Erbländer unerschwingliche Lasten mit sich gebracht haben würde, dass man in Wien und Graz ebenso tief in Schulden steckte als er selbst, dass man allerseits den Officieren wie dem gemeinen Manne große Summen rückständig war, dass sich die Grenzfestungen größtentheils im übelsten Stande befanden und dass die Reichsstände nicht den geringsten Beitrag leisten würden, wenn es sich nur um Erweiterung der Grenzen des ungarischen Gebietes handelte. Die Weigerung des Kaisers war umso unkluger, als sie dem Erzherzoge Matthias die beste Gelegenheit bot, auf die Regierungsunfähigkeit seines Bruders hinzuweisen und die Notwendigkeit darzuthun, dass er selbst sich mit allen Mitteln der übelberatenen und bedrohten Länder annehme.

So fiel also die Entscheidung über das in Zsitva-Torok begonnene Friedenswerk mit dem Ausgange des Streites zwischen den beiden Brüdern zusammen, der, wie bekannt, zu einer Invasion eines Teiles von Böhmen durch die von Matthias gesammelten Truppen führte, gegen die der Kaiser vollständig wehrlos war. Zu den ersten Zugeständnissen, mit welchen Rudolph seinen Bruder zu befriedigen trachtete, gehörte die Anerkennung der Friedensbestimmungen von

Zsitva-Torok und die Ratification des Friedensinstrumentes; denn während das erste Schreiben des Kaisers, worin er sich bereit erklärt, Ungarn und Österreich an Matthias abzutreten, vom 8. Mai 1608 datiert ist, gieng schon am 6. Mai desselben Jahres der Gesandte des Erzherzogs, der bestimmt war, die Friedensangelegenheit durch die Auswechslung der ratificierten Documente in Constantinopel zum völligen Abschlusse zu bringen, von Wien nach Komorn ab.

Dieser Gesandte war der Freiherr Adam von Herberstein aus der von seinem Großvater Wilhelm begründeten älteren niederösterreichischen Linie dieses weitverzweigten steirischen Geschlechtes, das durch eine stattliche Reihe von bedeutenden Feldherren und Staatsmännern sich um Österreich und seine Regenten in hervorragender Weise verdient gemacht hat. Er war damals Herr der Herrschaften Matzen, Prottes und Gänserndorf und Kämmerer des Erzherzogs, dem er persönlich sehr nahe gestanden zu sein scheint. Die Aufgabe, die er zu lösen hatte, darf mit ähnlichen diplomatischen Functionen bei den christlichen Höfen Europas nicht in eine Linie gestellt werden; noch immer musste man sich von den Türken der äußersten Gewaltthätigkeit versehen, wenn sie irgendwie gereizt wurden, noch immer schien es nur ein besonderer Ausfluss der Gnade des Sultans zu sein, wenn er sich mit Christen in Verkehr setzte. Er hatte keine Repressalien zu fürchten, wenn er irgend einer grausamen Laune nachgab, wie es anno 1592 geschehen war, da er den kaiserlichen Botschafter Friedrich Greckowitz ganz plötzlich und ohne besondere Veranlassung hatte gefangennehmen und misshandeln lassen. Aber nicht nur Mut erforderte die Sendung, die Adam von Herberstein auf sich genommen, sondern auch einen klaren Kopf und ein offenes Auge, um die Fallen zu sehen, die ihm von den türkischen Diplomaten gestellt wurden, Zähigkeit und Ausdauer in der Wahrung der eigenen Interessen, die man am Goldenen Horn stets zu umgehen verstand. Dass Herberstein diese Eigenschaften in vollem Maße besaß, bezeugt sein Benehmen bei einzelnen Vorfällen seiner Mission, von denen er in einer ausführlichen Relation Kenntnis gibt. Er richtete sie nach seiner Rückkehr an Matthias, der mittlerweile bereits König von Ungarn geworden war und sich zugleich „designierten König von

Böhmen" nennen durfte. Diese Relation*) befindet sich im gräflich Herberstein'schen Familienarchive zu Graz und bildet die Grundlage der nachfolgenden Darstellung. Ein „Tagebuch", auf das sich Adam von Herberstein bezieht und das gewiss sehr interessante, ergänzende Details enthalten hat, konnte nicht mehr vorgefunden werden.

In Komorn blieb Herberstein, der von einem Adjuncten Johann Rimay begleitet war, bis zum 21. Juni wegen einiger „unexpedierter wissender Sachen". Wahrscheinlich hatte er das mit der Unterschrift des Kaisers versehene Friedensdocument selbst noch zu erwarten. An dem genannten Tage brach er von dort auf und langte nach kurzem Aufenthalte in Gran, Ofen und Griechisch-Weißenburg am 2. September 1608 in Constantinopel an. Dort wurde er „stattlich und ehrlich empfangen und eingeleitet" und am 11. desselben Monats von Mustapha Pascha, dem Stellvertreter des abwesenden Großveziers, in Audienz empfangen, „ihn also von Königl. Majestät wegen besucht, salutiert und gratuliert, dessen er sich hoch bedankt und auch freundlich empfangen und zugesprochen, von der Röm. Kaiserlichen und Königlichen Majestät Gesund und Zustand befragt und da wir eine kleine Weil mit einander conversiert, also wiederum freundlich von einander geschieden". Auf gleiche Weise verliefen die Besuche bei den übrigen Vezieren, die sodann auch insgesammt mit Präsenten bedacht wurden. Am 15. September überreichte Herberstein seine Credenzschreiben und bat zugleich, man möge ihm eine Abschrift des türkischen Friedensinstrumentes zukommen lassen, damit er dasselbe, bevor er es unterschreibe, lesen und mit dem Texte des vom Kaiser bereits unterzeichneten Vertrages vergleichen könne. Der Kaimakam sagte ihm dies zu.

Am darauffolgenden Tage fand die feierliche Audienz beim Sultan selbst statt. Dabei wurde ein ganz besonderes Ceremoniel eingehalten und großer Pomp entfaltet. Sämmtliche Veziere waren

*) „An die Königl. Maj. zu Hungarn Herrn Matthiam den andern auch designierten zum Khönig in Böhaimb. Adamen Freih. zu Herberstain höchstgedachter Khönigl. Maj. Rath. Camerern und deputirten Oratorn an die Ottomanische Portten und Johann Rimay seines Adjuncten gehorsamste und unterthänigste Relation, Ihr Expedition und Verrichtung an gemelter Ottomanischer Portten betreffend."

nach der Anciennetät vor dem Throne des Sultans aufgestellt. Der vom Hause Österreich bestellte Dragoman Matthias di Farro begleitete die Überreichung der Beglaubigungsschriften mit einer Ansprache, und Herberstein überreichte das dem Sultan zugesagte Präsent von 150.000 Gulden (der Rest von 50.000 Gulden sollte erst nach der Rückkunft des Gesandten in Ofen gezahlt werden). Der zu unterst aufgestellte Vezier übernahm Schreiben und Präsent und reichte sie dem Nächststehenden, bis sie in die Hand des Sultans gelangt waren. Während des ganzen Actes herrschte feierliche Stille, keiner der Türken sprach ein Wort, und der Gesandte entfernte sich unter Beobachtung desselben Ceremoniels wie bei der Einführung.

Inzwischen war Herberstein das verlangte Concept des Friedensinstrumentes zugestellt worden, und er hatte daraus ersehen, dass dasselbe von seinem Texte in wesentlichen Punkten abweiche; er sendete daher das Concept zurück und drückte die Erwartung aus, dass man es mit dem Wortlaute, den er vorliegen habe, in Übereinstimmung bringe. Darauf antwortete der Kaimakam, indem er der kaiserlichen Gesandtschaft folgende Fragepunkte überreichen ließ: 1. Aus wessen Geheiß oder Befehl sie die Festungen Canisa, Gran und Erlau begehren? 2. Ob es bei dem Frieden verbleiben werde, wenn die Rückstellung dieser Festungen nicht erfolge? Denn sein großmächtiger Kaiser wolle lieber den Krieg continuieren, als diese Festungen zurückgeben. 3. Ob es auch dem türkischen Kaiser freistehe, einige Festungen, die er einmal in seiner Gewalt gehabt, wie Raab, Fillek und andere, wieder zu besetzen.

Herberstein berief sich nun in seiner Gegenschrift auf das ihm vom Könige Matthias ertheilte Mandat und auf die Verhandlungen von Zsitva-Torok, in welchen den kaiserlichen Commissären das Recht, die Restitution einiger fester Plätze zu begehren, ausdrücklich zugestanden worden sei. Die Türken hätten damals gesagt, sie hätten keine Vollmacht, sich auf irgend welche Gebietsabtretungen einzulassen; wenn die kaiserliche Gesandtschaft nach Constantinopel käme, so könne sie dergleichen Forderungen noch immer stellen, könne insbesondere das Verlangen nach Rückgabe von Gran und Canisa bei der Pforte selbst vorbringen. Von Raab und Fillek, die sich die

königlichen Truppen mit Gewalt unterworfen haben, sei jedoch gar nie die Rede gewesen, die Türken hätten in Beziehung dieser gar keine Forderung gestellt. Was den Frieden betreffe, so könne dieser doch nicht mehr zweifelhaft sein, nachdem auch der Kaiser seine Zustimmung gegeben habe. Beide Teile sollten nur die beschlossenen Punkte auch aufrichtig halten. Die Restituierung der erwähnten „Häuser" werde dazu dienen, den gemachten Frieden zu befestigen, weil jedermann zu bedenken haben werde, „dass dessen Freundschaft nicht liederlich zu schwächen oder zu verachten, welcher zur Bestätigung des aufgerichten Friedens sein Freimüthigkeit so ansehnlich hinzugethan und der gewissen Versicherung ein so fürnehmes Unterpfand dargestellt".

Auf diese Auseinandersetzungen erhielt Herberstein zunächst gar keine Antwort und mochte sich deshalb wol mit der Hoffnung trösten, man werde ohne weiteren Widerspruch das Document seinem Verlangen nach geändert haben. Bei späteren Unterredungen mit dem Kaimakam (den 11., 20. und 25. October) brachte er die Angelegenheit wegen Auslieferung der Weißenburger Gefangenen vor, die ebenfalls in Zsitva-Torok bedungen, jedoch nicht zur Ausführung gebracht worden war. Da war nun der türkische Diplomat schnell bereit, die Schuld daran dem Benehmen der Christen zuzuschreiben, die mit den Gefangenen nicht besser umgiengen als die Türken. Der Kaimakam erklärte, der Sultan gebe zu, dass die bei der Einnahme von Weißenburg gemachten Gefangenen wider Treu und Glauben aufgehalten worden wären, mache jedoch aufmerksam, dass bei der Eroberung von Višegrad durch die Kaiserlichen ein vornehmer wällischer Capitän, Joann de Medicis, ebenfalls 25 vornehme Türken „wider zugesagten Glauben und Vertrauen" aufgehalten habe. Von diesen hätten sich einige mit schwerem Lösegelde die Freiheit erkauft, andere säßen noch in Gefangenschaft. Sobald dieselben freigelassen würden, könne man auch auf die „Rückstellung" der Weißenburger Gefangenen rechnen. „Darwider wir weiter nichts aufbringen können," bemerkt Herberstein, „sondern darbei bewenden lassen müssen."

Den 28. October wurden die Gesandten zum zweitenmale vor den Sultan geführt. Herberstein überreichte bei dieser Gelegenheit

ein Memorial über die streitigen Punkte und ließ seine darauf Bezug nehmende Rede durch den Dolmetsch auch dem Sultan vorbringen, indem er zugleich um eine gnädige Entscheidung bat.

Aber weder der Sultan, noch einer der Veziere redeten ein Wort und ließen die Gesandtschaft ohne Antwort wieder abziehen. Am 30. October wurden sie hierauf zum Kaimakam entboten und waren nun der Meinung, ihr Geschäft durch die endliche Auswechslung der ratificierten Schriftstücke beenden zu können. Auch der Kaimakam war dieser Meinung — und dennoch sollten sich beide Teile gewaltig enttäuscht sehen. Nach einigen einleitenden Phrasen übergab der türkische Minister dem kaiserlichen Gesandten in einem „von gülden Stuckh gemachten Sack, welcher bereits versiegelt", des Sultans Friedensconfirmation. Als Herberstein diesen Sack sah, erklärte er sofort, er könne dies eingenähte und versiegelte Instrument nicht annehmen; sie selbst hätten ihres Kaisers Confirmationsurkunde offen vorgelegt, und es sei ihnen zu wissen notwendig, was in den Briefen geschrieben sei. „Darauf der Kaimakam bei seinem Kopfe und Mohammed geschworen, es wäre nichts anderes darinnen, als was die Capitulation von Zsitva-Torok vermag und ausweist."

Herberstein aber blieb fest und verweigerte seinerseits die Herausgabe seines kaiserlichen Friedensbriefes, solange er sich nicht von der Richtigkeit des ihm übergebenen Textes überzeugt habe. Anfangs wollten sich die Türken dadurch helfen, dass sie vorgaben, es sei ihnen bei Todesstrafe verboten, das kaiserliche Siegel zu erbrechen; als aber Herberstein bei seiner Meinung beharrte und fortgehen wollte, ließen sie sich doch zur Eröffnung des Sackes herbei, worauf sich Herberstein das Document durch den Dragoman ins Italienische übersetzen ließ.

Nun wurde es offenbar, dass Herbersteins Misstrauen und Vorsicht sehr weise und nützlich gewesen war, denn in dem geheimnisvollen Sacke befand sich eine wortgetreue Abschrift des von den Kaiserlichen beanständeten Conceptes, das von ihnen bereits in aller Form als unrichtig und unannehmbar bezeichnet worden war. Natürlich verweigerte Herberstein auch diesmal die Annahme und ließ sich durch alle „Persuasionen" der Türken in diesem Entschlusse nicht irre machen. Da legten die letzteren plötzlich das Formular des Vertrages vor,

welches in Zsitva-Torok selbst von den kaiserlichen Commissären unterschrieben und gesiegelt worden war. Da stünde alles, meinten sie, darnach hätten sie sich gehalten, und die kaiserlichen Gesandten würden es auch nicht anders machen können. Doch auch dieser Einwurf brachte Herberstein nicht aus der Fassung. Er blieb dabei, dass es für ihn nur eine einzige Urkunde gebe, nach welcher er sich zu halten habe, das sei die vom Kaiser unterzeichnete, die sich streng an den von den kaiserlichen Commissären festgestellten Wortlaut des besagten Tractates anschließe; er wisse recht gut, dass man damals den Commissären auch ein Elaborat in türkischer Sprache zur Unterschrift vorgelegt habe, das ihnen, da sie selbst dieser Sprache unkundig waren, von türkischen Dolmetschen übersetzt wurde. Was darin aufgezeichnet gewesen, wisse er so wenig, als die Commissäre es gewusst hätten, und er könne sich unmöglich daran kehren. Er verlangte daher nochmals, man möge ihm ein Instrument ausstellen, das dem vom Kaiser unterzeichneten entspreche, denn er sei nicht nach Constantinopel gesendet worden, um da neue Friedensartikel zu machen und zu schließen, sondern die durch beiderseitig bevollmächtigte Commissäre besprochene und beschlossene Capitulation ratificieren und confirmieren zu lassen. Das ihm übergebene Schriftstück könne er auf keinen Fall annehmen, er könnte es weder vor dem Kaiser, noch vor König Matthias verantworten — ja es könnte ihm den Kopf kosten. Nun zog der Kaimakam andere Saiten auf; er versprach Herberstein „schöne Roß und Kaftan", wenn er den Brief annehme. Herberstein antwortet: „dies sei ihm nicht annehmlich, wenn er dergleichen bedürfe, würde ihm sein König solche schicken; er sei diesem und den Ländern schuldig, in Treue zu dienen". Darauf entbrannte der Türke in großem Zorne und schob alle Schuld an dem Nichtzustandekommen des Friedens auf den Dragoman di Ferro, weil dieser seine Pflicht gethan und dem Gesandten eine wortgetreue Übersetzung des türkischen Documentes gegeben hatte, statt auf den beabsichtigten Betrug der Türken einzugehen. Er schrie ihn an und drohte ihm, „er werde ihn zu tractieren wissen und in das Meer werfen lassen, darüber der gute, alte Mann, der sich ohne das vor den Türken wie vor dem Feuer fürcht (weil er hievor schon zum viertenmal sehr übel von den

Türken tractiert und in schwerem, langwierigem Gefängnis gehalten worden), angefangen, bitterlich zu weinen, vor Furcht nicht gewusst, was er thun soll — ihn (Herberstein) aufs höchste gebeten, für ihn wieder zu intercedieren und zu bitten, dass ihm an seinem Leben nichts geschehe, welches er diesmal alsbald und hernach mit Schickung seiner Leut gethan".

In den nächsten Tagen machten die Unterhandlungen keinen Fortschritt; beide Parteien blieben bei ihren Forderungen, ja die Türken machten sogar den Versuch, die Beibehaltung der jährlichen Präsente zu verlangen. Endlich proponierten die türkischen Functionäre, man solle auf die Ankunft des Großveziers Murath Pascha warten und diesem die Entscheidung überlassen. Die Deutschen erklärten sich hiezu bereit, nur verlangten sie, dass man ihnen die Absendung eines Couriers an den Kaiser mit Nachrichten über den Stand der Verhandlungen gestatte. Mit dieser Wendung der Dinge war jedoch, wie Herberstein erfahren haben will, der Sultan durchaus nicht einverstanden und befahl, man solle die Gesandtschaft schleunigst expedieren.

Den 6. November wurde demnach Herberstein abermals zum Kaimakam beschieden, bei dem sich auch der oberste Kanzler und mehrere Würdenträger des Reiches eingefunden hatten. Nochmals wurde ihm da das Ansinnen gestellt, den gefälschten Friedenstractat anzunehmen, da er ja doch dem Sinne nach dem von ihm vorgelegten Texte entspreche; erst infolge abermaliger Weigerung von Seite des Gesandten erklärte der Kaimakam, er habe die Capitulation nach ihrem Willen corrigieren und umschreiben lassen, worauf die öffentliche Verlesung durch den Kanzler und die Übertragung durch den Dragoman di Ferro erfolgte. Herberstein gieng nun seinerseits an eine möglichst genaue Prüfung des türkischen Textes, indem er sich besonders die depravierten Stellen vom Dragoman mehrmals vorlesen und erklären ließ und diesem die Versicherung abnahm, dass alle corrigiert seien. Er fand schließlich die Schrift im ganzen entsprechend, wenn auch nicht wörtlich mit seinem Texte übereinstimmend. Dies sei jedoch, meint er, in der türkischen Sprache überhaupt nicht möglich, „da sie (die Türken) nicht so viel specialia wie wir, sondern meist generalia der Kürz

wegen gebrauchen".*) Um vor jedem weiteren diplomatischen Kunststückchen der Türken sicher zu sein, verlangte er nun, dass das von ihm geprüfte Document vor seinen Augen verpackt und versiegelt würde, welches der Kanzler sehr übel aufgenommen und zornig gesagt, er sei kein Verräter, dass man ihm das nicht vertrauen soll, sein großmächtigster Herr vertraue ihm wohl mehr. Auch Land und Leut." Der Kaimakam gieng jedoch auf die Forderung Herbersteins ein, die Capitulationsurkunde wurde in Gegenwart der Gesandten wieder in ein „gulden Sack" eingenäht und versiegelt. „Nachmals" — erzählt die Relation — „der Kaimakam solche in beide Hände genommen, aufgestanden, mit der Stirn und Mund derselben Reverenz gemacht, neben dem Habili Effendi ein Gebet darüber gesprochen und mir dieselbe in die Hand geben und zu dem gemachten Frieden uns Glück und Heil gewünscht." Mit den gleichen Ceremonien und Glückwünschen erfolgte nun die Übergabe der kaiserlichen Urkunde durch Herberstein, worauf der Kaimakam die Erklärung abgab, was in dem kaiserlichen Briefe enthalten sei, wolle der Sultan „halten und vollziehen und dawider nicht handeln oder thun lassen. Alsdann wiederum zusammengesessen und brüderlich Land und Leuten gratuliert, letztlich hat der Kaimakam uns Kaftan verehrt und wir beiderseits mit guter Freundschaft und Lieb von einander geschieden."

So hatte denn die Zähigkeit und unerschütterliche Pflichttreue des Herbersteiners über die Verschmitztheit und falsche Gesinnung der Türken einen rühmenswerten Sieg davongetragen, und es darf uns vollkommen glaublich erscheinen, dass die ceremoniellen Freundschaftsversicherungen der Diplomaten von der hohen Pforte auch von einem Gefühle der Achtung und des Respectes vor diesem biederen Deutschen und vor den Fürsten, die so ehrlich bedient wurden, begleitet waren.

Nachdem sämmtliche Abschiedsvisiten glücklich überstanden waren, brach die deutsche Gesandtschaft am 14. November von Constantinopel auf und erreichte nach einer durch böses Wetter und große Kälte sehr

*) Damit ist wohl der Gegensatz zwischen dem complicierten Satzbaue des Kanzleistiles im 17. Jahrhunderte und den einfachen syntaktischen Formen der türkischen Sprache charakterisiert.

beschwerlichen Reise den 3. Jänner 1609 Ofen. Dort musste Herberstein noch bis zum September ausharren, da sich die Verhandlungen wegen Rückgabe der Befestigungen und Auslieferung der Gefangenen, die er mit dem Pascha von Ofen zu pflegen hatte, so lange hinauszogen. Dieser Aufenthalt wurde ihm durch die eigenen Landsleute sehr sauer gemacht; denn da die österreichischen und ungarischen Truppen das Streifen auf türkisches Gebiet nicht lassen wollten und nach wie vor dem Frieden die Gewohnheit beibehielten, sich für den rückständigen Sold durch Raub und Plünderung schadlos zu halten, so musste er sich von dem Pascha die härtesten Vorwürfe machen lassen und allerlei schmähende Worte hinnehmen. Herberstein schließt daher seine Relation mit eindringlichen Klagen über diese Übelstände und versichert, Ali Pascha habe ihm in der letzten Audienz vorgehalten, wenn das Streifen und Plündern nicht aufhöre und die Übelthäter nicht ernstlich bestraft würden, so könne er für die Erhaltung des Friedens nicht einstehen.

IV.

# Die Unglückstage von Mantua.

(1630.)

Mantua liegt nicht an einer Hauptlinie der landesüblichen italienischen Reiserouten, bei Tage erreicht man es nur in Personen-Zügen, denen man in einer so einförmigen, also langweilenden Gegend, wie es die Strecke Modena-Verona ist, gern aus dem Wege geht. Von dem modernen Mantua werden sich wenige unserer Leser eine Vorstellung machen, und was bedeutet es auch? Eine Landstadt, umschlossen von einem Ringe verfallener Befestigungen, eine Landstadt mit Getreidehandel, Gerbereien, Mühlen, Pferdemärkten, elenden Gasthäusern, aber einer ungewöhnlich großen Zahl gut erhaltener Kirchen, ruinenhafter Paläste und altertümlicher Bauwerke. Wo aber wären die letzteren auf italienischem Boden nicht zu finden? Um ihrer willen setzen sich behagliche Reisende doch nicht gerne der Sumpfluft aus, die hier nur zu häufig böse Fieber im Gefolge hat. Man verschmerzt es, die Corte Imperiale, S. Andrea, den Palazzo Te und die Accademia Virgiliana nicht gesehen zu haben, wenn man den Po oder die Etsch wieder hinter sich hat und die gesunde Luft atmet, die vom Apennin oder von den Alpen her weht. Die historische Erinnerung reicht für Mantua im allgemeinen auch nicht sehr weit zurück, man besinnt sich allenfalls, dass Mantua dereinst den festesten Punkt des Festungsviereckes gebildet hat, in dem Österreich seine letzten italienischen Besitzungen verteidigen zu können

gehofft hatte, man denkt an die Todesstätte des vielbesungenen Andreas Hofer, an die Ausdauer des braven, aber unglücklichen General Wurmser, der den Platz neun Monate gegen den jungen Bonaparte hielt, und schließlich dämmert in dem Kenner der „Emilia Galotti" oder des „Rigoletto" eine ziemlich unsichere Vorstellung von dem lockeren Hofleben der Gonzaga auf, „die hier in dem Schlosse gehauset".

Dennoch gehörte Mantua dereinst zu den schönsten und reichsten Residenzen der ganzen Halbinsel, es war als Kunststadt berühmter als Florenz und überragte an Glanz und Üppigkeit Mailand und Genua. Kaum zwei und ein halbes Jahrhundert sind verflossen, seitdem das herrliche Leben, wie es Hof und Adel Mantuas führen konnten, im Munde der gebildeten Welt gepriesen und — manchmal nicht ohne Grund — verlästert zu werden pflegte. Heute ist es selbst in der einheimischen Bevölkerung nahezu vergessen, nur die Gelehrten und einzelne Freunde der Kunst- und Altertumswissenschaft bemühen sich seit einigen Jahrzehnten, von der verschollenen Pracht Kunde zu geben und die schriftlichen Denkmäler mantuanischer Geschichte zu sammeln und zu bewahren, wie es namentlich in dem pietätvoll geleiteten „Archivio Gonzaga" geschieht. Die Mittel hierzu sind aber nicht sehr belangvoll, und es scheint wenig Anregung zur Vermehrung derselben gegeben zu werden, denn merkwürdigerweise hat man in den jüngsten Tagen nicht etwa daran gedacht, einem Fond zur Erhaltung der dem Ruin entgegengehenden Prachtbauten, wie des durch die großartigen Freskobilder Giulio Romanos berühmt gewordenen Palazzo Te zu schaffen, sondern man hat eine weitgreifende Agitation für ein grandioses Denkmal Virgils in Scene gesetzt, obwohl dem Andenken dieses mit besonderem landsmannschaftlichen Stolze gefeierten Dichters, dessen Wiege in Pietole nächst Mantua gestanden haben soll, bereits eine Büste auf der Piazza Virgiliana gewidmet ist. Ein römischer Kritiker hat in der Besprechung meines ersten Bandes der „Politik der Republik Venedig während des dreißigjährigen Krieges" in exaltierten Worten dem Gefühle der Scham darüber Ausdruck gegeben, dass die dankbarsten und interessantesten Partien der italienischen Geschichte immer zuerst von Fremden behandelt werden; er möge es mir nun verzeihen, wenn ich mich

neuerlich erkühne, unseren Lesern Einiges von der Blüte und dem tiefen Falle Mantuas zu erzählen, für deren Kenntnis die italienischen Historiker mit Ausnahme des rühmlich zu erwähnenden Carlo d'Arco sehr wenig oder richtiger fast nichts gethan haben. Durch den Genannten wurden für die Geschichte des Kunstlebens in Mantua, sowie der städtischen Verfassung und Verwaltung äußerst wertvolle Documente veröffentlicht; die Katastrophe, die dem Wohlstande der hervorragendsten Residenz der vielverzweigten Gonzaga ein jähes Ende bereitete, erwähnt er aber nur flüchtig, da ihn eine genauere Darstellung derselben zu tief in die politische Geschichte geführt hätte. Auch die allgemeine Geschichte hat sich bis jetzt nur sehr oberflächlich mit dieser Partie beschäftigt, fällt sie doch mitten in eine Fülle von Ereignissen, die alle Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen, gerade in die Zeit der ersten Abdankung Wallensteins, des Regensburger Conventes und der Vorbereitung der schwedischen Invasion durch Gustav Adolf. Man hat lange Zeit kaum eine Ahnung davon gehabt, dass der Verlauf des „Mantuaner Erbfolgekrieges" und das siegreiche Auftreten Wallenstein'scher Corps in Oberitalien nicht wenig zur Beschleunigung der Landung des großen Schwedenkönigs auf deutschem Boden mitgewirkt haben.*) Indem ich diese Beziehung zu den großen Hauptactionen, von denen alle Welt weiß und immer mehr zu wissen wünscht, nur beiläufig andeute, glaube ich doch bei manchem Leser, der allzu weitschichtiges Detail als verwirrend und ermüdend meidet, die Sanction für meine Erzählung erwirken zu können, da ich ihm die Aussicht eröffne, durch die hervorragendsten Momente derselben eine Vervollständigung und Bereicherung jener historischer Bilder zu gewinnen, die ihm längst vertraut geworden und bedeutungsvoll erschienen sind.

Francesco Bertelli, ein gelehrter und umsichtiger Topograph, dessen „Teatro delle città d'Italia" gerade in demselben Jahre in dritter Auflage erschienen ist, in welchem Mantuas Glücksstern zu erbleichen begann, widmet dieser Stadt sehr begeisterte Worte,

*) Durch den zweiten Band meiner „Politik der Republik Venedig" und Johannes Bührings „Venedig, Gustav Adolf und Rohan" sind die in dieser Hinsicht notwendigsten Aufklärungen geboten worden.

er hält sie — eingeschlossen von Seen und Sümpfen — für eine der festesten von Italien. Sie erscheint ihm weit, gut gebaut und geziert mit reich ausgestatteten Palästen, in welchen er die Bilder Andrea Mantegnas und die in der „Grotte" des Palazzo bei Signori aufgehäuften Kostbarkeiten besonders bewundert. Die Antiken und Seltenheiten, deren Vereinigung an dieser Stelle er dem Kunstsinne der Isabella von Este, Gemalin des Markgrafen Franz II. († 1519), zuschreibt, seien danach beschaffen, jeden großen Geist in Verwunderung zu setzen („far maravigliare ogni grande ingegno"), die Bewohner seien ebenso geneigt, sich mit den Waffen wie mit den Wissenschaften, mit Handel und Gewerbe zu beschäftigen; sie hätten an allem Überfluss, was man zum irdischen Leben gebraucht. Ganz entzückt spricht Bertelli von dem Schlosse Marmirolo unweit Mantua mit königlich eingerichteten Zimmern, früchtereichen Gärten und staunenerregenden Wasserkünsten, sowie von den Fresken Giulio Romanos im Palazzo Te (d'Alté). Unser Martin Zeiller, dessen bei Merian verlegte Reisebücher jedem Kunstsammler bekannt sind, war in den Jahren 1628 und 1629 wiederholt in Mantua und weiß daher Wunderdinge von den dort aufgespeicherten Schätzen zu berichten. Er muss jedoch zu größtem Leidwesen erwähnen, dass zur Zeit, als er die Beschreibung verfasste (die erste Auflage des Itinerarium Italiae erschien 1640), von all den Herrlichkeiten nur noch sehr wenig erhalten gewesen sein dürfte. Seine Neugierde wird namentlich durch die Naturaliensammlung erregt, er wird auch nicht müde, die Seltenheiten derselben aufzuzählen. Da fanden sich Petrefacte, „eines Menschen Herz, daran man noch die Adern und die Feiste gesehen", Ameisen in Krystall, schwarze und weiße Korallen, Austern an einem Degen, „ausgebalgte fünf Krokodil", „ein Hydra mit sieben Köpfen", „ein Meerpferd aus Egypten", Paradiesvögel, Salamander u. s. w. Besonders kostbare Gegenstände, wie die prachtvollen Waffen, mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, ein 15 Schritt langer Kasten mit etlichen Centnern Silbergeschmeid, ein Tisch aus Silber, zwölf Apostel aus Silber, die vordem dagewesen sein sollen, waren bei Zeillers Anwesenheit nicht mehr vorhanden, sondern — wie er meint — nach Venedig in Sicherheit gebracht, oder — wie wahrscheinlicher — zu Rüstungszwecken in

Geld verwandelt. Auch das berühmte 7 Fuß lange „Einhorn" fand er nicht vor. Trotzdem war eine Menge der schönsten Kunstschreine noch immer mit den mannigfachsten Objecten von hohem Werte angefüllt, darunter mit sehr vielen antiken Bronzen und Statuen, geschnittenen Steinen, Spiegeln in Gold und Diamantenfassung, türkischen Rüstungen mit Rubinen und Türkisen, einem „ganzen Kasten voll von Uhrwerk und matematischer Sachen, heidnischer Götzen und dergleichen unzählbar viel Dings." Und doch verschwindet dieses vielgerühmte Geräte vor der Bedeutung der Gemäldegallerie, über welche uns ein Inventar, an dem man vom 12. Januar bis 3. März 1627 gearbeitet hat, erwünschten Aufschluss gibt.*) Es werden darin bei tausend Bilder aufgezählt und im Gesammtbetrage auf 74.000 Lire Mantuane geschätzt, die ungefähr einem Geldwerte von 19.000 Franken entsprechen. Heute würde man durchschnittlich für jedes einzelne Bild diese Summe bezahlen; denn es befanden sich darunter 42 Giulio Romano, 15 Mantegna, 14 Tizian, 9 Breughel (Jan), 4 Guido Reni, 2 Correggio, 2 Andrea del Sarto, 1 Rafael, 1 Leonardo da Vinci, 1 Paolo Veronese u. s. w. Aus den übrigen inventarisierten Gegenständen wollen wir nur einzelne namhaft machen, jedoch auch deren Schätzwert beisetzen, der von ihrer Kostbarkeit eine Vorstellung gibt, wenn man die Ziffern in das Verhältnis zu der für die Gemälde angesetzten Summe bringt; da gab es einen Schreibtisch aus Ebenholz (Augsburger Arbeit) mit Silberfiguren (12.000 L.), einen anderen Schreibtisch in Form eines Triumphbogens (2400 L.), 2 Bergkrystallspiegel in Ebenholz mit Diamanten, Rubinen und Perlen (10.000 L.), eine „Anconetta" von Bergkrystall, Ebenholz, Diamanten und Perlen (27.000 L.), ein Altarstück aus Silber und Edelsteinen (12.000 L.) u. dgl. Und dies alles war nicht durch Zufall, aus leidenschaftlichem Sammeleifer oder Geiz zusammengebracht worden, sondern aus Freude an Schönheit und Luxus. Inmitten des Glanzes und einer Welt von Kunst bewegte sich ein Geschlecht von fürstlichem Rang und fürstlicher Gesinnung, das den Lebensgenuss in seiner höchsten Steigerung zu würdigen verstand und für sich in Anspruch

*) Im zweiten Bande von Carlo d'Arcos „Delle arti e degli artefici di Mantova".

nahm. Ja, diese Gonzaga waren die echten Kinder der Renaissance, anregungsfähige, empfängliche Naturen, ritterlich, schnell bereit, den Degen zu ziehen und sich mit ihren Feinden zu messen oder auch als Bundesgenossen des Kaisers gegen die Ungläubigen zu kämpfen, dann wieder in Gesellschaft von Künstlern und schönen Frauen Wochen und Monate zu schwelgen, künstlerische Entwürfe zu prüfen und in den neu geschaffenen Prunkgemächern, in den lauschigen Laubgängen ihrer Gärten oder auf dem magisch beleuchteten Spiegel der dieselben durchziehenden Gewässer wundervolle Feste zu feiern. Und diese Frauen! Es gibt wenige Familien, in welchen Frauenschönheit und Geist durch Generationen hindurch in so auffälliger Weise herrschend gewesen wären, als bei den Gonzaga. Die schon genannte Isabella eröffnete den Reigen in den Tagen der schönsten Blüte der Renaissance als die reizendste Personification derselben; sie war die Freundin Arioists und des Aldus Manutius, der die berühmten Classikerausgaben in seiner Officin zu Venedig veranstaltet hat, sie studierte die Unterschiede zwischen dem Cupido des Praxiteles und dem des Michel Angelo, welche sie beide für ihre Sammlung erworben hatte,*) und führte Correspondenzen mit den hervorragendsten Kennern der Antike und der damals modernen Kunst. Eine Porträtmedaille Isabellas, welche das kaiserliche Münzcabinet in Wien bewahrt, wird Benvenuto Cellini zugeschrieben, Leonardo da Vinci malte sie im 24., Tizian im 58. Lebensjahre.**) Sie war wesentlich beteiligt an der Schöpfung des Mantuaner Theaters, das nebst dem von Ferrara das am vollkommensten entwickelte von Italien war, besonders was äußeren Prunk und scenische Ausstattung betraf. Ihre Tochter Eleonore, vermält an den Herzog Franz von Urbino, jedoch lange Zeit im Exil in Mantua lebend, scheint die Mutter an Schönheit noch übertroffen zu haben; sie saß Tizian, der sie viermal

*) Bentelli bringt darüber den seltsamen Satz. „Doi Cupidini uno antico e l'altro moderno; questo prima vedendolo pare cosa meravigliosa, ma paragonandolo al primo tanto par mancare di reputatione quanto perde un' animale vivo da un morto."

**) Darüber handelt ausführlich J. Wastler in s. Aufs. „Kunst und schöne Frauen an einem italienischen Fürstenhofe". Beil. zur „Wiener Abendpost" 1879. S. 134—136.

porträtiert hat, zu seiner „Venus von Urbino", ihr Bruder Federigo war im intimsten Verkehr mit Tizian und Giulio Romano, der sich dauernd in Mantua niederließ. Der Kunstsinn dieses ersten Herzogs von Mantua vererbte sich auf seinen Enkel Vincenz I., der nicht nur Isabellas Sammlungen vermehrte, sondern auch die Freude an dem persönlichen Umgange mit Künstlern dadurch bewies, dass er Rubens mit einem Jahresgehalte von 400 Ducaten an seinen Hof berief und ihm sechs Jahre hindurch Gelegenheit bot, an den bedeutendsten Kunststätten Italiens Genuss und Bildung zu suchen. Leider verstand es dieser Fürst aber nicht mehr, seine künstlerischen Neigungen mit seinem Vermögen in Einklang zu erhalten und die Ordnung des eigenen wie des Staats-Haushaltes vor Lockerung zu hüten. Der Luxus, der seine Ahnen zu Wohlthätern ihres Landes gemacht, weil er in den Schranken verständiger Mäßigung gehalten wurde, artete unter ihm zu sinnloser Verschwendung aus, die den Rückgang des Wohlstandes seiner Familie und des Herzogtums zur Folge haben musste. Das Verständnis für den Ernst und die Weihe der Kunst war ihm verloren gegangen, sie war ihm nur ein Mittel der Zerstreuung, wie seine Kriegszüge gegen die Türken auf kein anderes Ziel gerichtet waren, als sich in glänzendem militärischen Aufzuge, umgeben von eleganten Cavalieren und reichgekleideter Dienerschaft, vor den deutschen Fürsten zu zeigen. Es kann uns nicht überraschen, dass unter solchen Verhältnissen auch die Moralität des Mantuaner Hofes in ein bedenkliches Schwanken geriet, das selbst die nachsichtigsten Zeitgenossen verurteilen mussten. Seit Vincenz' I. Regierung sinken die Ehen im Hause Gonzaga zu Formalitäten herab oder sie werden die Quelle von Streit und politischen Zerwürfnissen; an Stelle der legitimen Frauen herrschen Maitressen und ähnliche Frauenzimmer, der Familiensinn schwindet mehr und mehr, die Familie selbst siecht dahin, verwelkt, stirbt ab. Von Vincenz' I. drei Söhnen starb Franz IV. zehn Monate, nachdem er zur Regierung gekommen war (1612), und hinterließ eine Tochter aus der Ehe mit Margareta von Savoyen, die Prinzessin Maria; Ferdinand († 1626) und Vincenz II. († 1627) blieben ohne eheliche Nachkommenschaft. Der letztere, der in den 11 Monaten seiner Regierung Zeit gefunden

hatte, eine große Zahl von Bildern der besten Meister, Tizian, Correggio, G. Reni, Andrea del Sarto, Tintoretto, an den König von England zu verkaufen, führte einen höchst ärgerlichen Scheidungsprocess mit seiner Gemalin Isabella Gonzaga da Novellara, Witwe des Prinzen von Bozzolo, in welchem er dieser den Vorwurf machte, sie habe ihn durch Zauberkünste an sich gelockt und gezwungen, sie zum Weibe zu nehmen.

Mit Vincenz II. erlosch die Hauptlinie der Mantuanischen Gonzaga. Der Eintritt dieser Thatsache war seit Jahren vorausgesehen und von der europäischen Diplomatie in reifliche Erwägung gezogen worden. Ganz plötzlich war daraus eine cause célèbre, eine „Frage" geworden, und dieselbe Stadt, die bis dahin der Mittelpunkt sorglosesten Wohllebens gewesen war, das höchstens durch pikante Damenintriguen angenehm unterbrochen wurde, kam auf einmal zu der zweifelhaften Ehre, ein Mittelpunkt der Politik zu werden, welchen die drei christlichen Großmächte Europas, Spanien, Frankreich und der Kaiser in den Kreis ihrer Macht zu ziehen sich bemühten. Der durch das Erbrecht zunächst zur Nachfolge berufene Zweig der Gonzaga war nämlich der französische. Der dritte Sohn des Herzogs Federigo, der schöne Lodovico, hatte sich am Pariser Hofe aufgehalten und dort Gelegenheit gefunden, eine „brillante Partie" zu machen. Es war Henriette, die einzige Tochter des letzten frankoburgundischen Herzogs, die ihm die schönen Herzogtümer Nevers und Rethel zubrachte, als deren Besitzer er Pair der Krone Frankreich und selbstverständlich auch sehr bald französisiert wurde. Denn an dem Hofe der Maria von Medici assimilierte sich italienisches und französisches Wesen sehr rasch und leicht, auch konnte es dem Prinzen eines Hauses, das keine besonders ausgesprochene politische Tradition besaß und die Lebensabhängigkeit vom deutschen Kaiser nie für etwas anderes als eine bedeutungslose Form anzusehen gewohnt war, nicht besonders schwer fallen, seine eigenen Interessen mit denen der Krone Frankreichs in Wechselwirkung zu bringen. Lodovicos Sohn Karl war der nächste Anwärter des Herzogtums Mantua und als solcher der natürliche Bundesgenosse Frankreichs in dessen Kampf gegen die Tendenz Spaniens, sich in Oberitalien eine unbeschränkte Herrschaft

zu gründen. Als offener Gegner des Herzogs von Nevers trat Karl Emanuel von Savoyen auf, der das Montferrat, das mit Mantua verbunden war, für sich in Anspruch nahm. Eine Verständigung auf Grund des Teilungsprincips war da ausgeschlossen, denn für Frankreich war gerade das Montferrat mit seiner festen Hauptstadt Casale der erwünschteste Besitz. Von dieser aus konnte man mit größter Leichtigkeit die für Spanien so wichtige Verbindung zwischen Genua und Mailand stören, zugleich hatte man Savoyen ganz in der Gewalt und eine Etappe auf der Straße nach Graubünden, wo ja französischer und spanischer Einfluss längst sich zu messen gewohnt waren. Mit den Interessen Frankreichs giengen die der Republik Venedig Hand in Hand, da diese von der Vergrößerung der spanischen Macht in Oberitalien am meisten zu besorgen hatte. War ihr Gebiet von dem der deutschen und spanischen Habsburger völlig eingeschlossen, dann konnte bei günstiger Gelegenheit das Verlangen der letzteren nach den wohlhabenden Städten und Landschaften der Terraferma unwiderstehlich und ein Kampf um die eigene Existenz für die Republik unvermeidlich werden. Die Gefahr schien umso drohender, seitdem die conservative Politik des Wiener Hofes durch Wallenstein in ihr Gegenteil verkehrt worden war. Kaiser Ferdinand II. beschränkte sich vorläufig darauf, die kaiserliche Autorität über das Reichslehen Mantua zu wahren; er hatte keine Ursache, die friedliche Lösung der Erbfolgeangelegenheit auszuschließen, solange seine militärischen Kräfte durch den dänischen Krieg an der Ostsee gebunden waren. Außerdem übten die verwandtschaftlichen Beziehungen zum Hause Gonzaga einigen Einfluss auf sein Verhalten. Die Kaiserin Eleonore war die Schwester der Herzoge Franz, Ferdinand und Vincenz II., sie wünschte lebhaft die Erhaltung der Selbständigkeit ihres Stammlandes und ihrer Familie, welche sich gerade bei ihrer Vermälung zum letztenmale im vollsten Glanze gezeigt hatte. Von den Festlichkeiten, die zum Abschiede der Prinzessin in Mantua veranstaltet worden waren, hatte man in ganz Europa gesprochen, besonders von dem Festspiele, welches der Ingegniere Bertazzolo in Scene gesetzt hatte.*) Eleonore

*) Bertazzolo hat sein Werk, das den Sieg Amors (der reinen Liebe) über Cupido (die sinnliche Liebe) behandelt, der Nachwelt in einem sehr wertvollen

bewies durch ihre Erscheinung, dass sie schöne Frauen unter ihren Ahnen zählte, der Nuntius Caraffa nennt sie „una bellezza più che ordinaria“, und zudem brachte sie ihrem kaiserlichen Bräutigam nicht nur ein schönes Stück Bargeld, dessen er stets sehr bedürftig war, sondern auch eine kleine Schatzkammer als Mitgift mit, die sich der berühmten Rudolfinischen Sammlung würdig angereiht hat. Ein Inventar ihres Besitzes an Silber, Gold und Geschmeide, das sich im kaiserlichen Hausarchive zu Wien vorfand, weist allein 3600 Diamanten auf. Ferdinand war ihr mit großer Liebe zugethan, sein sehnsüchtiges Verlangen nach einer zweiten Ehe, das ihm nach dem Tode seiner ersten Frau Maria Anna von Bayern so viele unbehagliche Stunden bereitet hatte, war in einer Weise befriedigt worden, die seine schönsten Hoffnungen zu übertreffen geeignet war. Die große Anhänglichkeit an den Fürsten von Eggenberg, seinen vertrautesten Minister und Ratgeber, war durch das Gelingen der Werbung, welche der Fürst in Mantua vorgebracht hatte, noch befestigt und gesteigert worden. Eggenberg selbst trug sich gerade damals mit der Absicht, einen engeren Anschluss der italienischen Staaten, namentlich Venedigs, an die kaiserliche Regierung zustande zu bringen; er hatte daher Ursache, die Stimmung Italiens für den Kaiser günstig zu gestalten, andererseits war er klug genug, sich in keinen Gegensatz zu der Kaiserin zu setzen, wenn ihn nicht die Umstände gebieterisch zwangen. Von seinem guten Willen, ihr in den

---

Büchlein beschrieben. Die ganze Götterwelt erschien darin, teils in den Wolken, teils auf der Erde, man sah ein Schneegestöber, einen Meeressturm, segelnde Schiffe, Walfische, Tritonen u. s. w. Wastler bemerkt in seiner bereits erwähnten Abhandlung: „Wenn uns berichtet wird, dass nach einer Scene finsterer Nacht, in welcher es kein anderes Licht gab, als das von den Sternen und vom Monde kommende, allmählich die Finsternis schwand und am Himmel ‚una bellissima Aurora‘ sich erhob, so dürfen wir bei der Gewissenhaftigkeit, mit der die Renaissance alles Antike nahm, voraussetzen, dass diese Aurora nicht nur wirklich bellissima war, sondern auch in Erscheinung und Costümierung sich insofern an das Griechische anschloss, wie wir es in unserer heutigen, durch die Bühnenpolizei und die modernen Schicklichkeitsgesetze etwas verwässerten Theaterantike nicht zu sehen gewohnt sind, und dass auch die Venus, welche im Stücke spielt, an historischer Treue nichts zu wünschen übrig gelassen haben wird.“

Angelegenheiten ihres Hauses zu dienen, sollte Eleonore zum mindesten überzeugt werden.

Der Herzog von Nevers sandte zu Ende des Jahres 1627 seinen Sohn, den jugendlichen Prinzen Karl von Rethel, ins Mantuaner Land, um beim Absterben des regierenden Herzogs sofort von Stadt und Gebiet im Namen seines Vaters Besitz zu ergreifen; auch hatte er die Aufgabe, das Haus Nevers noch fester an die Gonzaga zu knüpfen, indem er die einzige vorhandene Erbtochter, die aus der Ehe Franz's IV. mit Margarete von Savoyen entsprossene Prinzessin Maria zum Weibe nahm. Als der Prinz, der schon in Paris ein Liebling der Frauen gewesen war, vor dem Kloster erschien, in welchem Maria bis dahin zurückgehalten worden war, flog das Mädchen ihrem Befreier in die Arme und ließ sich sofort zum Traualtar führen. Am Christtage um 3 Uhr nachmittags wurde in aller Stille Hochzeit gemacht, um 8 Uhr abends war Herzog Vincenz II. eine Leiche. Als die Gesandten von Spanien und Savoyen von der jungen Ehe Kenntnis erhielten, die man ihnen verheimlicht hatte, half ihr Protestieren so wenig als der Ärger und Verdruss des Großvaters Karl Emanuel: Marias Erbrecht verstärkte das ihres Gemals, der im Namen seines Vaters die Regierung der mantuanischen Lande unter der lauten Zustimmung der ganzen Bevölkerung antrat. Nevers hatte unterdessen in Paris seine Sache der Königin-Mutter dringend ans Herz gelegt und alles zu Geld gemacht, was er an entbehrlichen Wertgegenständen besaß. Damals kamen die Cartons der berühmten „Trionfi" von Andrea Mantegna, sowie eine Serie antiker Statuen nach England. Für die ersteren wurden 200 spanische Doppien (beiläufig 2000 Franken), für die letzteren 10.300 Pfund Sterling gezahlt. Für Juwelen und Geschmeide war Maria von Medici Käuferin gewesen. All das schöne Geld wurde schon jetzt für Soldaten ausgegeben, deren Aufstellung den Mächten beweisen sollte, dass Herzog Karl II., der sich für einen großen Feldherrn hielt, bereit sei, sein Erbe mit gewaffneter Hand zu verteidigen.

Dieses Schwertergerassel, das sich schon 1628 in Mantua erhob, war von großem Übel, es war nicht geeignet, den Kaiser von

der Unterwürfigkeit seines Lehensmannes zu überzeugen, und es tönte dem letzteren selbst so stark in den Ohren, dass er sich für mächtiger hielt, als er war, und für Vergleichsvorschläge immer weniger zugänglich wurde. Er ließ es darauf ankommen, dass der Graf von Nassau, welcher als kaiserlicher Commissär nach Mantua entsendet worden war, unverrichteter Dinge wieder abzog, und dass Spanien und Savoyen mit Heeresmacht in Montferrat einfielen, ohne dass seine Bundesgenossen, Frankreich und Venedig, am Platze erscheinen konnten, und ohne an seinem kaiserlichen Oberherrn eine Stütze gegen die Friedensstörer zu haben. In Wien veränderte sich die Sachlage sehr zu Ungunsten der Nevers. Auf Geheiß von Spanien trat dort Don Cesar von Guastalla, auch ein Gonzaga, als Prätendent auf und verhinderte im Bunde mit dem durch spanische Pensionen und Trinkgelder gewonnenen Grafen von Trautmannsdorf alle Ausgleichscombinationen, für deren Annahme sich die Kaiserin lebhaft einsetzte, die durch den Besuch ihres Vetters, des Erbprinzen Karl, noch mehr für die Rechte des Hauses Gonzaga-Nevers auf ihre Vaterstadt gewonnen worden war.

Als Richelieu durch die Einnahme von La Rochelle den Hugenottenkrieg, wenn auch noch nicht gänzlich beendet, so doch im wesentlichen zu Gunsten der königlichen Macht entschieden hatte, steigerte sich das Vertrauen Karls von Nevers auf französische Hilfe; er erwartete in kürzester Zeit den Einmarsch des Königs in Savoyen und rechnete auf die Truppen, welche Venedig zufolge der Vereinbarungen, die mit Frankreich zu Susa getroffen worden waren, an der mantuanischen Grenze aufstellte. Die Entscheidung über die ihm vom Kaiser gestellten Bedingungen suchte er in die Länge zu ziehen, um den Eindruck abzuwarten, den die Ankunft der Franzosen jenseits der Alpen hervorrufen würde. Diesen feinen diplomatischen Zug zu durchschauen, war man aber in Wien auch erfahren genug, die Eggenberg, Werdenberg, Questenberg, Slawata brauchten sich von Nevers keine Lectionen in der höheren Politik erteilen zu lassen und waren längst zur Überzeugung gekommen, dass es jetzt gelte, ernstlich gegen Frankreich Stellung zu nehmen und gegenüber Richelieu das Präveniere zu spielen. Der Cardinal hatte sich im Frühjahre 1629

mit einer großartigen Demonstration, mit einem forcierten Alpenübergange und der Züchtigung des treulosen Savoyers begnügt. Sobald dieser zu Paaren getrieben und gezwungen worden war, die Spanier vor Casale preiszugeben, giengen der König und sein Mentor wieder nach Südfrankreich zurück, um dort die letzten Reste hugenottischer Widerstandskraft zu vernichten. Am 28. April trat Ludwig XIII. den Heimritt von Susa nach Lyon an, am 25. Mai zog die Avantgarde eines kaiserlichen Corps unter Graf Merode von Bregenz aus rheinaufwärts — Welschland zu. Ganz heimlich, ohne alles Aufsehen hatte der kriegsgewandte Wallone, eine der brauchbarsten Persönlichkeiten im Stabe Wallensteins, seine Rüstungen durchgeführt, mit bewundernswerter Sicherheit erzwang er sich und dem nachrückenden Gallas den Durchzug durch die Bünde — Anfang Juni 1629 wurden die Sturmfahnen des deutschen Kaisers in italischen Boden gerammt, wo sie seit den Tagen Frundsbergs nicht mehr gesehen worden waren.

Bis zum Herbste operierten die kaiserlichen Regimenter in Verbindung mit den von Spinola commandierten spanischen Truppen vor Casale und am oberen Po, im September waren sie auf eine Stärke gebracht, die eine selbständige Unternehmung gestattete; 20.000 Mann unter Führung von Rambold Collalto, Gallas und Aldringen rückten gegen die Grenzen des Herzogtums Mantua vor. Es waren die Regimenter zu Pferd: Albrecht von Sachsen, Anhalt, Lüneburg, Merode, Ferrari, Haußmann, Isolani, die Regimenter zu Fuß: Alt-Collalto, Conti, Aldringen, Albrecht von Sachsen, Rudolf Colloredo, Merode, Brandenburg, Dietrichstein. Im Verlaufe von acht Tagen waren alle vorgeschobenen Posten von den Kaiserlichen genommen, am 29. October wurde bereits ein Sturm auf das Fort S. Carlo unternommen, welches unmittelbar vor den Thoren Mantuas lag. Während desselben genas die Prinzessin Maria eines Söhnleins, des nachmaligen Herzogs Karl III., der nach dem frühen Tode seines Vaters dem Großvater auf dem herzoglichen Throne folgte. Von einer Überrumpelung der Stadt, welche die kaiserlichen Generale nach den leicht errungenen Erfolgen der letzten Tage gehofft hatten, konnte jedoch keine Rede sein, davor bewahrte sie die Festig-

keit ihrer Lage und der Mut des Herzogs und seiner französischen Officiere, welche wieder gutzumachen trachteten, was die Ungeschicklichkeit, Ratlosigkeit und Feigheit der venezianischen Truppen, die an allen Orten vor den Kaiserlichen das Hasenpanier ergriffen, verdorben hatten. Mantuas Hauptstärke lag in dem Gewässer, das seine Mauern umspülte, in den Sümpfen, welche das Anrücken an seine Thore verhinderten. Über den See gab es zwei Brücken, den Ponte Molini, welcher zur Citadelle führte, und eine uralte steinerne Brücke, welche die Verbindung mit der befestigten Vorstadt San Giorgio herstellte. Von der letzteren nahm Aldringen am 3. November Besitz. Der Abbruch der Brücke, welchen der Herzog versucht hatte, war wegen der Härte des Materials nicht vollständig gelungen, sie war jedoch derart unterbrochen, dass die Stadt an dieser Stelle immerhin für sturmfrei gelten konnte. Zu einer vollständigen Einschließung reichte die Zahl der kaiserlichen Truppen nicht aus, die Zufuhr konnte nicht ganz abgeschnitten, sondern nur erschwert werden. Es war daher eine längere Dauer der Belagerung vorauszusehen. Den Antrag Collaltos, ihm die Citadelle zu übergeben und die Feindseligkeiten bis zur Entscheidung der Rechtsfrage durch den Kaiser einzustellen, hatte Nevers zu seinem und seiner Residenz Unglück zurückgewiesen. Er wurde durch die Aussicht auf französische und venezianische Hilfe getäuscht, durch den eifrigen Zuspruch des venezianischen Residenten an einer objectiven Beurteilung der Sachlage gehindert. Für Venedig war die Verteidigung von Mantua allerdings eine Frage von größter Bedeutung. Solange die kaiserlichen Truppen vor den Thoren dieser Stadt lagen, war das venezianische Gebiet ziemlich sicher. Sobald Mantua gefallen oder in ein Vertragsverhältnis zum Kaiser getreten war, welches dem letzteren die freie Verfügung über den größeren Teil seiner italienischen Armee zurückgab, war die Terraferma den Launen und Gelüsten der Generale preisgegeben, welche in der Wallenstein'schen Schule nichts besser gelernt hatten, als wie man — auch ohne formelle Aufhebung des Friedensstandes — ein Land zugrunde richten könne. Die gesegneten Fluren auf beiden Ufern der Etsch, Städte wie Verona, Padua, Vicenza und alle die wohlgebauten Dörfer dazwischen mit den schlanken Campanilen, die Schlösser und

Villen, welche sich die venezianische Aristokratie so wohnlich zum Sommeraufenthalt eingerichtet hatte, hätten die prächtigste Gelegenheit gegeben, das System der Contribution und Requisition auf seinen vollen Wert zu prüfen und den Säckel der Herren Obersten und Hauptleute ausgiebig zu kräftigen. Der Widerstand Mantuas hat den Venezianern trotz der horrenden Summen, die sie für ihr beinahe wertloses Heer und die zahlreichen Subsidien ausgeben mussten, noch immer sehr viel Geld und Gut erspart.

Die Wintermonate 1629—1630 vergiengen ohne wesentliche Änderung der Lage. Aldringens Versuch, über die Brücke von San Giorgio in die Stadt zu stürmen, wurde durch die Umsicht eines tapferen Monferinen, des Capitäns Trussa, vereitelt, und bald darnach sah sich Collalto gezwungen, die Belagerung aufzuheben und die Regimenter in Winterquartiere jenseits des Po zurückzuziehen. War ein Winterfeldzug überhaupt schon wenig beliebt bei Officieren und Mannschaft, auf deren guten Willen jeder Heerführer jener Zeit angewiesen war, so trugen auch die in den Lagern vor Mantua ausgebrochenen Krankheiten zu dem Entschusse Collaltos bei. Die schrecklichste Hinterlassenschaft der Kaiserlichen in ihren Baracken vor Mantua war — die Pest. Sie war seit 1623 an verschiedenen Punkten Europas aufgetreten, hatte 1629 in Frankreich, der Schweiz, in Deutschland und Böhmen schon viel Opfer gefordert und trat nun als Gefolge des Krieges in Italien auf. Ob es gerade die kaiserlichen Truppen waren, welche das verderbliche Gift zuerst in die gesegneten Fluren der Poländer getragen haben, oder ob schon die von Mailand, Savoyen, Mantua, Venedig geworbenen Söldner ihnen zuvorgekommen waren, wer will das entscheiden? Die Thatsache aber ist constatiert, dass die Lagerstätten vor Mantua inficiert waren, bevor auch nur ein Fall in der Stadt vorgekommen war. Die Freude über den Abzug der ungebetenen Gäste war in Mantua selbstverständlich sehr groß. Alles lief vor die Thore, besah sich die von den Kaiserlichen aufgeworfenen Schanzen, ihre Wohnungen, ihre Reliquien. Da gab es eine enorme Zahl von Leichen und Thierkadavern auf dem Lande und — was das Schlimmste war — auch in den zahlreichen Canälen aufgehäuft. Es wurde den Soldaten und den

Bewohnern verboten, irgend etwas aus dem verlassenen Lager in die Stadt zu bringen, die Juden aber sollen, wie der Chronist Amadei erzählt, das Verbot nicht beachtet und mit den erbeuteten Gegenständen das verheerende Contagium in die Stadt gebracht haben. Man suchte die ersten Fälle zu verheimlichen, als aber die Zahl der in den Privathäusern Gestorbenen im Januar 1630 schon auf 1176 stieg, wuchs die Angst von Tag zu Tag. Auf dem flachen Lande, wo die Kaiserlichen sich die Herausgabe von Lebensmitteln und Contributionen erzwangen, kam es zu grausamen Schlächtereien zwischen ihnen und den Landleuten. Die Berichte der Zeitgenossen sind voll von Schilderungen der furchtbaren Greuel, die von beiden Seiten verübt wurden. Die Officiere gaben sich auch keine Mühe, diesen beklagenswerten Vorkommnissen entgegenzuwirken, sie suchten den Fasching so lustig als möglich zu verleben. Gallas und Aldringen machten Hochzeit mit zwei Schwestern Arco. Die beiden Damen wurden unter einer starken Bedeckung von Cavallerie von Goito nach Bozzolo geführt, als ihnen ein mantuanisches Streifcorps begegnete, das zu fouragieren bestimmt war. Die beiden Parteien kamen ins Handgemenge, die Kaiserlichen verloren viele Leute und mussten nach Goito zurück, um die Damen in Sicherheit zu bringen, die ihre reiche Garderobe und ihre Betten in den Händen des Feindes zurückgelassen hatten.

Im Februar und März nahm die Pest im Mailändischen und Venezianischen derart überhand, dass das Entsetzen der Bevölkerung fortwährend gesteigert wurde. Die Wut der Leute wendete sich gegen die fremden Truppen, und es kam an vielen Orten zu Verzweiflungskämpfen mit denselben, in denen sich mehr und mehr eine geradezu bestialische Grausamkeit bemerkbar machte. In Mantua starben nahezu 3000 Personen in jedem Monate und noch immer suchten die Ärzte das Volk durch die Vorspiegelung zu beruhigen, man habe es mit einem bösartigen Fieber, das Beulen am Körper hervorrufe, zu thun. Anfang April musste man endlich von amtswegen das Auftreten der Pest constatieren, und sofort entschloss sich der Herzog zu einer wirkungsvollen sanitären Maßregel: es wurde eine großartige Procession veranstaltet, an der er selbst sammt dem Erbprinzen sich beteiligte.

Die Prinzessin kam mit ihren zwei Kindern und deren Ammen in das Kloster San Ursula, wo sie bis zur endlichen Katastrophe verblieb. Die Heftigkeit der Krankheit war bald so groß, dass ganze Familien ausstarben und deren Häuser geschlossen werden mussten. Auch der Krieg begann wieder in unmittelbarer Nähe; die Erwartung, das kaiserliche Heer werde gegen Richelieu gesendet werden, der einen neuen Alpenübergang unternommen hatte, erfüllte sich nicht, denn der Cardinal war nach der Besetzung der wichtigen Passsperre Pignerolo wieder nach Frankreich zurückgekehrt, da die Uneinigkeit zwischen den spanischen und kaiserlichen Generalen und dem Herzog von Savoyen einen Angriff auf die starke französische Stellung kaum befürchten ließ.

Nachdem das kaiserliche Heer sich unbehelligt wieder um Mantua concentriert hatte, gieng Gallas daran, die Venezianer, welche einige Meilen vor Mantua 10—12.000 Mann stark aufgestellt waren und die Verbindung zwischen Mantua und Verona aufrecht hielten, durch einen Vorstoß zurückzuweisen. Die Gefechte von Goito und Valeggio (29. und 30. Mai) vernichteten die Landmacht der Republik, die von da an fast jede Bedeutung für die Verteidiger von Mantua verlor. Damit war das Schicksal der Stadt entschieden und Nevers hätte um jeden Preis seinen Frieden mit dem Kaiser machen müssen, wenn er seine Lage einigermaßen erfasst hätte. Er ordnete aber Maifeste und wiederholte Processionen an, versprach dem heiligen Josef einen Kirchenbau, in der Absicht, die schwer heimgesuchten Bürger seiner Residenz zu ermutigen und ihre Hoffnung zu beleben. Das Sterben aber dauerte unvermindert fort; im April zählte man in den Privathäusern 2336, im Mai 4087 Todte; was in die Spitäler kam, war ohnehin geopfert. Als Aldringen im Juni wieder von San Giorgio Besitz nahm, das ganz zur Aufnahme von Pestkranken bestimmt gewesen war, fand er daselbst ungezählte Haufen von Leichen. Die Teuerung war bereits enorm und alle Bemühungen der Regierung, den Wert des fremden Geldes vor weiterer Steigerung zu bewahren, vergeblich. Die italienische Doppie, welche sonst mit 29 Lire Mantuane bezahlt wurde, galt jetzt 146, die venezianische Zechine, sonst 16, jetzt 72 Lire, ein Sack Getreide kostete 24 Skudi, ein

Fass Wein 100 Doppien, ein Brot 3—4 Lire. Ochsenfleisch gab es nicht mehr, selbst die Fische waren kaum mehr zu erschwingen, obwohl sie ohnehin jeder vermied, der noch irgend eine andere Nahrung aufzutreiben vermochte, denn man fürchtete sich vor der Infection wegen der zahllosen Cadaver, die im See herumschwammen. Das Holz war gänzlich ausgegangen, man musste zum Brotbacken die Fensterläden aus den oberen Geschossen der Häuser nehmen. Der Zudrang zu den Bäckern war so groß, dass schon am frühesten Morgen beim Verkaufe des Brotes Schlägereien stattfanden; es wurde daher jedem, der noch Mehl besaß, gestattet, Brot zu backen und es zu verkaufen. Die Landleute, die in großer Zahl aus der Campagna in die Stadt geflohen waren, verlangten 20 Skudi für jeden Todten, den sie aus der Stadt brachten. Es war zwar das Verbrennen der Leichen angeordnet, aber man hatte kein Feuerungsmaterial, um die Anordnung durchzuführen.

Der Herzog, der sich im Ertragen aller Widerwärtigkeiten äußerst gefasst erwies und mit seinen Unterthanen jede Entbehrung teilte, entnahm dem Leihhause 6000 Skudi, um wenigstens den Sold seiner geworbenen Mannschaft bezahlen zu können. Dass die Unzufriedenheit und Ungeduld der fremden Söldner trotzdem kaum mehr zu besänftigen war, lässt sich leicht ermessen. Es gab in der unglücklichen Stadt nichts mehr zu verdienen, dagegen lauerte der Tod auf allen Straßen, in allen Häusern, innerhalb und außerhalb der Thore. Ein Schweizer war es, der dem unerträglichen Zustande ein Ende machte, indem er den Kaiserlichen den Weg in die Stadt sicherte. Lieutenant Polino versah mit 20 Mann die Wache bei dem Thore von San Giorgio, das man durch den Abbruch der Brücke vollkommen gesichert zu haben glaubte. Dem Verrate aber bot es erwünschte Gelegenheit. Polino setzte sich durch seinen Trompeter mit Aldringen ins Einvernehmen und bot ihm an, er werde Alarm und Widerstand zu verhindern wissen, wenn die Kaiserlichen einen nächtlichen Überfall ins Werk setzen würden. Aldringen gieng auf den Plan ein und bereitete die für einen alten Kriegsmann gewiss reizvolle Unternehmung mit aller nötigen Schlauheit vor. Der Herzog von Mantua erhielt eine Warnung, dass man im kaiserlichen Lager sich für einen Sturm

rüste, er spottete jedoch derselben, da er nicht mit Unrecht behauptete, dazu hätten sie viel zu wenig Kräfte. Von großem Vorteil für das Vorhaben Aldringens war auch der Umstand, dass die Galeeren und Barken, die Monate hindurch auf dem See Wache gehalten hatten, im Mai in den Stadthafen zurückgezogen und außer Dienst gesetzt worden waren. In der Nacht vom 17. auf den 18. Juni kam der Anschlag zur Ausführung. Oberst Colloredo führte in eigener Person 80 deutsche Knechte auf eigens zugerichteten Barken in lautloser Stille über den See an der steinernen Brücke vorüber zu dem Stadtthore, das den Namen des dunklen Gewölbes trug. Polino hatte seinen Leuten gesagt, es würden in dieser Nacht venezianische Hilfstruppen erwartet, was nicht ohne Wahrscheinlichkeit war, da der Proveditore Erizzo thatsächlich in den letzten Wochen 400 Mann in die Stadt gebracht hatte. Wenn sie Barken auf den See wahrnehmen und Truppen landen sehen sollten, so hätten sie sich still zu verhalten, damit die Feinde in San Giorgio nicht aufmerksam würden. In dem Augenblicke, als Colloredo beim Volto oscuro anlangte, wurden zwei blinde Kanonenschüsse abgegeben, als Signal für die vor den Thoren von Cerese und Pradella harrenden Sturmcolonnen, die nun sofort ihr Feuer eröffneten und den Angriff mit großem Lärm in Scene setzten. Jetzt fuhr alles in Mantua auf. Der Herzog und der französische Marschall d'Estrée, die von den Vorgängen bei San Giorgio noch nichts ahnten, schickten Succurs nach den beiden früher genannten Forts. Erst als Colloredo durch eine Petarde das Thor sprengte, das durch den Bogengang von San Barbara zum herzoglichen Palast führte, gewahrte man die nähere und größere Gefahr. Der Marchese von Pomaro glaubte vom Hofgarten aus den eingedrungenen Feinden in den Rücken fallen zu können, es war jedoch schon zu spät. Von San Giorgio aus kam jetzt Aldringens Fußvolk an der Brücke vorüber in die Stadt und ergoss sich mit solcher Raschheit in dieselbe, dass bald die Straßen und Plätze von denselben erfüllt waren. Die beiden Herzoge und der Marschall warfen sich aufs Pferd und sprengten mit kleinem Gefolge der Mühlbrücke zu, um sich in die Citadelle zu retten. Es gelang auch noch, die Prinzessin Maria aus dem Ursulakloster in die Citadelle zu

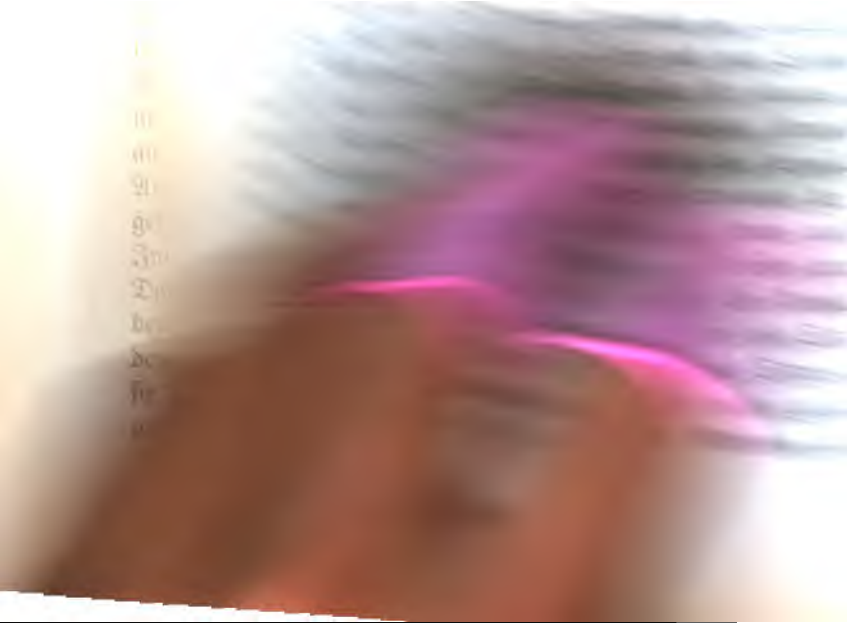
retten. Die Besatzung des Forts San Carlo hatte anfangs den Kampf mit den stürmenden Kaiserlichen mannhaft aufgenommen, wobei ein Graf Orsini geblieben war. Der Rest konnte sich auf Barken zum Herzoge in die Citadelle zurückziehen.

Am Morgen des 18. Juli waren (nach Amadeis Angabe) 12.400 Mann zu Fuß und 1650 Mann zu Pferd in Mantua eingerückt. Aldringen besetzte den herzoglichen Palast, stellte Posten vor die Gemächer, die er sich selbst vorbehielt, und überließ dann die übrigen Räume der Plünderung. Nach der Stimmung, die unter den Soldaten infolge des langen Widerstandes, der Heimtücke der Landleute und der Pestfurcht herrschte, konnte dieselbe nicht anders als von einem gräßlich mordlustigen Wüten begleitet sein. Wir beschränken uns in unseren Angaben auf die sehr maßvolle Erzählung Amadeis, der an die Tradition mit aufrichtiger Kritik herantritt und einen möglichst objectiven Standpunkt einzunehmen sucht. Wie gewöhnlich glaubte das entsetzte Volk in den Kirchen Schutz zu finden, schleppte Kranke, Greise, Weiber und Kinder und das Kostbarste seiner Habe in dieselben, um dadurch ihr Schicksal nur noch trauriger zu gestalten. Denn die Kriegsleute waren sich bewußt, daß die Plünderung eines mit den Waffen gewonnenen Platzes ihr gutes, verbrieftes Recht war, und daß jeder, der ihnen dasselbe zu schmälern versuchte, ihrem Schwerte verfiel. Sie sahen auch die Inwohnerinnen der Nonnenklöster als teilweise sehr willkommene Beutestücke an, während ihre eigenen Weiber, die, wie üblich, im Trosse mit nach Welschland gezogen waren, sich durch schändlichen Unfug aller Art schadlos hielten. Sie warfen auf offenem Markte ihre zerlumpten Gewänder ab und stürzten sich mit wüstem Freudengeschrei in die herzoglichen Zimmer und Kammern, um sich aus dem Kleidervorrate der Nichte der Kaiserin und ihrer Damen zu holen, was ihnen vorkam. Dann tanzten sie in den glänzenden Roben auf den Straßen herum, nannten sich gegenseitig „Principessa" und empfiengen ihre Aushälter, die sich mittlerweile die schönsten Wehrgehänge, Degen und Schärpen umgehängt hatten, als „Principi" und „Altezza Serenissima". Zur Sicherung seiner Schätze hatte Nevers gar nichts gethan, er hatte leichtsinnigerweise zu sehr der Festigkeit Mantuas vertraut. Die

Plündernden brauchten nur die Hände auszustrecken, um sich mit Juwelen, Gold, Silber und den tausend und aber tausend Kunstwerken zu beladen, welche den Stolz der Gonzaga ausgemacht hatten. Was Herzog Vincenz I. an gestickten Stoffen, die mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren, aufgehäuft hatte, wurde jetzt zerschnitten und in Stücke zerrissen, damit sich jeder Dragoner oder Hakenschütze seinen Lappen in den Ranzen schieben konnte. Einer davon erwischte den Degen, den Heinrich IV. dem genannten Herzoge zum Geschenk gemacht hatte; er war durchaus mit großen Diamanten besetzt und soll einen Wert von 30.000 Ducaten gehabt haben. Er überließ ihn seinem Obersten um 20 Realen und gab ihm noch den zugehörigen Dolch darauf. Aldringen ließ sich von den zwölf Kaiserporträts Tizians eilf aus den Rahmen schneiden, das zwölfte, das zu fest in einer Mauernische stak, wurde zerschnitten und verdorben. Es war in diesem Zustande als ein Denkmal der traurigen Verwüstung bis 1737 an Ort und Stelle zu sehen. Auch die auserlesenen Bücher der herzoglichen Bibliothek fanden keine Gnade, sie wurden damals in alle Welt zerstreut; denn sofort nach der Nachricht von dem Falle Mantuas waren Mailänder Kaufleute dahin gereist, welche den Soldaten ihre Beute abhandelten und dann die schönsten Geschäfte damit machten.

Viele Prachtwerke sandte Aldringen an einen deutschen Bischof, vermutlich an einen seiner Brüder, deren einer Bischof von Seckau, der andere Suffragan von Salzburg war. Das große Barvermögen, das der General hinterließ, soll aus dem Erlöse der Mantuaner Beute entstanden sein.

Drei Tage dauerte die Plünderung, und die Gewalttätigkeit der Kaiserlichen war dabei fortwährend im Zunehmen, weil die später Kommenden sich nicht mehr so reichlich entlohnt sahen als ihre glücklicheren Kameraden. Endlich wurden jene Einwohner, bei denen man nichts mehr fand, gepeinigt und gemartert, um ihnen die Bekanntgabe geheimer Verstecke zu erpressen. Es werden von den Chronisten nicht wenige jener Torturen berichtet, mit denen uns wieder Simplicissimus und Philander von Sittewald bekannt gemacht haben. Das war anno 1630 Kriegsgebrauch!



Plündernden brauchten nur die Hände auszustrecken, um sich mit Juwelen, Gold, Silber und den tausend und aber tausend Kunstwerken zu beladen, welche den Stolz der Gonzaga ausgemacht hatten. Was Herzog Vincenz I. an gestickten Stoffen, die mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren, aufgehäuft hatte, wurde jetzt zerschnitten und in Stücke zerrissen, damit sich jeder Dragoner oder Hakenschütze seinen Lappen in den Ranzen schieben konnte. Einer davon erwischte den Degen, den Heinrich IV. dem genannten Herzoge zum Geschenk gemacht hatte; er war durchaus mit großen Diamanten besetzt und soll einen Wert von 30.000 Ducaten gehabt haben. Er überließ ihn seinem Obersten um 20 Realen und gab ihm noch den zugehörigen Dolch darauf. Aldringen ließ sich von den zwölf Kaiserporträts Tizians eilf aus den Rahmen schneiden, das zwölfte, das zu fest in einer Mauernische stak, wurde zerschnitten und verdorben. Es war in diesem Zustande als ein Denkmal der traurigen Verwüstung bis 1737 an Ort und Stelle zu sehen. Auch die auserlesenen Bücher der herzoglichen Bibliothek fanden keine Gnade, sie wurden damals in alle Welt zerstreut; denn sofort nach der Nachricht von dem Falle Mantuas waren Mailänder Kaufleute dahin gereist, welche den Soldaten die Beute abhandelten und dann die schönsten Geschäfte damit [illegible] Prachtwerke sandte Aldringen an einen deutschen Bischof, vermu[illegible] an einen seiner Brüder, deren einer Bischof von Seckau, der [illegible] Suffragan von Salzburg war. Das große Barvermögen, das [illegible] General hinterließ, soll aus dem Erlöse der Mantuaner Be[illegible] entstanden sein.

Drei Tage dauerte die Plünderung, und die Gewalttätigkeit [illegible] Kaiserlichen war dabei fortwährend im Zunehmen, weil die später [illegible]mmenden sich nicht mehr so reichlich entlohnt sahen als ihre [illegible]licheren Kameraden. Endlich wurden jene Einwohner, bei denen [illegible]hr fand, gepeinigt und gemartert, um ihnen die Be[illegible]mer Verstecke zu erpressen. Es werden von den [illegible]venige jener Torturen berichtet, mit denen uns [illegible]us und Philander von Sittewald bekannt gemacht [illegible]nno 1630 Kriegsgebrauch!

Aus den Klöstern, die noch nicht entvölkert waren, liefen die Nonnen, denen man kein Stücklein Brot gelassen hatte, in die Quartiere der Soldaten, um zu betteln. „Solcher Scandal," meint der fromme Amadei, „und die offenkundige Gefahr für die Tugend der Nonnen bewog die Prälaten und Cardinäle der Nachbarstädte, den verhungerten Schäflein Geld zukommen zu lassen, damit sie sich Lebensmittel kaufen konnten."

Am 21. Juli ernannte Aldringen den Marchese Gianfrancesco di Gonzaga, dem einige italienische Historiker fälschlich den Verrat der Stadt zugeschrieben haben, zum Stadthauptmann von Mantua im Namen des Kaisers und dieser bestellte einen Magistrat zur Leitung der öffentlichen Geschäfte. Die Plünderung wurde als geschlossen erklärt und jeder Soldat, der noch zu rauben versuchen würde, mit dem Tode bedroht. Die Häupter der vornehmsten Familien leisteten im Namen ihrer Mitbürger dem Kaiser den Treueid, wonach allen Bewohnern die Waffen abgenommen wurden. Gleichzeitig wurde den Juden, die bis dahin geschont, ja durch aufgestellte Wachen in ihrem Besitze geschützt worden waren, befohlen, insgesammt binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen. Keiner durfte mehr als drei Ducaten bei sich tragen. Was man mehr bei ihm fand, gehörte den Soldaten. In der Zahl von 1800 zogen die Juden beiderlei Geschlechts aus dem Ghetto und wurden von einer Abteilung Cavallerie nach Mirandola geführt, wo man sie ihrem Schicksale überließ. Zwölf ihrer angesehensten Genossen behielt man in Mantua zurück, damit sie in dem leeren Ghetto alle vorhandenen Reichtümer auslieferten. Man überließ alles, was nicht Bargeld oder Edelmetall war, Mailänder Händlern um den Pauschalpreis von 20.000 Ducaten. Die Mailänder sollen dafür 200.000 Ducaten eingenommen haben. In den fünf Leihhäusern des Ghetto sollen hierauf die Soldaten für 800.000 Ducaten Gold, Silber und Seidenwaren gefunden haben, welche die Christen bei der herrschenden Teuerung verpfändet hatten, um ihr Leben zu fristen. Vier Monate hindurch fuhren die Wagen und Karren des Aldringen aus dem Ghetto in seine Wohnung im Schlosse, um ihm seine Beutestücke zuzubringen; 14 Monate nach dem Falle von Mantua konnte man noch beobachten, dass geraubte

Güter zu Lande und zu Wasser teils nach Deutschland, teils nach Mailand spediert wurden.

Aus diesen Notizen kann man sich erst eine Vorstellung von dem Reichtume bilden, der vorher in Mantua aufgehäuft war. Und bei aller Mühe, die man sich gab, die Plünderung recht gründlich durchzuführen, hatte man doch noch vieles zurücklassen müssen, was bei der Großartigkeit des außerdem Gebotenen nicht des Transportes wert schien. Von den Bildern blieben diejenigen unberührt, die in den Mauern gut befestigt waren und deren Wert nicht erkannt wurde. Die Zerstörungslust hatte auch ihre Grenze erreicht, die Kunstgegenstände verloren ihren Reiz, nachdem man sie nicht mehr so leicht an den Mann bringen konnte. Daher erklärt es sich, dass Octavio Piccolomini, als er auf Befehl des Kaisers im Januar 1631 eine Inventur der noch im herzoglichen Schlosse vorhandenen Gegenstände vornahm, auf Grund derselben berichten konnte, die Nachrichten über den Raub seien übertrieben, denn man habe noch sehr viel Schönes gefunden. Der Bericht ist leider sehr oberflächlich und ungenau, man konnte wohl beiläufig die Zahl der geretteten Gemälde, nicht aber ihre Beschaffenheit und die Meister, von denen sie herrührten, bestimmen. Das Inventar von 1665, das ebenso, wie das früher genannte, von d'Arco mitgeteilt wurde, beweist jedoch, dass auch nach der Anwesenheit Piccolominis noch so manches Stück abhanden gekommen ist. — Die Einwohnerzahl, welche 1629 von einzelnen Schriftstellern mit 38.000, von anderen mit 50.000 berechnet wird, betrug nach Forti Ende 1630 noch 7000, und Amadei zählt 89 adelige Familien namentlich auf, die in dem Jahre des Krieges und der Pest in Mantua erloschen sind. · Für immer erloschen war der Ruhm von Mantua als Stätte der Kunst und des Wohllebens, denn es fehlten alle Bedingungen einer allmählichen Wiedergeburt. Weder das Haus Gonzaga, das ja in kurzer Zeit durch die Diplomatie zurückerhielt, was ihm der Krieg an Hohheitsrechten genommen, noch sein Volk fand in sich die Kraft zu neuem blühenden Leben. Die letzten selbständigen Herzoge von Mantua, deren Reihe im Jahre 1707 schließt, gefielen sich wol in der leichtsinnigen Schwelgerei ihrer Vorfahren, der Sinn für echte Kunst war

ihnen fremd geworden. Und die Mantuaner? Sie wurden die Kleinbürger und Landbauern, die sie heute sind, ein genügsames, aber schwungloses Geschlecht, an dem auch die nationalen Errungenschaften neuerer Zeit wenig zu verändern vermocht haben. Seit die Österreicher abgezogen sind, gibt es kein Leben mehr in Mantua. Mit unsäglicher Langweile sieht der Wachtposten an der Porta Pusterla oder Pradella zu, wie der Mörtel von den Mauern der Ravelins bröckelt, auf denen einzelne Festungskanonen ihr vergessenes Dasein in stiller Abgeschiedenheit dahinschleppen. In den Gräben weiden die Kühe, über den sumpfigen See streicht ab und zu eine reisbeladene Barke. Wer sich im Waggon zweiter Classe, der ihn aus dem Bereiche der Fieberluft bringt, mit den Passagieren, die in Mantua eingestiegen sind, in ein Gespräch einläßt, der kann von den Landsleuten Virgils vernehmen, daß die Geschäfte heute nicht mehr so gut gehen wie damals, da die „Tedeschi" in ihren weißen Waffenröcken vor den Kaffeehäusern der Contrada verde saßen und die blanken „Zwanziger" unter die Leute brachten. Von den Gonzaga und Nevers, von Tizian und Giulio Romano wird man ihm wenig erzählen.

V.

# Neue Ergebnisse der Wallenstein-Forschung.

Es gibt wenige historische Stoffe, welche durch lange Zeit hindurch ein so starkes allgemeines Interesse in Anspruch genommen haben, als die Geschichte Wallensteins. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung liegt nicht allein in den ungewöhnlichen Schicksalen dieser Persönlichkeit, in der Großartigkeit der Scenerie, aus der sie in gewaltigen Dimensionen hervorragt, und in der Tragik seines Falles und Ausganges, sondern auch in der eigentümlichen Entwicklung, welche die Forschung gerade in dieser Richtung genommen hat. Es ist so viel Widersprechendes über die politische und militärische Bedeutung des Friedländers, über die Veranlassung und den Verlauf der Katastrophe von Eger, über Schuld und Nichtschuld des Ermordeten mitgeteilt worden, so oft sind Behauptungen, die mit allem Nachdrucke wissenschaftlicher Überzeugung aufgestellt worden waren, widerlegt worden, dass man selbst in Kreisen, die sich sonst nicht allzuviel aus historischen Problemen machen, mit einer gewissen Neugierde die fortschreitende Erörterung dieses Gegenstandes verfolgt und mit Spannung darauf wartet, ob und wie die Wahrheit doch noch an den Tag gebracht werden kann.

Den Fachgenossen selbst muss die Wallenstein-Forschung zur Warnung dienen, die Ergebnisse ihres Fleißes, ihrer Kritik und ihrer Überlegung nicht mit zu großer Zuversicht und zu festem Vertrauen

auf ihre Unwiderlegbarkeit in Umlauf zu setzen, denn wir stehen hier vor der Tatsache, dass die Acten über den merkwürdigen Process, der von Berufenen und Unberufenen geführt wurde, wiederholt geschlossen worden waren und das Verfahren trotzdem immer wieder aufgenommen werden musste. Und nicht nur um die Schuldfrage handelt es sich dabei, die sich einer eigentlichen Entscheidung ohnehin entzieht, sondern um den Thatbestand, der doch festgestellt sein müsste, bevor sich auch nur der Einzelne für sich selbst ein Urteil zu bilden vermag.

Da ist es nun fast beschämend, dass die Arbeit von drei Generationen, die sich bemüht haben, das wissenschaftliche Gegenstück zu Schillers unvergänglichem poetischen Denkmal zu schaffen, zur Bewältigung dieser Aufgabe nicht hingereicht hat, dass jeder neue Fund von schriftlichen Aufzeichnungen jener Zeit, von Briefen und Amtsschriften stets von neuen Auffassungen und Beurteilungen nicht nur der Persönlichkeiten, sondern auch der Ereignisse begleitet war, so dass die Ansichten über Wallenstein in ein ruheloses Schwanken geraten sind. Die Abhängigkeit des Geschichtsschreibers von dem „Material" und die Vieldeutigkeit aller geschriebenen Zeugnisse tritt uns da so auffällig entgegen, dass wir das Misstrauen sehr begreiflich finden müssen, welches den Erzeugnissen der historischen Literatur nicht selten entgegengebracht wird. Die Sammlung von Briefen, welche Förster vor nahezu sechzig Jahren veranstaltet hat, trat schon mit dem Anspruche auf, gründliche Aufklärungen über den Charakter und die Handlungen Wallensteins geboten, seine „Unschuld" für alle Zeiten nachgewiesen zu haben. Aretin und Hurter glaubten mit dem Hinweis auf die von ihnen benützten Quellen aus bayerischen und österreichischen Archiven das entgegengesetzte Ziel sicher erreicht zu haben. Hallwich, der sich auf die Einsicht in zehntausend bisher ungedruckte Schreiben stützen konnte und davon 1350 Stücke veröffentlicht hat, durfte annehmen, dass er dem Helden, dem er mit seltener Hingebung dient, in der ausgiebigsten Weise, „das Recht, gehört zu werden" gewahrt habe. Wenn man seine Ergebnisse mit den wertvollen Beiträgen von Schottky, Helbig, Dudik in Verbindung brachte, wenn man Schebeks wiederholte Untersuchungen der älteren gedruckten

Literatur zurate zog, ohne seinen daraus entwickelten, allzu kühnen Hypothesen zu folgen, sollte man sich da nicht der Meinung hingeben können, an Gründlichkeit das Möglichste geleistet zu haben? Und als Ranke in seiner aus langjähriger Beschäftigung mit dem Gegenstande erwachsenen „Geschichte Wallensteins" sich herbeiließ, die Welt über diesen Mann „unvergänglichen, wiewol noch zweifelhaften Andenkens" zu unterrichten, da dachten wohl viele, dass damit der Schlussstein zu einem der kunstvollsten Gebäude geliefert worden sei, das auf den Werkplätzen historischer Wissenschaft geschaffen wurde. Trotzdem steht es heute um die Erkenntnis der Verhältnisse, in denen sich Wallenstein während seines zweiten Generalates bewegt hat, ganz anders als vor einem Jahrzehnte. Die Umrisse des Bildes, das Ranke mit der sicheren Hand des erfahrenen Geschichtsschreibers entworfen hatte, bedürfen zwar nicht vieler und einschneidender Correcturen, aber was er nur mit einigen kühnen Strichen andeuten konnte, erscheint heute klar und deutlich ausgeführt, viele Lücken konnten ausgefüllt werden und immer mehr tritt die Farbe des Lebens an den Gestalten hervor, die uns bis jetzt nur schattenhaft erscheinen konnten.

---

Die wertvollsten Aufschlüsse, die wir in letzter Zeit über Wallenstein und seine Beziehungen zu den europäischen Mächten erhalten haben, kamen aus schwedischen Archiven. Die nur 80 Seiten umfassende Sammlung von Actenstücken, welche der schwedische Archivar Hildebrand im Jahre 1885 herausgegeben hat, brachte die entscheidende Wendung in den Anschauungen hervor.

In den schwedischen Archiven hatte sich bis dahin nur Beda Dudik, der in Archivstudien ziemlich bewanderte, aber allerdings von Flüchtigkeit nicht freizusprechende Verfasser der mährischen Landesgeschichte, nach „Quellen für den dreißigjährigen Krieg" umgesehen und bei dieser Gelegenheit, größtenteils aus der Correspondenz Bernhards von Weimar, eine Anzahl (19) Briefe aufgefunden, welche sich mit Wallenstein beschäftigen. Das Auffallendste an denselben war, dass durch sie einzelne Angaben des vielgenannten Unterhändlers Jaroslaw Sesyma Raschin von Riesenburg, dem jede Glaubwürdigkeit abgesprochen worden war, volle Bestätigung fanden. Über die

Beziehungen zwischen Wallenstein und Arnim im Herbste 1633 waren darin auch mehrfach Anhaltspunkte gegeben; die Conferenz, welche Arnim mit Oxenstierna zu Gelnhausen am 2. September des genannten Jahres wegen der von Wallenstein gestellten Anträge abhielt, bildet den Hauptinhalt eines von Dudik veröffentlichten Schreibens von Oxenstierna an Herzog Bernhard. Alles in allem blieb der Zusammenhang der Verhandlungen trotz Dudiks „Forschungen" noch immer unaufgeklärt, die Unvollständigkeit der Mitteilungen ließ widersprechende Deutungen und Erklärungen der einzelnen abgerissenen Briefstücke zu. Die Bemühungen Hildebrands haben nun aus der großen Oxenstierna'schen Sammlung im schwedischen Reichsarchiv, die nach ihrem früheren Aufbewahrungsorte „Tidö-Sammlung" genannt wird, so viele auf Wallensteins Politik Bezug nehmende Schriftstücke an das Tageslicht gebracht, dass die Funde Dudiks dagegen verschwinden. Neben hervorragenden Diplomaten aus der Umgebung Gustav Adolfs kommen Matthias Thurn, Wilhelm Kinsky, Bubna, Arnim, Oxenstierna, Bernhard von Weimar zu Worte, und ihre Äußerungen lassen nicht viele Zweifel über das Thatsächliche zurück. Der seither verstorbene Arnold Gädeke brachte dazu die gesammte, aus den Jahren 1631—1634 erhaltene Correspondenz zwischen Arnim und dem Kurfürsten von Sachsen, zahlreiche Briefe des Herzogs Franz Albrecht zu Sachsen, einzelnes von Brandenburg, Kinsky, Adam Erdmann Trczka, Thurn, Oxenstierna u. a. Max Lenz vertiefte sich in die actenmäßig erhobenen Nachrichten über die Thätigkeit Rasins und verglich sie in scharfsinniger Weise mit dessen eigener Relation, deren deutsches Original unter den Papieren Slavatas in Neuhaus gefunden worden ist. Georg Irmer endlich, der das Glück hatte, den größeren Teil der Correspondenz des schwedischen Staatsmannes Laurentius Nicolai (Lars Nilsson Tungel) im Staatsarchive von Hannover zu entdecken, ergänzte die wertvollen Nachrichten derselben durch weitere umfassende Forschungen und legte die von ihm in Schweden, Dänemark, Holland und in zahlreichen deutschen Archiven gesammelten Materialien in einem dreibändigen Werke nieder, das zu den „Publicationen aus den königl. preußischen Staatsarchiven" gehört und den besonderen Titel führt: „Die Verhandlungen Schwedens

und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser von 1631 bis 1634."

Wir wollen es nun nach diesen einleitenden Bemerkungen über die Veranlassung zu neuen Beurteilungen der Wallenstein'schen Katastrophe versuchen, unseren Lesern an der Hand der wichtigsten Documente einen Bericht über Wallensteins politische Unternehmungen vor dem Beginne und während seines zweiten Generalates zu geben und ihnen dadurch die wahren Ursachen der Katastrophe verständlich zu machen.

Laurens Nicolai (Nilsson), seit dem Ende des Jahres 1631 schwedischer Resident am Hofe zu Dresden, ein Mann von großer Begabung, dessen vielversprechende diplomatische Laufbahn jedoch schon 1633 durch den Tod abgeschnitten wurde, hat in seinen Briefen an den Cabinetssecretär Gustav Adolfs, Oberst Philipp Sadler, und später an Axel Oxenstierna vielfach Veranlassung gefunden, sich über Wallensteins politische Verbindungen und Absichten auszusprechen. Als Laurens Nicolai seinen Dienst in Dresden antrat, war eben der Einfall der sächsischen Armee unter Arnim in Böhmen erfolgt. Er gab in einem an Sadler adressierten Schreiben vom 14. November seinem Könige Nachricht über Stärke und Bewegungen der sächsischen Truppen, die durch den ganz unvermuteten, befremdenden Vorstoß in eine gefährliche Lage gekommen seien, und setzt hinzu: „Es wird hievon diversimodo discuriert und geurteilt. Etliche meinen, dass der von Wallenstein in diesem Werk das große Rad sei und dass alles von einer heimlichen Intelligenz mit ihm dependiere." Er wünscht dringend Aufklärung über die Meinung, welche der König von diesem Zuge habe, um danach sein Verhalten einrichten zu können. Welcher Bescheid ihm darauf geworden, wissen wir nicht; dagegen erfahren wir aus einem Schreiben Nicolais an Sadler vom 30. December 1631, dass die erwähnte Auffassung der Arnim'schen Unternehmung in Böhmen ihre Begründung gehabt hat. Nicolai hat mit Arnim persönlich Rücksprache gepflogen und letzterer hat ihn versichert, das Einvernehmen Wallensteins mit dem König sei auf dem besten Wege gewesen, jedoch durch den Grafen Thurn unterbrochen worden,

der darüber in seinem angeborenen Leichtsinn (vitium naturae) einer „Dame von Tirska“ (wahrscheinlich der alten Gräfin Maria Magdalena, einer geborenen Lobkowitz) Mitteilungen gemacht und außerdem einen Brief geschrieben hatte, in welchem der „ganze Handel“ mit wiederholter Nennung des Namens Wallenstein aufgedeckt worden sei. Dieser Brief wurde von den Kaiserlichen aufgefangen und „alles so gemein (bekannt), dass es die Jesuiten zu Prag erfahren haben und die Kinder auf der Gasse damit gelaufen sind“. Wallenstein habe sich gegen Arnim bei ihrer letzten Zusammenkunft (am 20. November auf dem Trczka'schen Schlosse Kaunitz) deswegen heftig beschwert und gesagt: „Er wüsste nicht, wie er diesen wunderlichen Process anders verstehen solle, als dass der Herr Graf von Thurn dergestalt ihn hat wollen in Ungelegenheit, ja wohl auf totalen Ruin und Fall bringen. Es wäre nunmehr soweit kommen, dass sich W. von Suspicion und Blasme befreien wolle, müsste solches nicht allein mit bloßen Worten, sondern wirklich geschehen, darum er W. notwendig verursacht, sich zum Kaiser zu begeben, um sich, so gut er könnte, bei ihm zu purgieren erst durch mündliche Entschuldigung und danach realiter durch Annehmung des Generalats. W. hat Arnim jedoch versichert, er werde in ‚seinem proposito und guter Affection‘ gegen Gustav Adolf fortfahren und ‚Alles dahin richten und dirigieren, dass der Kaiser mit seinem ganzen Hause soll schmerzlich sehen und empfinden, dass er einen Cavalier affrontiert habe.‘ Er habe schließlich auch bei allen Heiligen gebeten, dass man den König von dieser seiner Gesinnung nicht brieflich, sondern durch eine Vertrauensperson benachrichtige, und als diese wollte Arnim den Laurens Nicolai angesehen haben. Derselbe möge den König, je eher je besser, von Wallensteins Intention verständigen, damit der König, im Falle als Wallenstein wieder auf Seite des Kaisers trete, nicht meinen sollte, er habe darum sein Gemüt geändert.“

„Arnim habe ihn beschworen, von der Offerte Wallensteins niemandem andern als dem Könige Wissenschaft zu geben, er habe sie weder dem Kurfürsten noch dem Grafen von Thurn mitteilen wollen, damit es nicht wieder auskäme.“ Laurens setzt nun seinerseits hinzu: „Was man von dieser Offerte zu halten, und wie weit

man sich auf oft berührten W. verlassen kann, das werden Ihre Königliche Majestät Dero hocherleuchtetstem Verstande nach wol bei sich wissen zu besinnen. Ich hab's blos, wie es mir angedeutet, referieren sollen . . ."

Im Zusammenhalte mit diesen beiden Schreiben stehen andere, die Gädeke zusammenstellt. Er veröffentlicht zunächst nochmals den Brief des Grafen Heinrich Matthias Thurn an Gustav Adolf, welchen Fiedler schon 1861 im „Jahrbuch für Vaterländische Geschichte" bekannt gemacht hat. Er wurde mit mehreren anderen von derselben Hand als Thurn'sche Correspondenz am 18. Februar 1637 vom Kapuziner Fra Gregorio de Fossa an Ferdinand III. eingesendet und rührt, wie neuere Handschriftenvergleiche erwiesen haben, unstreitig von Thurn her, obwol er dessen Unterschrift nicht trägt und nicht datiert ist. Mit Rašins Bericht, der anfangs October in Begleitung Thurns zum Schwedenkönige gereist ist, stimmen die Angaben des Briefes vollkommen überein. Thurn und Rašin überbrachten die Bedingungen, welche Wallenstein in Prag für seinen Anschluss an Gustav Adolf aufgestellt hatte. Thurn scheint in Schleusingen, wo er den König traf, nicht sofort Gelegenheit gefunden zu haben, mit demselben vertraulich zu sprechen, und fand es daher geboten, ihm seine Mitteilungen sofort schriftlich zu machen. „Bin in großer Hoffnung gewest," schreibt er, „Tag und Nacht gereist, Ew. königl. Majestät die Gewissheit zu bringen, dass nunmehr alles klar und zum Abdrucken ist." Der König werde sich erinnern, dass Rašin Ihrer Fürstlichen Gnaden (Wallenstein) berichtet hat, der König wolle, wenn es die Zeit begehrt, 12.000 Mann und 18 Stück schicken, Wallenstein zum Vice-Ré machen und gestatten, dass er den Krieg in seinem Namen führe. Rašin sei nun abgeordert, den König zu versichern, dass Wallenstein, sobald er 12—14.000 Mann habe, bereit sei, die schlesische Armee (des Kaisers) persönlich anzugreifen, Schlesien, Böhmen und Mähren für den König in ruhigen Stand zu versetzen und bis an die Donau vor Wien zu rücken. Dort wolle er sein Winterquartier aufschlagen und beim ersten Frost nach Steiermark, Kärnten und Krain gehen. Die Remuneration für seine Dienste stelle er dem Könige anheim. Thurn, der zu seinem Leid-

wesen wahrgenommen hat, dass die ganze Angelegenheit dem Könige nicht mehr erfreulich, noch annehmbar war, beschwört ihn nun um Gottes-willen, seinen Argwohn gegen den Herzog aus dem Herzen zu schlagen, von dem kein Beispiel vorliege, dass er etwas „Traditoris, Ehrver-gessenes" vorgenommen hätte. Er will dafür sorgen, dass Arnim einen Ver-trauten an Wallenstein sendet, damit dieser aus des Fürsten eigenem Munde seine Versprechungen und Zusagen erhalte, will fleißig „procou-rieren und antreiben, dass die schlesische Armee zu nichts gemacht werde".

Gustav Adolf hat trotzdem sich nicht herbeigelassen, die von Wallenstein verlangten 12.000 Mann zu dessen Verfügung zu stellen. Thurn weiß dies schon am 21. October, da er dem Könige mitteilt, Wallenstein halte ihn (den König) für entschuldigt, „dass er bei solcher Feindsbeschaffenheit die starke, vertröste Hilfe nicht schicken habe können". Er erwartet von der Zusammenkunft Arnims mit Wallenstein in Friedland, zu welcher auch Herr von Bubna als Thurns Vertreter erscheinen soll, eine Aufklärung, wie etwa durch die kursächsischen Truppen ein Ersatz geboten werden könnte. Zu der Unterredung in Friedland habe Wallenstein einen schönen Prätext; denn der geheime Rat Questenburg habe ihm die Vollmacht vom Kaiser überbracht, mit Arnim zu traktieren und denselben für den Frieden zu gewinnen. Auch Našin berichtet dem Könige von dieser kaiserlichen Vollmacht, setzt aber hinzu, Wallenstein habe ihm gesagt, „er wolle lieber todt sein, als an seinem Wort und Zusage, so er Ihrer königl. Majestät gegeben, in dem wenigsten zu manquieren." Wallenstein habe dafür gesorgt, dass die wichtigsten Plätze im nörd-lichen Böhmen mit treuen Soldaten aus Trczkas und dessen Vetters Regiment besetzt wurden, und den General Tiefenbach überredet, sich nach Schlesien zurückzuziehen.

Die von Gädecke aufgenommenen Depeschen Arnims an den Kurfürsten von Sachsen stellen den Einfluss der Unterhandlungen zwischen Wallenstein und Gustav Adolf dar; sie erklären den plötzlichen Entschluss Arnims, nach Böhmen zu marschieren, sein Drängen wegen Nachsendung der zwei Leibregimenter, sein rasches Vorrücken nach Prag, das ohne Einverständnis mit Wallenstein ein geradezu toll-kühnes Wagestück gewesen wäre.

Die Ansicht Hallwichs,* dass Arnim nur durch die sächsischen geheimen Räte gezwungen worden sei, den Kriegsschauplatz nach Böhmen zu verlegen, ist nach den jetzt vorliegenden Actenstücken unhaltbar geworden. Dass Wallenstein sich den kaiserlichen Generalen Tiefenbach und Maradas gegenüber den Anschein gegeben hat, als halte er die Verteidigung Böhmens und besonders der Hauptstadt Prag für durchführbar, war durch seine Lage begründet, denn er wollte sich die Möglichkeit, in den Verlauf der Ereignisse einzugreifen, nach beiden Seiten wahren. Dass W. aber nichts getan hat, um die Prager Bürgerschaft zu einem Widerstande gegen Arnim zu ermuntern, dass er ihr sogar den Gedanken der Capitulation nahegelegt hat, beweist Hallwich selbst. Der Widerstand war nämlich bei der Schwäche der sächsischen Truppen kein aussichtsloser, umsoweniger, wenn Wallenstein selbst in Prag geblieben wäre und dadurch auch Maradas zum Ausharren gezwungen hätte. Der Wendepunkt in der Politik des Herzogs kam eben erst mit der Unterredung in Kaunitz, die fünf Tage nach der Einnahme von Prag stattfand. Die Richtigkeit der Angaben des schwedischen Residenten Nicolai über den Erfolg derselben dürfte, da sie auf Arnims eigenem, man kann sagen officiellen Bericht beruht, kaum angezweifelt werden können. Wallenstein sah seinen großen Plan durch Gustav Adolf nicht genügend unterstützt und beschloss deshalb, mit demselben zu brechen und in die von Questenberg bereits eingeleiteten Unterhandlungen mit dem Kaiser einzugehen. Schon damals aber hielt er sich vor Augen, dass der Friede nicht erreicht werden könne, wenn man sich nicht mit Sachsen verständige. Die Beziehungen zu Arnim blieben aufrecht, als das zweite Generalat bereits begonnen hatte.

Am 12. Januar 1632 setzt Laurens Nicolai den Obersten Ph. Sadler von der Mitteilung Arnims in Kenntnis, dass ihn Wallenstein zu einer Unterredung mit Trczka an der böhmischen Grenze eingeladen habe, um Dinge zu besprechen, die sich nicht der Feder anvertrauen lassen. Arnim verspricht, er wolle trotz Trczkas

---

* „Wallenstein und die Sachsen in Böhmen" (1631—1632) in den Forschungen zur Deutschen Geschichte, 21. Bd., 1881.

Listigkeit herausbringen, „ob Friedland alteriert oder ob er noch in der versprochenen Devotion gegen J. K. Majestät (von Schweden) verharrete und beständig bliebe".

Thurn verfolgte diese sächsisch-friedländischen Unterhandlungen mit Misstrauen, denn ihm war es nicht um den Frieden zu thun, der auf gegenseitigen Zugeständnissen beruhte, sondern vor allem um die gänzliche Niederwerfung der kaiserlichen Macht. Er drängt daher bei Gustav Adolf auf Vereinigung der schwedischen und sächsischen Armee, damit die letztere nicht aufgerieben oder zum Anschluss an die kaiserliche gezwungen werde. Er übermittelt dem Könige ein Schreiben des Obersten L. von Hoffkirch, welches die Verfassung der sächsischen Armee als trostlos, die Bemühungen Wallensteins als höchst gefährlich schildert und der Ungeduld Ausdruck gibt, mit welcher die Annäherung des Königs an das kursächsische Gebiet erwartet wird.

Gustav Adolf erkannte selbst sehr gut, dass die Aufstellung der neuen friedländischen Armee seine Erfolge in Bayern wettmachte, dass er sich nicht in Süddeutschland ohne eine gesicherte Rückzugslinie von den Gestaden der Ostsee abschneiden lassen dürfe, und war im Begriffe, nach Leipzig aufzubrechen, als ihm Wallenstein und der Kurfürst von Bayern von Eger aus in den Weg traten. Es muss um die Zeit der ersten Operationen bei Nürnberg gewesen sein, dass der König sich mit dem Gedanken trug, einen neuen Versuch zu einer Verständigung mit Wallenstein zu machen. Er hat darüber den Grafen von Thurn befragt, und dieser antwortet am 17. September 1632 in einem von ihm dictierten Briefe aus Rotenburg an der Tauber, man könne den Herrn von Bubna mit der Einleitung dazu betrauen, wenn der König über die „Materia tractandi" im klaren sei. An der Neigung Wallensteins zu neuen Verhandlungen mit Gustav Adolf zweifelt er nicht. „Weil der Herzog von Friedland von dem Kaiser sich so ansehnlich plenipotentiren lassen, daß Ihre f. Gn. cum libera manu zu tractiren haben, selbige (fürstliche Gnaden von Friedland nämlich) aber von dem Haus Oesterreich schimpflich, daß Sie auch solches zu resentiren sich so hoch verschworen und verlobt haben sollen, tractirt worden, und dann dabei Ihre fürstl.

Gn. wissend, daß die Tractaten auf Seiten des Hauses Oesterreichs wegen des spanischen und Jesuitischen Rats auf einen schlüpfrigen Grund und böses Fundament pflegen gesetzt zu werden; auf den Fall aber, wenn E. Königl. Majestät, welche Macht, Autorität und Vorteil in Handen haben und Ihre f. Gn. der Herzog von Friedland, die auf der Gegenseiten von dem prae sich rühmen können, unter sich diesfalls einer Intention wären, einen gottgefälligen, beständigen, reputierlichen Frieden tractieren könnten: als stünde zu vernehmen, ob J. f. G. den Herzog von Friedland dazu und zu einer vorgehenden vertraulichen Conferenz incliniren thäten, welches Falls von J. f. G. der Modus et locus tractandi unvorgreiflich vernommen werden möchte." Um den Frieden erzwingen zu können, meint Thurn weiter, müssten der König und der Herzog sich auch darüber vergleichen, „was sie zur Recompens in Handen behalten wollten, damit ihnen die Autorität und Mittel verblieben gegen diejenige, so inskünftig den edlen Frieden brechen wollten, die Arma zu führen".

Über die Entschließungen des Königs werden wir nur von Rašin berichtet. Dieser erzählt, der König habe Herrn von Bubna durch den Grafen Solms auffordern lassen, die Reassumierung der Verhandlungen bei Wallenstein zu betreiben „mit Versicherung, dass der König ihm würde alle Assistenz thun, damit er König in Böhmen würde". Bubna habe damals nicht zu Wallenstein reisen wollen, weil dieser sofort durchschauen würde, dass er im Auftrage des Königs komme. „Es hat sich aber verzogen, bis die Schlacht bei Lützen vorgangen, darinnen der König umkommen."

---

Durch den Tod Gustav Adolfs war die Stellung Wallensteins dem kaiserlichen Hofe gegenüber entschieden ungünstiger geworden; denn es war wohl vor allem die Furcht vor der kriegerischen Kraft und der politischen Kühnheit des Schwedenkönigs gewesen, welche die leitenden Persönlichkeiten in Wien bestimmt hatte, dem Kaiser den Abschluss eines neuen Vertrages mit dem Manne zu empfehlen, von dem man wusste, dass er sich nicht mehr als einen Unterthan des Kaisers, sondern als einen freien Reichsfürsten betrachtete, der mit seinesgleichen und mit fremden Mächten über Krieg und Frieden

zu verhandeln berechtigt war. Noch hatte sich die diplomatische Gewandtheit Oxenstiernas nicht bewährt, noch war Frankreichs Interesse nicht ernstlich an das schwedische gekettet. Der Gedanke lag nahe, dass man mit den leicht zu vereinzelnden Gegnern auch ohne den Friedländer fertig werden könne. Für diesen aber ergab sich die Notwendigkeit, solche Verhältnisse zu schaffen, in denen er und seine Armee den Ausschlag geben konnten und nicht beiseite gesetzt werden durften. Er musste nötigenfalls Kräfte entfesseln können, die der Kaiser ohne ihn nicht zu bewältigen imstande war. Als solche erkannte er die Partei der böhmischen Emigranten, die in Dresden wie in den schwedischen Kriegslagern nicht ohne Einfluss waren und ihre Verbindungen auch im Königreiche selbst noch immer lebendig erhielten. Ihre Forderung gieng dahin, dass die evangelischen Mächte nur unter der Bedingung mit dem Kaiser Frieden schließen dürften, dass in Böhmen das Jahr 1618 als Normaljahr erklärt, dass also die staatsrechtliche Stellung Böhmens, die Freiheit der Königswahl, der Majestätsbrief wieder in Kraft gesetzt würde. Ließe sich das Haus Habsburg zu diesen Zugeständnissen nicht herbei, so müsse Böhmen selbständig werden. Friedrich von der Pfalz, der die Hoffnung, noch einmal auf dem Hradschin einziehen zu können, niemals aufgegeben hatte, war 13 Tage nach der Schlacht von Lützen einem hitzigen Fieber erlegen; der Kurfürst von Sachsen wäre nicht abgeneigt gewesen, sich die erledigte Krone aufs Haupt zu setzen, wenn Schweden ihm zur Eroberung Böhmens behilflich gewesen wäre. Oxenstierna fand das Unternehmen jedoch zu wenig gewinnbringend für die Krone Schweden und lehnte seine Mitwirkung ab. Bald darauf finden wir Wallenstein in lebhafteren Beziehungen mit den böhmischen Emigranten. Diese suchen Schweden für den Plan zu gewinnen, mit Hilfe des kaiserlichen Feldherren die Selbständigkeit Böhmens wieder herzustellen. Sie unterhandelten darüber mit Nicolai und suchten bestimmte Erklärungen des Friedländers zu erlangen. Herr von Bubna, nunmehr Generalwachtmeister bei der unter Thurns Commando stehenden schlesischen Armee, erschien in Begleitung Rasins im Mai 1633*)

*) Der Tag läßt sich nicht genau bestimmen. Das Original der Relation Bubnas liegt im schwedischen Reichsarchiv (Tidö-Sammlung). Oxenstierna hat

bei Wallenstein in Gitschin, um seine Stimmung hinsichtlich eines gemeinsamen Vorgehens mit Schweden und den deutschen Protestanten zu erkunden. Bubnas Bericht an Oxenstierna ist so wichtig und für Wallenstein so charakteristisch, dass wir den größeren Teil seines Inhaltes wörtlich wiedergeben müssen.

„Als ich in Böhmen sammt dem Herrn Jaroslaw Rašin auf des Fürsten von Friedland Paß und Begehren mit Ihr. Exz. des Herrn Grafen von Thurn Beliebung und Gutheißen gereist, bin ich zu Gitschin in der Nacht um zehn Uhr angelangt und habe allda benebens Herrn Rašin in Beiwesen Herrn Obersten Graf Tirtschken, dem ich anbefohlen war, Audienz gehabt.

„Erstlich bei leutseliger, anmutiger Empfahung sagt der Fürst scherzweise: sind wir Feind oder Freund? Gab zur Antwort: ich wäre auf Ihr Fürstl. Gnaden Befehl ankommen zu Dero Besten, was sie mir comandiren wollten.

„Darauf sagt Ihr fürstl. Gnad: Sind wir nicht Erzlappen, daß wir einander die Köpfe zerschmeißen um Anderer willen, da wir uns doch den gewünschten Frieden, indem wir die Armeen in unserer Macht haben, machen könnten.

„Ich geantwortet: Wenn auf ihrer adversari Seiten Allen also wie Ihrer fürst. Gnaden zu trauen wäre, so könnte man leichtlich dazu gelangen. Ihr fürst. Gnad. aber wären dem Tod auch unterworfen. Die löbliche Kron Schweden, also auch wir, wollen vom Kaiser nichts wissen noch hören. Denn wenn auchgleich derselbe das, was er verheißt, halten wollte, so wäre er doch von seinen Pfaffen also und dermaßen eingenommen, daß er nach ihrem Willen leben und thun müßte, was sie wollen, und hätte man mehr als ein Beispiel an uns, wie uns der vom Kaiser Rudolf erteilte Majestätsbrief wäre gehalten worden. Wenn aber Ihr fürstl. Gn. dasjenige,

---

auf die letzte Seite geschrieben: „her v. Spubena" (z'Bubna). Die Instruction Thurns, für Bubna an Oxenstierna am 11./21. Mai 1633 ausgestellt, dürfte wol erst nach der Unterredung zu Gitschin entstanden sein. — Den Text der Relation gebe ich zur Erleichterung des Verständnisses, wie alle ähnlichen Citate, in modernem Deutsch. Bubna schreibt übrigens weit richtiger, als Thurn, der den Innerösterreicher nicht verleugnen kann.

was derofelben Ihr Exz. der Herr Graf von Thurn vor wenigen Tagen durch Herrn Rasin schriftlich übersendet, belieben und die böhmische Kron auf sich ziehen wollten, so wäre mit Ihr. fürstl. Gn. Person ein besserer Zutritt zum Frieden zu gelangen. Mit dem Kaiser sei es eine vergebliche Sache, inmaaßen dann auch der höchlöbliche und heiligen Gedächtnis würdige König zu Schweden solches Ihr Gn. vor allen und anderen vergönnet und sie dabei hätte manutenieren und bekräftigen helfen, welches Alles Ihr Exz. Herrn schwedischen Reichskanzlern und Herrn Grafen von Thurn, also auch mir bewußt ist.

„Hierauf vermelden Ihr f. Gn.: Was die Krone (betrifft), das wäre ein groß Schelmenstück. Es wäre zwar wahr, daß der Kaiser ein frommer Herr sei, ließe sich aber fast (von) ein jedwedem Pfaffen und Bärenhäutern anführen und verleiten. Wir müßten sie aber nicht dazu kommen lassen. Wir selbst können uns einen guten Frieden machen, da wir die Armeen in unsern Händen haben, und einen solchen Frieden, der zur allgemeinen Wohlfahrt nicht nur einem oder dem andern Teil, sondern allen und jeden, sowohl den Evangelischen als den Katholischen, und den Katholischen sowohl als den Evangelischen zum Besten mit einerlei Recht und Gerechtigkeiten. Und was wir, die wir die Armeen in unserer Macht haben, abhandeln und schließen, das müßten auch die anderen, so gleich nicht wollten, annehmen und belieben . . .

„Nun habe ich dennoch vernehmen wollen, zu was Ende und Ziel solches gemeinet sei, wenn gleich wohl der Kaiser hinfüro verbleiben sollte. Ist mir die Antwort worden: es soll auch hierinnen der Kaiser nichts zu schaffen haben, sondern wir selbst wollen Alles richten, und was von uns gerichtet und gemacht wird, dabei muß es auch also verbleiben . . ."

Wallenstein verbreitet sich dann über die Parteien im Reiche. Der Pfaffen glaubt er sicher zu sein, sie seien friedensbedürftig und hätten ihm Versicherungen ihrer Zustimmung gegeben, wenn es nur zu einem allgemeinen Frieden komme. Den Gegnern des Kaisers fehle es an einem Haupte. Der Kurfürst von Sachsen sollte eigentlich einer der Vornehmsten im Reiche sein. „Was ist aber derselbe ein Vieh und was führt er für ein Leben!" Der Kurfürst von

Brandenburg sei unbeständig. Schweden oder Frankreich könnten auch das Regiment im Reich nicht führen. „Nun könnte aber diesem Unheil nicht anders geholfen werden, Ihr fürstl. Gnaden wollten solches auf sich nehmen und indem sie die zwei Armeen vereinigt, wobei sie verbleiben, dasselbe müßte also effective sein und bleiben." Der Graf von Thurn könnte Generallieutenant (also der Stellvertreter Wallensteins), Franz Albrecht zu Sachsen Feldmarschall werden.

Bubna erklärte, das alles dem Grafen Thurn berichten zu wollen, der darüber jedenfalls sofort dem Reichskanzler Anzeige machen werde. Damit schied er von der Audienz, — die wie erwähnt — spät am Abend stattfand.

„Des andern Tags früh," fährt er fort, „sandten Ihr. fürstl. Gnaden Herrn Graf Adam Trczka zu mir mit der Vermeldung: sie stünden in Gedanken, als wenn Ihr fürstl. Gn. ich nicht wohl verstanden hätte, wiederholten also diese unsere vorige Reden.

„Dem vermeldete ich, daß ich Alles sehr wohl verstanden und man gienge darauf, daß der Kaiser dennoch Herr verbleiben sollte und wenn man uns befriedigt hätte, die Pfaffen hinwiederum den Kaiser aufs Neue anhetzen könnten, sintemal sie ihre Stückeln nicht lassen würden, so lang dieses Haus regieren thäte. Bemeldter Herr Graf geantwortet: Was den Kaiser anlangt, sollte derselbe hierin in dieser Sache nichts zu thun und zu schaffen haben, sondern nur wir, die Armeen, allein. Gott wolle ihn davor behüten, daß er mir als seinem alten Freunde ein anderes reden sollte, mit dieser ferneren Vermeldung, daß Ihr fürstl. Gn. gerne sehen, wann ich Leibes Schwachheit halben solches Alles dem Herrn Reichskanzler communicieren könnte und ob Ihr Exz. sich mit demselben persönlich ersuchen oder durch gewisse Personen derentwegen Unterredung pflegen lassen wollten, das würde bei Ihrer Exz. Discretion verbleiben."

Oxenstierna eröffnete hierauf dem Herrn von Bubna von Frankfurt, 7. Juni 1633, er könne nur unter der Bedingung den Frieden erwarten, wenn Wallenstein sich mit Schweden allein vergleiche. Der Kaiser und die Liga müssten von den Unterhandlungen ausgeschlossen sein. Wallenstein müsste sich der Königin von Schweden

verpflichten, ihre Interessen gegen ihre Feinde zu vertreten und sich bei künftigen Tractaten ihre „Satisfaction" angelegen sein lassen zu wollen. „Alsdann wird der Friede allgemächlich von sich selbst folgen und der Sachen eine Endschaft gegeben werden." Vor allem aber sollte sich Wallenstein der Krone Böhmens ohne Aufschub bemächtigen und die Stände gedachter Krone sollten ihm die Krone aufsetzen. Diese Meinung vertraten auch die böhmischen Emigranten. Diese hatten sich an Laurens Nicolai in Dresden gewendet, um seine Meinung über ihren Anschlag zu erfahren, der dahin gieng, „Friedland als ihren König zu erheben in der sicheren Assurance, daß sie ihn zur Ruptur mit dem Kaiser bringen können und den goldenen Hut anzunehmen, wenn sie nur ihn (Friedland) der Assistenz und Suffragiis der Krone Schweden sowie ihrer Conföderirten versichern könnten." Sie wollten wissen, ob Oxenstierna geneigt sei, den Tractat, welchen der König von Schweden vor zwei Jahren mit Wallenstein begonnen, wieder aufzunehmen. Nicolai schildert dem Reichskanzler den weiteren Verlauf seiner Unterredung mit dem Vertrauensmanne der „Personen, welche den General Friedland sehr gut kennen und nicht nur bei ihm graciosi sind, sondern wohl auch im ganzen Königreiche Böhmen viel vermögen." „Ich stellte mich, als ob ich vorher niemals von dem sekreten Tractat mit Wallenstein gewußt noch gehört hätte, auch nicht glaubte, daß irgend ein heimliches Einverständnis zwischen der Königlichen Majestät und Wallenstein bestanden hätte. Er bezog sich auf einen Brief der kgl. Majestät, den W. selbst vor kurzer Zeit ihm gezeigt hatte, dessen Contenta (Inhalt) er auswendig zu recitieren wußte, wie auch Vieles zu sagen von der Offerte, welche der König in Schweden dazu gemacht hatte, in specie durch den Grafen von Thurn. Ich brachte Alles an seinen Ort, antwortete ihm zuerst, daß ich nicht Sr. Exzellenz (Oxenstiernas) noch viel weniger der anderen Bundesgenossen Meinung wissen könnte und meinte, wenn Ew. Exz. und mehrere hiezu sich verstehen und sich pro W. erklären wollten, man billigen Grund hätte zu fragen, wie Friedland Ew. Exz., sowie deren Interessenten sicher stellen könnte. Er antwortete, daß die Assecuration sogleich realiter geschehen müßte mit der Ausführung der

Angelegenheiten, über die man sich einigte. Darnach, um zu vernehmen, ob diese Proposition ohne Wissen W.s geschehe oder vielleicht nach seinem Geheiß, sagte ich, ein solches facinus (hier wol in der Bedeutung ‚schweres Stück Arbeit') wäre wohl zu überlegen und insonderheit kämen zwei considerationes in Erwägung, die erste, ob Friedland auf diesen Vorschlag eingehen wollte, die andere, ob die Stände in Böhmen zu ihrem Könige einen würden erheben wollen, welchem gegenüber der größte Teil der Ritterschaft sich als pares und ein großer Haufen als superiores fühlt. Er antwortete, daß er W. intimus kenne, wüßte, daß er so ehrgeizig sei, daß er es nicht verweigern würde, wenn er sehe, daß Alles sicher gehen könnte; was die böhm. Stände anbelangte, so sollten sie die Finger darnach lecken . . ."

Nach eingehender Besprechung aller Möglichkeiten kam Nicolai mit dem Abgesandten überein, „daß man das Eisen schmieden solle, so lange es warm sei, inzwischen aber Geheimnis und Stillschweigen beobachten". Damit gieng der Vertrauensmann nach Prag zurück und versprach, gegen Ende des Monats oder sobald er von Nicolai wieder verlangt würde, wiederzukommen.

Wallenstein war mittlerweile nach Schlesien gerückt und stand den Truppen Thurns gegenüber. Am 7. Juni wurde der erste Waffenstillstand zwischen beiden vereinbart. Arnim hatte am Tage vorher eine Unterredung mit Wallenstein gehabt und setzte demselben am genannten Tage schriftlich mit Bezug auf das, was sie vertraulich mit einander geredet, die notwendigen Bedingungen der Protestanten für den Friedensfall auseinander.*) Am 9. Juni schrieb Thurn an Oxenstierna: „General-Lieutenant Arnim weiß nunmehr von den Geheimnissen, wünscht nicht allein Glück derselben Person zu den Ländern, sondern wenn es noch Mehreres wäre. Fürst von Waldstein begehrt mit mir hochwichtig Sprach zu halten. Es gehe mir in der Gesundheit, wie Gott will, so muß es doch sein. Er ist auch am Podagra krank." Am 16. Juni war Thurn von dem Besuche bei Wallenstein schon wieder zurück und berichtete dem Reichskanzler: „Es wäre zu

*) Hallwich I. S. 396.

lang, Ew. Exz. zu beschreiben, wie überaus ansehnlich ich empfangen und auf alle Weis übermäßig tractirt worden und ausbegleitet worden. Was schöne Conversation sein vorgelaufen, will ich bei sicherer Gelegenheit noch länger erzählen. Bleibt unverwandelt, was Herr von Bubna Ew. Exz. referirt hat, stehet Alles in guten Terminis.“ Bubna hat W. das Schreiben Oxenstiernas vom 7. d. M. „con bel modo vorgebracht. W. hat dasselbe, nach Thurns Mittheilung vom 25. Juni, ‚mit großem Fleiß nachsinnend übersehen, höchlich gerühmt, auch bekennen müssen, daß kein besserer, sicherer, schleuniger und beständiger Weg kann gefunden noch erdacht werden, als wie Ew. Exz. (Oxenstierna) wohlmeinend vorschlagen, sich der liebhabenden und zuneigenden Affection, so man zu seiner Person tragen thut, dienstfreundlich bedanken thut. Des aber, so Ihr f. G. von Friedland im Kopf steckt, ist unnot, auch bei dieser Gelegenheit unsicher, E. Exz. zu beschreiben, denn Sie indiviniren's durch Ihren hocherleuchteten Verstand. Nun, sollte man plumper Weise zu diesen Sachen blotzen (hineinfallen) und sich ohne ein sicheres Vernehmen conjugiren, so könnte man es gegen Gott, E. Exz., das Römische Reich, Königreich und Länder nicht verantworten.“

Die „Sicherung“, welche Schweden notwendigerweise verlangen musste, hat nun Wallenstein nicht bieten wollen, ihm schien der Zeitpunkt noch nicht gekommen, sich offen gegen den Kaiser zu erklären. Er brach die Verhandlungen mit Schweden ab und beschränkte sich auf den Verkehr mit Arnim. Dies führte, da man schwedischerseits einige Zeit von dem Gegenstande des letzteren keine Kenntnis hatte, zu ernstlichem Misstrauen gegen die sächsische Politik. Arnim hat sich jedoch vollkommen richtig benommen. Er hat die Forderung Wallensteins, ihm alle Plätze in Schlesien diesseits der Oder abzutreten, abgewiesen und sich zum Entsatze von Sweidnitz, das Wallenstein plötzlich bedrohte, fertig gemacht. Die Verdächtigungen, die gegen ihn beim Kurfürsten ausgestreut wurden und namentlich von Thurn ausgiengen, haben ihn damals bewogen, seinen Dienst zu künden und dem Kurfürsten die Bestallung des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar an seiner Stelle zu empfehlen.

Wir wollen hier jede Erörterung über die Beweggründe Wallensteins in seinem Vorgehen gegen Schweden unterlassen, wir wollen der von ihm zu Arnim geäußerten Bedingung, dass man ihm als Ersatz für Mecklenburg die Unterpfalz zugestehe, keine Bedeutung beilegen, auch die Sendung des Hofkriegsratspräsidenten Schlick in das Lager Wallensteins, welcher Gädcke einen großen Einfluss auf die Entschlüsse des Herzogs zuschreibt, wegen Mangels an ausführlichen Nachrichten darüber von jeder Beurteilung ausschließen — wir haben uns nur an die ganz bestimmten Berichte über den weiteren Verlauf der Beziehungen Wallensteins zu den ihm feindlich gegenüberstehenden evangelischen Mächten zu halten. Durch einen vollen Monat, vom 8. Juli bis zum 8. August waren dieselben nicht weiter gefördert worden. Wallenstein hatte die von Dänemark betriebene Friedensunterhandlung in Breslau am Hofe warm befürwortet und Arnim davon verständigt, diesem auch die Erklärung gegeben, dass er bei ihrer letzten Unterredung in Strehlen durchaus nicht, wie Arnim vermutete, besonders „alteriert“ gewesen sei, sondern nur aus dem Grunde auf der Besetzung von Schlesien bestanden habe, weil er anders seine Armee nicht ernähren könne. Zu weiterem war es nicht gekommen, bis er durch Trczka seinen Wunsch nach einer neuerlichen Unterredung kundgeben ließ. Arnim gab ihm am 10. August seine Bereitwilligkeit hiezu zu erkennen und fand sich am 16. desselben Monats beim Herzoge ein. Wir besitzen von ihm selbst keinen Bericht über ihren Gedankenaustausch; ein Schreiben Thurns an Oxenstierna vom 22. August lässt uns jedoch schließen, dass damals auch von anderem als von der Verlängerung des Waffenstillstandes die Rede gewesen sein muss. Thurn tritt darin zunächst als gewiss unbefangener Zeuge dafür auf, dass Wallenstein durch keine „notdringende Ursache“ veranlasst worden sein kann, seinerseits wieder einen „Stillstand zu begehren, der von ihnen (Sachsen und Schweden) mit tausend Freuden als eine Schickung des Allmächtigen angenommen werden musste“; eine „Veränderung im Gemüte“ muss diesen Schritt hervorgerufen haben. Arnim erhält volles Lob, dass er das Werk, zu dem Gott ihn auserkoren, so weislich, vernünftig und wohlbedächtig geführt. A. habe ihm alles mitgeteilt und verlange

nun sehr danach, auch mit dem Reichskanzler Rücksprache pflegen zu können. Es sei daher wünschenswert, dass sich letzterer näher gegen Dresden, etwa nach Ehrfurt oder Halle ziehe. In den folgenden Briefen vom 23. und 27. August ergeht sich Thurn in sanguinischen Hoffnungen und abenteuerlichen Phantasien. Die Jesuiten werden aus dem ganzen Reiche gejagt werden, der Kaiser muss nach Spanien fliehen. Der plötzliche Einfall des Generals Holck in Sachsen verursacht ihm keine sonderlichen Bedenken, Wallenstein habe ihm bereits in eigenhändigem Schreiben den Auftrag erteilt, „die Sache auf gleichförmige Weise mit Herzog Wilhelm und Herzog Bernhard wohl anzustellen". Dagegen weiß er aber auch zu berichten, dass Wallenstein einigen seiner Regimenter nicht vertrauen könne, er habe ihn und Arnim angesprochen, ihm Assistenz zu leisten, wenn er sie zum Gehorsam bringen müsste. In seiner Freude über die Erneuerung des Waffenstillstandes gesteht er, dass die in Schlesien vereinigten sächsischen und schwedischen Truppen zusammen nicht 12.000 Mann zu Ross und zu Fuß ausmachten, so dass sie Gott danken müssen, dass ihnen durch den Waffenstillstand Ehre und Leben erhalten wurde. Auch der Herzog Franz Albrecht zu Sachsen versichert den Kurfürsten, er könne sich, wenn die Feindseligkeiten beginnen, nicht drei Tage in den Retranchements halten. Als ein redlicher Fürst müsse er ihn daher bitten, den Verabredungen Arnims mit Wallenstein seine Zustimmung zu geben. Arnim war von der Wichtigkeit der Sache, die er jetzt durchzuführen hatte, vollkommen erfüllt. Er schrieb dem Kurfürsten, dass er die Meinung des Herzogs zu Friedland zur Genüge „eingenommen" und die Sache von solcher hohen Importanz befinde, dass er aufs schleunigste entweder ihm oder den geheimen Räten vollkommen Bericht geben müsse. Der Holck'sche Einfall macht ihm dagegen wenig Kummer,*) er erlangt schon am

*) Hallwich legt viel zu großes Gewicht auf denselben. Ein Ereignis von politischer Tragweite war er nicht. Arnim wusste selbst am besten, dass er in der Hand Wallensteins war, wenn dieser von seiner Macht Gebrauch machen wollte; dazu bedurfte es keiner Demonstrationen. Wallenstein konnte auch seinerseits keinen Augenblick daran zweifeln, dass seine Gegner den Waffenstillstand viel nötiger hatten als er.

28. August die Zusage von Wallenstein, dass Holck die auf kurfürstlichem Boden besetzten Lande und Orte wieder zu räumen habe.

Arnim will selbst in Leipzig mit dem Feldmarschall, der ohne Zweifel zu den vertrautesten und verlässlichsten Freunden des Friedländers zählte, zusammentreffen, sobald er des Kurfürsten und seiner Räte Meinung vernommen. Er hat an einem der nächsten Tage am kurfürstlichen Hoflager zu Großenhain hiezu Gelegenheit gefunden und sich von dort, wie der Kurfürst dem Herzog Franz Albrecht mitteilt, zum schwedischen Reichskanzler auf den Weg gemacht. Am 4. September traf er den Feldmarschall Holck in Gera, ohne dass es mit diesem jedoch zu einer Verständigung gekommen wäre. Holck scheint Bürgschaften wegen Einhaltung des Waffenstillstandes von Seiten der Schweden, sowie die Einräumung einiger Quartiere verlangt zu haben. Arnim konnte für die Schweden wohl noch nicht gutstehen, da er ja eben erst im Begriffe war, Oxenstierna für die „Friedländischen Tractate" zu gewinnen. Holck ist von Gera krank nach Plauen zurückgekehrt und am 8. September gestorben. Er soll den Verdacht ausgesprochen haben, von Arnim vergiftet worden zu sein.*) Seine Umgebung folgte ihm darin zwar nicht, war aber durch das Benehmen der Sachsen und Schweden, sowie durch die neuen Unterhandlungen sehr beunruhigt; man fürchtete einen Betrug, zu mindesten die Ausnützung des Waffenstillstandes zu Verstärkungen und Truppenmärschen, um nach Ablauf desselben in Böhmen und Mähren einfallen und den Kaiserlichen die Winterquartiere streitig machen zu können. Dass ihre Gegner sich in einer ganz ähnlichen Stimmung befanden und vom Herzoge Generalissimus überlistet zu werden fürchteten, konnten die Officiere der friedländischen Armee freilich nicht ahnen.

Arnim kam am 11. September in Gelnhausen bei Axel Oxenstierna an. An der Aufgabe, die er daselbst zu lösen hatte, kann nach den Briefen, die er selbst in den letzten zwei Wochen an den Kurfürsten und an Oxenstierna gerichtet hat, und nach den mit ihrem Inhalte vollkommen übereinstimmenden Äußerungen Thurns und

*) M. Hatzfeld an R. Colloredo. Plauen, 7. September 1633, bei Hallwich, Wallensteins Ende, I. S. 553.

Franz Albrechts von Sachsen nicht gezweifelt werden; was nun der Reichskanzler selbst über die Unterredung mit Arnim an Herzog Bernhard von Weimar schreibt, schließt sich so folgerichtig und natürlich an das Vorhergehende an, dass über den wirklichen Tatbestand wol nur derjenige im unklaren sein kann, der nicht klar sein will. Wir brauchen, um unseren Lesern ein eigenes Urteil zu ermöglichen, dieselben nur mit zwei gar nicht umfangreichen Actenstücken bekannt zu machen:

1. Arnims Schreiben an Oxenstierna. Leipzig, 1. September 1633. (Original im schwedischen Reichsarchiv.)

„Ew. Exz. sind meine gehorsamen Dienste bevor. Daß derselbe vom Herren Grafen von Thurn werden zur Genüge berichtet sein, wie der Herzog zu Friedland Gelegenheit gesucht, die alten Tractaten zu reassumiren, ich mir daran ziemlich langsam geäußert, bis ich gesehen, daß er solche stark urgiret, zu verschiedenen vielen Malen zu mir geschickt und mir mündliche Unterredung begehrt, welche aus allerhand Motiven ich endlich einbewilliget; was nun dabei vorgelaufen, werden Ew. Exz. von gegenwärtigem Herrn Obersten Vitzthum generaliter etwas berichtet werden. Dennoch ich aber nötig befinde, daß Ew. Exz. von allen Particularibus umständlicher informiret, habe mit Einbewilligung Sr. Kurf. Durchlaucht zu Sachsen, meines gnädigsten Herren, ich den Weg auf mich genommen."

2. Axel Oxenstierna an Herzog Bernhard von Sachsen. Frankfurt a. M., 12. September 1633. (Mitgeteilt von Edmund Schebeck nach einer von B. Dudik verfaßten Copie des im Reichsarchive zu Stockholm befindlichen Originales.)

„Durchleuchtig hochgeborner Fürst, gnädiger Herr! Ich habe des Generallieut. Arnheimbs zu Gelnhausen einen Tag erwartet, allda er gestriges Nachts spät um 11 Uhr angelanget und folgendes Morgens bei ihm gewesen. Ich muß seines Anbringens summa Ew. Fürstl. Gnaden zu Dero Nachricht unterdienstlich eröffnen.

„Erstlich hat er mir die Ursach und Motiven, warum er den vorigen Stillstand getroffen, referieret, alles zu dem Ende, sich alles widrigen Nachdenkens zu exculpiren; achte dieselben zu referiren nicht nötig. Darauf berichtet er, welchergestalt er wiederum durch vielfältige Beschickungen sei lange sollicitiret worden zu Gespräch des

Herzogen von Friedland, ehe er habe darinnen bewilligen wollen. Zuletzt wie ihme solches persuadiret worden, mit Einrathen der andern, habe er mit dem Herzog von Friedland zwischen beeden Lägern geredet, und anfangs viel Discussen geführet wegen der Friedenstractaten zu Breslau und der dänischen Interposition, auch der Friedensconditionen; habe jenes improbirt, bei den Friedensconditionen aber dieses erinnert, daß man die Jesuiten aus dem Reiche bandisiren sollte; es seie auch der Kron Böhmen gedacht, daß sie in ihre freie Wahl wiederum gesetzet werde. Er hätte auch unter anderm gesagt, der Kaiser wäre geneigt und erbötig mit dem Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, auch denen Fürsten und Ständen im Reich, so sich die Zeit hero nicht gar zu widerlich angestellt (wie seine formalia lauten), den Frieden zu tractiren und schließen, von der Kron Schweden aber und Frankreich auch etlich andern Fürsten und Ständen (nennete aber keinen) wollte er nichts hören. Nachdem auch der Generallieutenant über dieses lange hatte discurriret, kam er zuletzt zu dem Hauptgrund, sagende, der Herzog von Friedland hätte noch nicht vergessen des Affronts, so ihme vor drei Jahren widerfuhr, wäre auch nicht im besten Koncept zu Wien, und verdrieße ihn sehr und heftig, daß der Duc de Feria herausgefordert werde, zu keinem andern Ende, dann ihm die Stange zu halten, dahero er resolviret, wann er wüßte, daß er von uns auf allen Fall absistiret werden möchte, sich zu revanchiren; gab auch so viel zu verstehen, daß der Herzog von Friedland vermeinte, er wäre des Holcken und Gallas mächtig, auch mehrentheils Officieren; hätte schon etliche suspecte Officiere abgeschaffet und gienge noch täglich damit um, wie er eines und andern, so er nit trauete, quitt werden könnte; hätte zu dem Ende, damit er, Arnheimb, desto füglicher herausziehen dürfte, und dieses Werk bei mir unterbauen könne, diesen monatlichen Stillstand geschlossen und ihm anvertrauet, diesen Dessein zu formiren und dann anzuhalten, daß im Fall einige Regimenter unter dem Holck in diesem Dessein sich widerlich anstellen werden, Ew. Fürstl. Gnaden mit Ihrer Armee so nahe anmarschiren wollten, damit Sie auf Erforderung des Holcken ihme absistiren und die Widrigen zu Gehorsam bringen wollten. Er, Friedländer, wolle dem Arnheimb untergeben sechs seiner Regimenter,

so er am wenigsten trauete; hielte darneben darfür, daß im Fall er sich versichern könnte, daß er von uns sollte werden absistiret, daß er sich in Böhmen mit seiner Armee wollte retiriren und daraus in Österreich und Steiermark avanciren. Ew. Fürstl. Gnaden sollten mit dem Holck gehen auf den Herzog von Bayern, und thuen Ihr Bestes ihn zu ruiniren; der Feldmarschalk Herr Horn sollte sich dem Herzog von Feria opponiren; man sollte auch suchen Mittel den König in Frankreich zu poussiren, damit er den Krieg in Italien wider Spanien anfinge 2c.

„Aus dieser meiner Relation können Ew. Fürstl. Gnaden judiciren, was dieses für Projecten sein. Wäre es ein Ernst, als hätten wir nächst Gott gewonnen Spiel; mir kommt es aber gar zu suspect vor; weiß nicht, was ich davon soll iudiciren. Habe mit ihm, Arnheimb, über ein und anders discurriret, um den rechten Grund zu erfahren. Aber nach seiner Art und Natur ist er ziemlich verdecket gegangen; doch so weit ausgesagt, daß er auch zwar dubitieren müßte, wüßte aber dieses versichert, daß der Friedländer merklich disgustirt, insonders über die Ankunft des Duc de Feria; ob er aber des Volks so mächtig wäre, wie er sich einbildete, dessen zweifelte er sehr. Er, Arnheimb, wäre auch bei dem Holck gewesen, und hätte auf Begehren des Friedländers mit ihm geredet; könnte nicht wohl sagen, wohin Holck inclinirte, denn er ihm sehr witzig geantwortet; wüßte nicht, ob ihm zu trauen oder nicht. Nach gehaltenen Discursen habe ich diesen Abschied mit ihm genommen: Er soll den Herzog von Friedland nur fort treiben und versichern ihm, daß, wenn er seine Desseins wird fortsetzen, soll er von uns nicht gelassen werden. Welchergestalt aber das Hauptwerk fürzunehmen, deswegen muß mehr tractiret werden. Wir sollen aber unsersheils allezeit fertig sein; bedarf Holck Hülfe wider seine Widerspenstige, werden Ew. Fürstl. Gnaden ihn nicht lassen. Damit hat Arnheimb dießmal seinen Abschied. Ew. Fürstl. Gnaden haben aus dieser meiner Relation genugsam zu vernehmen, in waserlei terminis die Sachen anjetzt beruhen. Ich halte es auf Correction dafür, daß dieser Handel uns nicht schaden könne, wenn wir von unserm Dessein nicht ändern, sondern ziehen alles zu unserm Besten. Ist es ein Ernst, kann uns nichts Gewünschters widerfahren;

ist es ein Scherz, der ist zu grob und ist unmöglich, er müßte dann Jalousie unter die andere Partie erregen und kann uns nichts schaden, weil wir uns doch so von untreuen Freunden als gewissen Feinden wachten müssen und können."

Die Antwort Bernhards drückt große Verwunderung, zugleich aber auch den Zweifel aus, dass der Herzog seiner Officiere, namentlich der katholischen, sicher sei, worauf Oxenstierna am 22. September noch einmal zu bedenken gibt, dass die Wallenstein'sche Angelegenheit ihrer Partei keinen Schaden bringen könne, vorausgesetzt, dass sie sich vor Betrug zu wahren verstehe.

Arnim trat nach der denkwürdigen Unterredung in Gelnhausen sofort wieder den Rückweg an; am 20. September war er in Besikow beim Kurfürsten von Brandenburg, der seine Mitteilungen sehr günstig aufgenommen zu haben scheint, denn Arnim konnte an seinen Herrn schreiben: „Erfreue mich gewiß von Herzen, daß ich sehe, wie die Gedanken so einmütig, daher ich mir die gute Hoffnung schöpfe, das Werk werde von dem lieben und grundgütigen Gott herrühren" . . . In den nächsten Tagen danach erschien er wieder bei Wallenstein in der sicheren Erwartung, es werde nun zu einem bestimmten Abschluss mit diesem kommen. Er sah seine aufopfernde Bemühung aber schlecht belohnt. Der Herzog war mittlerweile anderen Sinnes geworden. „Wie ich zum Herzog zu Friedland kommen", meldete er am 26. September an Oxenstierna, „hat er hochbeteuerlich auf sich genommen, daß er nicht anderes als einen allgemeinen Frieden im H. Römischen Reiche wieder aufzurichten suche, das Vorige hat er wenig berührt und erwähnt, er müßte eine Zwickmühle behalten, und begehrt, daß wir insgesammt ins Reich gehen und der Krone Schweden Volk erst herausschmeißen wollten, denn außer dem befände er nicht, daß ein beständiger Friede zu tractiren." Arnim konnte als ehrlicher Mann auf diese Zumutungen nicht eingehen. Er hat den richtigen Ausdruck gebraucht, als er in einem Briefe an Thurn, den er am 27. d. M. von der Änderung in der Gesinnung Wallensteins unterrichtete, erklärte, „es wäre wohl ein feines Schelmenstück, sich gegen den (Schweden) so undankbar zu erzeigen, der sein Blut vergossen, ja sein Leben gelassen, daß uns könne geholfen werden. Ich habe es rund ab-

geschlagen, daß (dies) auf keinerlei Weise geschehen könne; denn ich wäre dessen versichert, wann ein ehrbarer Friede könne geschlossen werden, der Herr Reichskanzler würde sich dessen nicht entziehen. Also (er)gibt der Ausgang, daß meine Argwöhnigkeit so ein großes Laster nicht sei, darunter es der Herzog von Friedland gerechnet, sie schadet mir weniger, als wenn ich mich von ihm betrügen lasse. Ich hätte mich mein Leben lang mit ihm wohl in keine Tractaten eingelassen, hätte es unser Zustand nicht also erfordert. Betrug pflegt gemeiniglich keinem mehr als seinem eigenen Herrn zu schaden. Gott verleihe das, damit er allen falschen Herzen ein Spiegel möge sein! Wir haben aufrichtig mit ihm gehandelt, ich hoffe, es wird ihm noch einmal ein Stachel in seinem Gewissen sein." Die gerechte Entrüstung Arnims macht sich hier in Worten Luft, die Gädeke mit Recht „prophetisch" genannt hat. Der Schreiber ahnte wol nicht, dass kein halbes Jahr vergangen sein würde, bis sein Wunsch in der grausamsten Weise zur Wahrheit gemacht war.

Als nebensächlich möge hier noch erwähnt werden, dass parallel zu den Verhandlungen Wallensteins mit Arnim und Oxenstierna auch die zwischen dem friedländischen Vertrauensmanne Grafen Wilhelm Kinsky und dem französischen Gesandten Feuquières gegangen sind, dass sie aber auch zugleich mit ersteren unterbrochen wurden. Eine eigentümliche Empfindung muss es gewesen sein, die der Herr k. Rat Edmund Schebek empfand, als er den Brief des schwedischen Kriegsrates Otto Johann von Steinnecker an Axel Oxenstierna vom 4. October 1633 las, in welchem die Beziehungen Kinskys und Feuquières' mit großer Unbefangenheit besprochen sind. Hatte doch Herr Schebek sich und anderen glauben machen wollen, dass Graf Wilhelm Kinsky gar nie in eigener Person mit Feuquières gesprochen habe, sondern dass ein von dem bösen Slawata entsendeter Gauner, ein „falscher Kinsky" den Namen Wallensteins missbraucht und dem Franzosen allerlei vorgespiegelt habe, um den braven Wallenstein, der gar nie an so etwas gedacht, in die Tunke zu bringen. Entweder hat der falsche Kinsky auch den Oberstlieutenant Steinnecker getäuscht oder der letztere ist von Slawata bestochen gewesen und hat den Brief nur deshalb an Oxenstierna geschrieben, damit er einmal

in irgend einer Anklageschrift gegen Wallenstein gebraucht werden könne.

Infolge der Aufhebung des Waffenstillstandes durch Wallenstein zog Arnim aus Schlesien in die Lausitz, um das Kurfürstentum zu decken. Thurn und Duvald blieben in Schlesien und wurden von der ungeheueren Übermacht der friedländischen Truppen bei Steinau am 11. October umzingelt und gefangen. Dass Wallenstein den Grafen Heinrich Mathes nicht zurückbehalten, sondern ihm, sowie allen Officieren freien Abzug gestattet hat, wird sich nach dem Vorausgegangenen leicht begreifen lassen. Die Aussagen Thurns vor einem Kriegsgericht, dem er als ehemaliger Beamter des Kaisers kaum entgangen wäre, hätten nicht dazu beigetragen, dem Herzoge die von ihm so sehr beliebte Politik der freien Hand noch länger zu ermöglichen.

Die Niederlage von Steinau, auf welche die protestantischen Heerführer Arnim, Thurn, Franz Albert von Sachsen übrigens längst vorbereitet waren, die sie seit Monaten für unvermeidlich erklärt hatten, wenn man ihnen nicht mit zureichenden Geldmitteln beispringe, wurde reichlich heimgezahlt durch den gewaltigen Vorstoß Bernhards von Weimar an der Donau. Wallensteins Lage wurde durch denselben eine höchst unangenehme. Er musste eine Stellung im südwestlichen Böhmen einnehmen, durch welche er wenigstens das Vordringen Bernhards nach Österreich verhindern konnte, wenn er schon um Bayern willen nicht das Kriegsglück in einer offenen Feldschlacht herauszufordern gesonnen war. In Wien aber verlangte man, dass er ohne Säumen Bernhard angreife und Bayern aus seiner gewiss peinlichen Lage befreie. Wallenstein lehnte es ab. Weder militärische Bedenken noch die Schadenfreude über das Unglück des verhassten Kurfürsten Maximilian waren für seinen Entschluss so maßgebend, als die Rücksicht auf die evangelischen Parteien im Reiche, mit welchen er seiner eigenen Sicherung wegen nicht brechen zu dürfen glaubte. Sein offener Widerstand gegen den bestimmt ausgesprochenen Befehl des Kaisers entfesselte die Agitation seiner Gegner, deren Mittelpunkt der römische König Ferdinand III. selbst war. Dieser wollte sich als Feldherr betätigen. Neben dem Friedländer gab es jedoch keinen Platz für ihn. Die Stimmung in

Wien wird durch ein Schreiben des bayerischen Agenten Richel vom 31. December 1633 an seinen Herrn deutlich genug gekennzeichnet. Der äußerst kluge und geschickte, die bayerischen Interessen rücksichtslos verfolgende Diplomat schreibt:

„Der Kaiser habe sich nunmehr heimlich gegen etliche Wenige, welche der friedländischen Faction nicht zugethan, resolviert, dem Herzoge von Friedland die Kriegsdirection und das Generalat zu nehmen, und sei bereits im völligen Werke, noch vorher, ehe er sich dessen öffentlich erkläre, die vornehmsten Generalpersonen bei ihrer Armada also zu gewinnen und zu versichern, dass sie dem Herzoge hernach, wenn er etwas seiner Entsetzung halber anfangen wollte, kein Gehör geben, sondern ihm, dem Kaiser, devot und gehorsam in allem verbleiben, auch andere Officiere, Reiter und Knechte dabei erhalten. Zu diesem Zwecke seien der Graf Ulrich von Wolkenstein zum Grafen Gallas, der Freiherr von Wallmoden zum Grafen Aldringen und der Cardinal von Dietrichstein zu den Commandeuren in Mähren in geheimer Mission, aber unter anderen Vorwänden abgesandt. Im übrigen sei man nur noch uneinig, was man mit der Person des Herzogs anfangen solle; ihn gänzlich frei zu lassen, sei aus vielen Ursachen bedenklich; mit Arrest und gänzlicher Kaptur, welches Mittel etliche, und daraus ein Rat des Kaisers selbst, als das sicherste und beste vorgeschlagen, gegen ihn zu verfahren, habe auch seine Diffikultäten." *)

Wallenstein hätte übrigens selbst damals noch die Absichten seiner Gegner durchkreuzen und seine Stellung in Wien neuerlich befestigen können. Spanien wäre sein Bundesgenosse geworden, wenn er dem Cardinal-Infanten ein Corps von 6000 Mann zur Verfügung gestellt hätte, das denselben in die Niederlande geleiten sollte. Wallenstein erblickte in diesem Vorschlage jedoch nur einen Versuch, ihn militärisch zu schwächen, sein Misstrauen gegen alles, was von katholischer Seite kam, war in stetem Wachsen begriffen. Pater Quiroga, der Beichtvater der Kaiserin, der in Pilsen mit ihm verhandelte, kehrte unverrichteter Dinge nach Wien zurück. Jetzt erst machte der spanische Gesandte Oñate mit den alten Feinden des Friedländers gemeinschaft-

*) Irmer, III., XXI.

liche Sache, er trieb mit Eifer darauf hin, mit dem unbotmäßigen Herzog ein rasches Ende zu machen. Wallensteins Angebot, sich freiwillig zurückzuziehen, das er im Jänner 1634 durch seinen Vetter Max stellen ließ, wurde nicht mehr berücksichtigt. Man machte nicht mit Unrecht geltend, dass es unmöglich sein werde, des Herzogs Ansprüche zu befriedigen. Das Geschäft war entschieden vortheilhafter, wenn man ihn beiseite schaffte und sich seiner Güter bemächtigte. Schon am 10. Jänner scheint diese Ansicht durchgedrungen zu sein.

Fast gleichzeitig, am 10. Jänner, giengen Wallensteins Anhänger daran, sich der Armee zu versichern. Bei einem Bankett, das Ilow in Pilsen gab, wurde der bekannte Revers vorgelegt. Dabei zeigte es sich, dass nicht alle hohen Commandanten auf Seite des Herzogs auszuharren gedachten. Als Trčka, berauscht wie die meisten Anwesenden, mit gezücktem Degen herumgerannt war und gedroht hatte, jeden niederzustechen, der nicht gut friedländisch sei, hatte Piccolomini ausgerufen: „O traditore!“, war aber dann, um sich nicht zu verraten und auch den Eindruck eines Trunkenen zu machen, mit Diodati tanzend herumgesprungen. Wallenstein aber sah trübe in die Zukunft. Am Morgen nach dem Bankett meldete sich General Graf von Schärffenberg zum Abschied bei ihm. Der Herzog lag krank im Bette. Sie sprachen über den Kurfürsten von Bayern und dessen Beziehungen zu Frankreich. Wallenstein legte sich zurück und schwieg eine lange Zeit still; plötzlich fuhr er aus seinen Meditationen auf und schrie: „O Fried', o Fried', o Fried'!“ Dann sank er wieder zurück und sagte nichts weiter als: „Gott behüte den Herrn!“ *)

Er knüpfte nun neuerlich mit Kinsky an und erklärte sich bereit, auch mit Schweden abzuschließen. Am 20. Jänner war Franz Albrecht von Sachsen in Pilsen, am 2. Februar Arnim in Berlin.

Der Generalwachtmeister Bubna, der zu Halle in Garnison lag, wurde zum Reichskanzler nach Halberstadt entsendet; er hatte anfangs von neuen Verbindungen mit Wallenstein nichts wissen wollen, nur Kinskys entschiedenes Auftreten beruhigte ihn. Oxenstierna gab die Erklärung ab, er wolle sich mit Wallenstein verbinden und sich persönlich

*) Irmer, III., XXIX.

mit ihm besprechen, sobald der Bruch des Herzogs mit dem Kaiser wirklich erfolgt sei. Auch Feuquières verlangte, von Kinsky veranlasst, neue Verhaltungsmaßregeln von Richelieu. Dem Kurfürsten von Sachsen gab Wallenstein durch den Obersten Schlieff die Grundzüge seiner künftigen Politik bekannt. Er wolle das Dominat der Spanier brechen, Frankreich von einem allfälligen Rheinübergang abhalten. Die Pfalz müsse restituiert werden. Tirol und was dem anhängig, solle allezeit beim Kaisertume verbleiben, mit den Schweden werde es keine großen Diffikultäten geben, da sie die Meerporten zu behalten suchten, Kurbrandenburg, welches daran interessiert sei, könnte auf andere Weise contentiert werden, die Kurfürsten und auch andere Bischöfe müssten ihre Stifter wieder haben, Herzog Bernhard von Weimar im Elsass oder Bayern etwas gegeben werden. Die Ober- und Niederlausitz mit den Erzstiften Magdeburg und Halberstadt sollten dem Kurfürsten von Sachsen erblich verbleiben. Sowie man abgeschlossen habe, werde er seine Truppen aus der Lausitz und von den Grenzen zurückziehen.

So gedachte Wallenstein in allem Ernste, mit einigen Federstrichen und in wenigen Wochen, die ihm in seiner gegenwärtigen Stellung höchstens zur Verfügung standen, die Reichsverhältnisse nach einer neuen Auffassung ordnen, das ganze, so unendlich schwierige Entschädigungs- und Ausgleichswerk durchführen zu können. Das war zum mindesten mit geringem politischen Verständnis gedacht, und hinterhältig war es, dass er von seiner eigenen Entschädigung keine Erwähnung that. Wie man den Herzog kannte, war die Annahme, dass er darauf kein besonderes Gewicht legen würde, vollständig ausgeschlossen. Es ist möglich, dass Wallenstein, solange er sich selbst noch als den unbeschränkten Gebieter über eine Armee von mindestens 40.000 Mann ansah, vor allem nur den Kurfüsten von Sachsen für seine Vorschläge gewinnen wollte, damit ihm Arnim und dessen Truppen unterstellt würden. Dann konnte er hoffen, auf Brandenburg und Schweden drücken und allzu weitgehende Forderungen derselben zurückweisen zu können. Die Herren in Wien handelten aber viel rascher und entschiedener als er. Oñate soll zuerst den guten Rat gegeben haben, den Herzog aus dem Wege räumen zu lassen. Am 24. Jänner wurde

das Absetzungspatent vom Kaiser unterzeichnet, Gallas, Aldringen und Piccolomini wurden mit der Durchführung desselben beauftragt. Gallas, der bei Wallenstein in Pilsen war, hatte geglaubt, ihn noch vom Übergange zu den Feinden des Kaisers abhalten zu können. Als er das kaiserliche Patent in Händen hatte, gab er seine Bekehrungsversuche auf. Die drei Generale waren entschlossen, nach den von Wien zu erwartenden Befehlen vorzugehen. Diese waren jedoch nicht so deutlich, als sie wünschen mussten. Aldringen scheint sich daher persönlich aufgemacht zu haben, um Klarheit darüber zu erlangen, was man von ihm erwarte. „Die kaiserliche Entscheidung, die Aldringen nach einer Unterredung mit Oñate vor den Thoren Wiens und im strengsten Incognito, wie er selbst schreibt, erhielt, fiel dahin aus, dass man sich ohne Zögern der Person Wallensteins lebend oder todt bemächtigen sollte.“*)

Das Weitere ist bekannt. Das Heer fiel vom Friedländer ab, der sich mit wenigen Regimentern nach Eger zurückziehen musste. Die Oberste Mohr v. Waldt und v. Breuner, die dem Kaiser seine Unterwerfung und Abdankung anbieten sollten, wurden von den Generalen aufgehalten und verhaftet. In Eger erwartete Wallenstein, der wol selbst an die Versöhnung mit dem Kaiser nicht mehr glauben mochte, das Schwanken aber bis zum letzten Augenblicke nicht lassen konnte, die Nachrichten von den evangelischen Kurfürsten über seine Anträge, vor allem aber Hilfe von Bernhard von Weimar. In Sachsen war man über den Bruch Wallensteins mit dem Kaiser in fröhlichster Stimmung. Der Kurfürst und Arnim haben die Nachricht davon mit einem gewaltigen Saufen gefeiert, das bis 6 Uhr morgens währte, und sich mit Plänen über einen sofortigen Vormarsch nach Wien erlustigt. Der Abfall des Heeres von Wallenstein hat sie nicht sehr bewegt und dies weist darauf hin, dass sie das weitere Abkommen mit dem Bundesgenossen nicht für schwierig hielten, da nun einmal Wallenstein in ihrer Hand war. Als Arnim sich aufmachte, um in langsamen Tagmärschen dem Herzoge entgegenzugehen, war die Katastrophe bereits über diesen hereingebrochen; von dem Morde erfuhr

*) Irmer, III., LII.

der kursächsische General gerade noch rechtzeitig, um dem Schicksale Franz Albrechts von Sachsen zu entgehen, der auf dem Wege nach Eger bei Tirschenreuth gefangen genommen worden war. Er kam von Herzog Bernhard, zu welchem ihn Wallenstein gesendet hatte, um die Vereinigung mit demselben möglichst zu betreiben. Bernhard war aber, wie Franz Albrecht an seinen Bruder Franz Karl am 3. März von Pilsen aus schrieb, von „widrigen Opinionen, so sie gegen solche Tractaten gefasst", erfüllt, er fürchtete noch immer eine Falschheit des Friedländers, und nach den Erfahrungen des Herbstes konnte ihm dies niemand verargen. Dass also die Weimarischen Truppen, obwol es ganz gut möglich gewesen wäre, am 24. Februar noch nicht bei Eger standen, hatte Wallenstein ganz allein selbst verursacht.

---

Man wird nach Erwägung des Tatsächlichen, das durch die Veröffentlichung der neu entdeckten oder bisher noch zu wenig genau gekannten Quellen festgestellt ist und durch welches die ausführliche Erzählung Rasins in allen wesentlichen Punkten ihre Bestätigung findet, von allen Seiten die sogenannte Schuldfrage neuerdings aufwerfen. Ich möchte mir, obwol ich dieselbe durchaus nicht für wichtig, für den Historiker geradezu für gleichgiltig erkläre, einige ganz kurze Bemerkungen in dieser Hinsicht erlauben. Maßgebend für die Beurteilung des ganzen Falles scheint mir die Auffassung, welche Wallenstein selbst von seiner Stellung hatte, und weiter, zu welcher Auffassung seines Verhältnisses zum Kaiser man in Wien berechtigt war. Da ist nun wiederholt nachdrücklich zu betonen, dass das militärische Subordinationsverhältnis damit gar nichts zu schaffen hat. Wer den General Wallenstein auch nur einen Augenblick in Vergleich stellt zu irgend einer militärischen Größe der letzten zwei Jahrhunderte, ja überhaupt seit der Aufstellung stehender Heere, wer in ihm einen gut bezahlten und schön decorierten kaiserlichen Officier höchsten Ranges sieht, der begeht einen großen historischen Fehler, indem er Begriffe in eine Zeit überträgt, in der sie gar nicht vorhanden waren. Wenn heute ein österreichischer Erzherzog mit allen Befugnissen eines Generalissimus an die Spitze einer österreichischen Armee tritt, so steht er — zwar gewiß nicht im Range — aber doch in seiner

politischen Bedeutung weit unter Wallenstein; denn er ist von seinem Kaiser zu diesem Amte befohlen, Wallenstein aber hat sich auf Grund eines Vertrages unter einer Reihe von Bedingungen zur Führung einer Armee herbeigelassen, die er selbst erst schaffen musste. Wir haben nicht nötig, über die Eigentümlichkeiten des ersten Generalates uns weiter zu verbreiten, dies hat Hallwich erschöpfend besorgt. Einen Bestallungsbrief für das zweite Generalat hat man bis jetzt nicht gefunden, und es ist sehr zweifelhaft, ob es einen solchen je gegeben habe, ob auch nur eine Capitulation formell schriftlich zur Abfassung gelangt ist. Die verschiedenen Aufzeichnungen der Bedingungen, unter denen Wallenstein das zweite Generalat angenommen hat, stammen insgesammt von dritter Hand und scheinen nur nach dem Hörensagen gemacht worden zu sein. Ranke hält mit Recht den Text, den der venezianische Resident Antelmi an seine Herrschaft gesendet hat, für den verlässlichsten.*) Authentisch ist er aber schon deshalb nicht, weil er vom December 1632 stammt, die entscheidende Übereinkunft aber schon am 14. und 15. April dieses Jahres zwischen Wallenstein und dem Fürsten von Eggenberg in Göllersdorf bei Znaim geschlossen wurde, zu einer Zeit, da Antelmi sich noch gar nicht in Wien befand. Er hat sich an eine Aufschreibung gehalten, die ihm von einem der Vertrauensmänner der Republik am Hofe zur Verfügung gestellt worden war; auf persönliche Erkundigungen in den Tagen, als der Abschluss in Wien zur brennenden Tagesfrage gehörte, konnte er sich nicht stützen. Es findet sich auch in dieser Fassung die unglaubliche Erklärung, Wallenstein sei nicht nur Generalissimus des Kaisers und des ganzen Hauses Österreich, sondern auch der Krone Spaniens, es wird von einer „ricompensa ordinaria sopra i paesi ereditari“ und von dem höchsten Regal im Reich als außerordentlicher Recompense gesprochen, es heißt, dass der Herzog in allen Confiscations- und Pardonsachen allein zu verfügen habe und dass er, wenn es zu Friedensverhandlungen käme, wegen seiner besonderen Interessen und wegen des Herzogtums Mecklenburg denselben zugezogen werden müsste. Hält man zu diesen

*) Mitgeteilt von Gliubich im Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, 28. Bd.

Punkten das Memorial, das Eggenberg vom Kaiser erhielt, als er sich nach Göllersdorf auf den Weg machte,*) so wird man sich über dieselben nicht allzuhoch verwundern können. Der Kaiser nennt darin Wallenstein nicht anders als: Seine liebden Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan; er bedauert den Schaden, den dieser durch ihn in den letzten Jahren erlitten hat, er versieht sich vor ihm und ersucht ihn gnädigst, ihn in der gegenwärtigen Not nicht verlassen, sondern das Generalat nunmehr völlig bedienen zu wollen. Eggenberg erhält die Vollmacht, alles, was der Herzog als Satisfaction verlangen würde, nach seiner eigenen Discretion zuzusagen und nur dahin zu operieren, dass Wallenstein das Generalat zu behalten willig gemacht werden könnte.

Wallenstein hat sich vor und nach dem Übereinkommen nur als Reichsfürst gegeben, dem es ebensogut, wie jedem anderen, frei stehen müsse, seine Verbindungen zu wählen, wie es ihm gut dünke; er war ohne Zweifel fest davon überzeugt, dass er seinen Vertrag mit dem Kaiser lösen könne, wann es ihm beliebe, und dass er jederzeit eine selbständige kriegführende Macht werden könne. Er hat sein Vorgehen nicht für Verrat gehalten, die Geheimhaltung seiner Pläne war durch die allergewöhnlichste Rücksicht auf die Politik bedingt. Man hat aber auch in Wien sehr gut gewusst, mit wem man unterhandelte. Wenn die Jesuiten in Prag von dem Verkehr zwischen Wallenstein, Gustav Adolf, Thurn u. a. unterrichtet waren, so waren es die geheimen Räte auch. Es gab eben keine Wahl, keine Überlegung, als die Schweden in München und die Sachsen in Prag standen, man musste alles gewähren, was Wallenstein verlangte. Nach der Lützener Schlacht stand das freilich anders; das Verhältnis zu Wallenstein wurde unbequem, ja man kann sagen: vom kaiserlichen Standpunkte aus unerträglich. Dass der Conflict, der damit vorlag, nicht leicht in friedlicher Weise gelöst werden konnte, wird jedermann zugeben müssen, der aufrichtig bemüht ist, sich in die Lage der beiden Parteien zu versetzen. Bis zur Erlassung des Restitutions-

*) Abgedruckt in meiner Monographie des „Hans Ulrich, Fürst von Eggenberg". (Wien 1880.)

edictes war der Charakter der kaiserlichen Politik mit den Tendenzen Wallensteins im Einklang gestanden, die gesetzwidrige Ächtung des Kurfürsten von der Pfalz, die Verleihung der Oberpfalz an Maximilian von Bayern, die Übertragung der Kur von der Rheinpfalz, an die sie durch die goldene Bulle ohne Zweifel gebunden war, an die Oberpfalz und dadurch an den Herzog von Bayern hatten das Kaisertum in einen Gegensatz zum Reichsrechte gebracht. Wallenstein war entschlossen, diesen Weg weiter zu beschreiten und die militärische Macht zur Grundlage einer über den Parteien stehenden Centralgewalt zu machen, die ihre Freunde erheben, ihre Feinde rücksichtslos vernichten konnte. Der Kaiser hat die Vorteile dieser Politik ganz gut begriffen, er hat den Übergriffen seines Feldhauptmannes keine Schranken gesetzt, hat die Herzoge von Mecklenburg ihrer Länder beraubt, hat Wallenstein mit einem Federstriche in die Reihe der regierenden Fürsten aufgenommen, mit einem Worte: er hat seine Sanction dazu gegeben, dass an die Stelle der oft vergeblich versuchten Reichsreform die Reichsrevolution von oben trete. Dieser Standpunkt war im Bunde mit Wallenstein festzuhalten, solange sich das Kaisertum beiden confessionellen Parteien gegenüber sein Übergewicht bewahrte. Durch das Restitutionsedict hat Ferdinand II. altgewohnten, aber unpolitischen Neigungen gefröhnt, er hat die schon erlahmende Opposition der evangelischen Reichsstände zu den äußersten Anstrengungen gezwungen und die reichstreuesten Fürsten den Schweden in die Arme getrieben. Dass infolge dieses Umschwunges Wallensteins Fall erfolgen musste, ist ein Beweis dafür, dass in diesem Manne bereits ein politisches Princip verkörpert war, das er nicht mehr verleugnen konnte. Gegen den — General hätte es wol des Ansturmes nicht bedurft, der durch Jahre hindurch fortgesetzt werden musste, um endlich auf dem Regensburger Tage seine Absetzung zu erwirken. Eine europäische Macht war Wallenstein aber auch nach der Absetzung — eine „irreguläre" zwar, wie sie die Staatsrechtslehrer jener Zeit zu bezeichnen beliebten, aber doch eine Macht. Die Verhandlungen Gustav Adolfs mit ihm geben hiefür das beste Zeugnis. Sie zu erhalten, mit allen Mitteln, die sich ergaben, auszunützen und zu erweitern, war sein Streben, seine Leidenschaft. Hierin berührt er sich ohne Zweifel mit Napoleon.

Ob er zu seiner Machtstellung die Erwerbung der böhmischen Königskrone notwendig befunden, ob er seine Wünsche noch weiter sich verirren ließ — darüber wird man auch nach den neuesten Aufklärungen nicht schlüssig werden können. Und war er es selbst? — Dem Kaiser hat er sich gewiss auf keine Weise mehr verpflichtet gefühlt, von Anhänglichkeit, Dankbarkeit ist da keine Spur mehr, und es scheint mir unbillig, sie von ihm zu verlangen. Am allerwenigsten konnte Wallenstein nach den Tagen von Znaim und Göllersdorf, nachdem man um seine Gnade gebettelt hatte, nachdem der ganze Hof von Wien angstvoll an jedem Zucken seiner Wimper gehangen war, einen Zweifel in seine hohe Sendung setzen, die das Schicksal der Casa d'Austria zum zweitenmal zu entscheiden berufen war. Wer hätte in Wien darüber im unklaren sein können, dass Wallenstein schon 1631 das Schwert ebensogut gegen als für den Kaiser zu ziehen in der Lage war, wer hätte nicht gewusst, dass sich die schwedisch-deutsche Allianz um ihn bewarb? Und wer konnte sich über die Größe der Opfer, die man ihm gebracht hat, wundern, der den Eindruck der Schlachten bei Breitenfeld und am Lech an sich und allen anderen erlebt und erfahren hatte?

Ich glaube mit diesen Bemerkungen meine Auffassung der Wallenstein-Frage gekennzeichnet zu haben. *Schuld hüben und drüben* — das ist das Ergebnis, aber eine Schuld, für die es kein Tribunal gibt, wenigstens kein von Menschen berufenes. Müßige Arbeit wäre es, danach zu forschen, wo sich die größere Last gesammelt. *Solche Schuld schafft die Politik und tilgt sie auch.* Die Geschichte hat nichts weiteres zu tun, als ihre Keime aufzusuchen und ihre Entwicklung zu erklären. In Ansehung der literarischen Fehde, die als Folge der Wallenstein-Forschung entstanden ist, dürfte daher der Wunsch gerechtfertigt erscheinen, man möge den Gefühlen, Neigungen und Abneigungen bei der Darstellung der Ereignisse nicht allzu großen Spielraum gewähren und sich nicht scheuen, einen Irrtum einzugestehen, wenn man ihn erkannt hat. Verdeckte Rückzüge einzuüben, können wir Historiker den Feldherren überlassen, die ohnehin unserer Kritik verfallen, für uns ist der offenste und schnellste häufig der beste. Gegen *einen* Versuch aber muss man

unter allen Umständen seine Stimme nachdrücklich erheben — gegen den Versuch, Wallenstein zu einem deutschen Helden, zu einem Märtyrer der deutschen Freiheit zu erheben, seinen Untergang als eine Folge seines Freisinnes in religiösen Dingen hinzustellen. Damit wird es nunmehr hoffentlich sein Bewenden haben. Der Mann, den der Drang nach Erwerb zum Soldaten gemacht hat, dessen erstes bedeutendes Project der Überfall und die Brandschatzung von Venedig war, der reichen, aber schon damals für die Ruhe Europas ungefährlichen Patrizierstadt,*) jener Großsprecher, der mit seinen Worten den Thaten stets weit vorauslief, der Übermütige, der sich in einem unvernünftigen Luxus gefiel und dabei einen schwunghaften Güterschacher betrieb, den unsere Börsenjuden bewundern könnten, der Wortbrüchige, der die Freunde, die er selbst zu Vertrauten und Vollstreckern seiner geheimsten Pläne machte, auf unverantwortliche Weise täuschte und zum Narren hielt — der hat vom deutschen Helden nichts und wird sich die Liebe unseres Volkes nie erwerben, so wenig er sie je besessen hat.

Schiller hat dies sehr richtig erkannt und mit der Eingebung des Dichters den Charakter Wallensteins schon vor hundert Jahren so sicher erfasst, wie es alle historische Kritik seither nicht besser zu machen imstande war. Das Maß, mit dem er den merkwürdigen Kriegs- und Staatsmann gemessen, war vielleicht größer, als er es verdiente, aber was das innere Wesen, was das Verhältnis von Willen und Handlung betrifft, scheint er ihn ganz und voll erkannt zu haben.

---

*) Den Nachweis für diese Behauptung glaube ich im 2. Bande meiner „Politik der Republik Venedig" erbracht zu haben.

VI.

# Turenne und die Fronde.

(1649—1651.)

In dem Gewirre von ehrgeizigen Ränken, mehr oder minder anziehenden Liebesgeschichten, Finanzspeculationen und politischen Gegensätzen weltgeschichtlichen Charakters, das man mit dem stets unverstanden gebliebenen Namen der „Fronde“ zu bezeichnen gewohnt ist, sieht man sich vergebens nach dem leitenden Faden um, durch den die hastig sich überstürzenden Ereignisse in eine sichere und dauernde Verbindung gebracht werden könnten. Es sind zwar von den Geschichtschreibern Versuche gemacht worden, diesem Übelstande abzuhelfen und durch die gewissen „weiten Ausblicke“ von „hohem Gesichtspunkte aus“ die Erzählung zu vereinfachen und das Verständnis derselben zu erleichtern; leider mussten diese Erfolge jedoch durch so auffallende Mängel und Unrichtigkeiten erkauft werden, dass ihr Wert trotz ihrer blendenden äußeren Erscheinung immer tiefer sinkt und man daran gehen muss, sich allmälich wieder von den irrigen Anschauungen zu befreien, die eine übereilte und zu absichtlich nach großen Combinationen fahndende Darstellung in uns hervorgebracht hat. Die Schwierigkeit in der Behandlung jener Partie der französischen Geschichte, die mit dem Abschluss und der Durchführung des westfälischen Friedens in Deutschland zusammen-

fällt, beginnt schon in dem Augenblicke, als man versucht, sich über das Wesen der frondistischen Bewegung überhaupt Klarheit zu verschaffen. Mit der Erzählung ihrer Entstehung, der Geldverlegenheiten der Regierung, der Erbitterung der Steuerzahler über die unverschämte Wirtschaft der Partisans, über die Nichteinhaltung der versprochenen Rentenauszahlung, mit der Erörterung der Übergriffe des Parlamentes von Paris, der Ungeschicklichkeit Mazarins in der Wahl der Beruhigungs- und Abschreckungsmittel, ist dafür noch wenig gethan; die Schilderung der so ganz eigenartig entwickelten Elemente französischer Verfassung und Verwaltung, die Beziehung auf das reich gestaltete gesellschaftliche Leben des durch Heinrich IV. und Richelieu gefestigten und zu ungeahnter Machtfülle erhobenen Königtums belebt zwar das Zeit- und Culturbild, das wir uns zu schaffen trachten, aber sie genügt nicht, uns die ganze Reihe der sich überstürzenden Ereignisse begreiflich zu machen. Wir sehen die Bestrebungen der Reichs- und Provinz-Beamtenschaft, die zu einflussreichen, nahezu autonomen Körperschaften gediehen war, in der auffälligsten Verbindung mit den Absichten der noch vorhandenen feudalen Gewalten, wir finden beide Parteien gleichzeitig im Kampfe gegen den monarchischen Absolutismus, obwol die Noblesse de robe als Gegengewicht gegen den Feudalismus im Interesse der Staatseinheit geschaffen worden war. Bedeutende und unbedeutende Persönlichkeiten treten in den verschiedenartigsten Gruppen auf die politische Bühne, ihre privaten Beziehungen wirken bald fördernd, bald hemmend auf die öffentlichen Angelegenheiten ein, so dass sich das Gebiet der Sippen- und der Parteipolitik kaum mehr auseinanderhalten und die Frage: wer treibt, wer wird getrieben? nicht beantworten lässt.

Haben wir es aber einmal soweit gebracht, die bald widerstreitenden, bald zusammenwirkenden Kräfte überschauen und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit beurteilen zu können, dann stehen wir vor einem neuen Rätsel, sobald wir diejenigen bezeichnen sollen, die der Erreichung des Hauptzieles der ganzen Bewegung — der Beschränkung der Centralgewalt entgegengewirkt haben. Auch da gibt es zwar gewisse Paraderosse historischer Weisheit, die zur großen Befriedigung des Publicums vorgeführt werden können. Die Zwitter-

haftigkeit des Parlamentes, die sittliche Verkommenheit des Adels, der Mangel an selbständiger Gesinnung bei dem Kleinbürgertum, wie bei der Bourgeoisie, die Intriguensucht der Frauen und noch so manche andere Missbildung in der Organisation des französischen Gemeinwesens lassen sich mit mehr oder weniger Berechtigung hervorheben. Wie aber, wenn trotz dieser Häufung von Hemmungsursachen der Sieg der Gegner Mazarins und überhaupt jeder centralistischen Regierung mit Sicherheit hätte eintreten müssen, sobald auch nur ein einzelner Mann in seinem Charakter anders veranlagt oder gerade eine von den vielen schönen und vornehmen Parteigängerinnen jener Epoche, denen man doch gewiss kein Übermaß von Tugend und Schüchternheit vorgeworfen hat, unter gewissen Verhältnissen etwas weniger spröde gewesen wäre? Wohin dann mit allen kunstvollen Begründungen und tiefsinnigen Schlüssen, wohin mit der beliebten Notwendigkeit von geschichtlichen Ereignissen, deren Wichtigkeit für die Gestaltung der Staaten über allen Zweifel erhaben ist? Die Geschichte der Fronde scheint mir ganz besonderen Anlass zu bieten, diese Fragen aufzuwerfen, die sich uns in der Geschichte ja doch immer wieder aufdrängen. Wenn sie sonst häufig beiseite gesetzt werden, weil ihre Beachtung zur Erkenntnis des Sachverhaltes wenig beiträgt und leicht zu müßigem Phantasiespiel führt, so dürfte dieses Bedenken hier entfallen und vielleicht ein, wenn auch bescheidener wissenschaftlicher Erfolg erzielt werden, indem wir die Wirkungen der Entschlüsse und Handlungen eines Einzelnen auf einen der merkwürdigsten Processe untersuchen, durch den das innere Gefüge eines großen europäischen Staates für mehr als ein Jahrhundert bestimmt wurde. Dem Urteile der Leser soll dabei in keiner Weise vorgegriffen werden; ich stelle mir keine andere Aufgabe, als die Beziehungen einer Reihe von Thatsachen aufzudecken, die bis jetzt nur in sehr beschränkter Weise die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber auf sich gezogen haben, und erachte meine Bemühung für eine reichlich lohnende, wenn es mir gelingen sollte, die Auffassung und Beurteilung jener Fülle von Begebenheiten, aus denen sich die frondistische Bewegung zusammensetzt, nur einigermaßen zu erleichtern. Ein nicht gering anzuschlagender Vorteil dürfte auch in der Verbreitung der

Überzeugung gefunden werden, daſs die Geſchichtsforſchung keine Urſache hat, ihre Thätigkeit bei irgend einer Epoche, und mag für dieſelbe auch noch ſo reiches und ſchätzenswertes Material zutage gefördert ſein, einzuſtellen. Abſchließende Werke gibt es nicht und wird es nie geben, zum allerletzten, wo es ſich um die Erkenntnis der Menſchenſeele handelt, die noch kein Auge völlig zu durchdringen vermocht hat. Jede Wandlung, die wir darin wahrnehmen, jeder neue Pulsſchlag, den wir mitfühlen, gibt Veranlaſſung zu neuen Anſichten und eröffnet uns die Möglichkeit, der Wahrheit, die wir zu erkennen ſtreben, aber nie erreichen, wieder um einen Schritt näher zu kommen.

---

Der Beginn des Jahres 1649 fand Paris in einer, wenn auch nicht ganz ungewohnten, doch ſeltenen Aufregung. Der Waffenſtillſtand, den das Parlament mit der Regierung am 24. October zu St. Germain geſchloſſen hatte, war erfolglos geblieben, er hatte keine Gelegenheit zu einem erträglichen Friedensſchluſſe gegeben. Mazarin war niemals willens geweſen, die Zugeſtändniſſe der Declaration vom 24. October wirklich zu halten, die Häupter des Parlamentes aber waren entſchloſſen, ihr Recht bis zu den letzten Folgerungen durchzuſetzen. Seit dem Tage der Barrikaden, dem 22. Auguſt 1648, wuſsten ſie, daſs Paris in ihrer Hand, daſs die bewaffnete Bürgerſchaft bereit war, die Unabhängigkeit der vier ſouveränen Höfe, die in der Kammer von St. Louis vereinigt geweſen waren und dort ihre Forderungen aufgeſtellt hatten, mit ihrem Blute zu verteidigen. Eine mächtige Bundesgenoſſenſchaft war dem Parlamente in der von Paul de Gondi, Koadjutor ſeines Oheims, des Erzbiſchofs von Paris, und ſpäter Cardinal von Retz, gebildeten feudalen Partei entſtanden, welcher damals ſchon Mitglieder der hervorragendſten fürſtlichen Familien Frankreichs, der Condé, Vendôme, Longueville, La Rochefoucauld, La Tour d'Auvergne angehörten. Der Koadjutor, geiſtig unzweifelhaft der bedeutendſte aller Frondeurs, war durchaus nicht als Verfechter eines Princips in das politiſche Leben getreten; der perſönliche Ehrgeiz, der in ſeinen zahlreichen Erfolgen im Salon nicht mehr ausreichende Befriedigung fand, hatte

ihn auf ein Feld geleitet, das nebenbei auch die Gelegenheit bringen konnte, seine gewöhnlich stark in Anspruch genommene Kasse zu füllen. Als er während der Pariser Revolte der Königin Anna seine Vermittlerdienste freiwillig angeboten hatte, waren dieselben in einer für ihn nicht sehr schmeichelhaften Weise abgelehnt worden. Es war ihm in überraschend kurzer Zeit gelungen, seine Gefährlichkeit dem Hofe zu beweisen. Um ein Programm für die von ihm geschaffene Partei konnte er nicht verlegen sein, er erklärte den Kampf gegen die absolute Monarchie, die an die Stelle des nationalen Königtums getreten und von Richelieu bis zu einer verderblichen Tyrannei gesteigert worden war, als eine patriotische Pflicht und bezeichnete die Entfernung Mazarins, des einzigen Trägers dieses Systemes, als die unerläßliche Vorbedingung für die Beruhigung der Bevölkerung und die Wiederherstellung einer geordneten Verwaltung. Durch dieses Programm war die Allianz der großen Cavaliere und der durch den Ämterkauf herangewachsenen Beamten-Dynastien von selbst gegeben. Zu der Bürgermiliz von Paris trat eine Armee des missvergnügten Adels, die aus kriegstüchtigen und raufluſtigen Elementen zusammengesetzt war und sich in allen Provinzen zugleich bemerkbar machte.

Heftige Scenen, die sich im Parlamente abspielten, ließen die Regierung die Wiederholung von Gewaltthätigkeiten befürchten und legten ihr den Gedanken nahe, den Königsknaben Ludwig XIV. und sich selbst vor einer Überrumpelung in der Hauptstadt zu schützen. Louis de Bourbon, Prinz von Condé, der Sieger von Allerheim und Lens, stand damals an der Seite seines Vetters Gaston von Orléans, der als Oheim des Königs dem Regentschaftsrate angehörte, für die Wahrung der Unabhängigkeit der Krone ein. Im Einverständnisse mit beiden beschloss Mazarin die Flucht der königlichen Familie aus Paris, die am 6. Januar 1649 bewerkstelligt wurde. Der Hof nahm abermals in St. Germain Aufenthalt. Paris mochte der Fronde überlassen bleiben. Das Parlament beantwortete die Aufforderung des Königs, seine Sitzungen zu unterbrechen und sich nach Montargis zurückzuziehen, mit dem Beschlusse vom 8. Januar, der von der Königin die Entlassung Mazarins verlangte und jeden Untertan des Königsreichs verpflichtete, den Cardinal, wenn er nach

acht Tagen noch im Lande angetroffen würde, zu ergreifen und gefangen zu setzen. Die fürstlichen Frondeurs aber suchten durch die Verbindung mit Spanien und der Armee sich eine Machtstellung zu schaffen, vor welcher der Regierung kein Ausweg übrig bleiben sollte, als sich den Forderungen der Fronde ohne Zögern zu fügen. Der Koadjutor hatte durch Herrn von St. Ibal die Unterhandlungen mit dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, Statthalter der spanischen Niederlande, eröffnet, obwohl Frankreich noch im offenen Kriegszustande mit Spanien sich befand. Das Parlament sollte die Bedingungen des Friedensschlusses zwischen den beiden Kronen feststellen und die Annahme derselben als seine eigene Forderung bei der Regierung vertreten, wogegen der Erzherzog bereit sein musste, die Sache der Fronde durch militärische Vorkehrungen zu unterstützen. Von noch viel wichtigeren Folgen aber konnten die Beziehungen der Fronde mit dem Befehlshaber der damals noch auf deutschem Boden stehenden französischen Armee, dem Marschall Turenne, werden. Mit diesem werden wir uns daher zunächst zu beschäftigen haben.

Henri Vicomte de Turenne war am 11. September 1611 als der zweite Sohn des Henri de la Tour d'Auvergne, Duc de Bouillon, Prince souverain de Sedan, und der Elisabeth von Nassau, Tochter des Grafen Wilhelm I. von Nassau, geboren. Nachdem er schon im Alter von vierzehn Jahren seinen Vater verloren hatte, kam er in die militärische Schule des Prinzen Moriz von Nassau-Oranien, nach dessen Tode ihm Prinz Friedrich 1626 bereits eine Companie verlieh. Er ließ sich bei verschiedenen Unternehmungen zu so tollkühner Tapferkeit hinreißen, dass Prinz Friedrich Mühe hatte, ihn von allzu leichtsinniger Preisgebung seines Lebens zurückzuhalten. 1633 kehrte er nach Frankreich zurück und erhielt von Richelieu ein Regiment, 1634 führte er bereits den Titel eines Maréchal de camp und diente als solcher im darauffolgenden Jahre unter Cardinal La Valette, bei dessen Rückzuge von Mainz er schwer verwundet wurde. Nach seiner Genesung focht er an der Seite Bernhards von Weimar gegen Gallas, 1638 vor Breisach und trug zu den Siegen über Götz und Lamboy bei. Herzog Bernhard überschüttete ihn mit Lob und Richelieu trug ihm eine seiner Verwandten zur

Frau an, worauf er jedoch als strenger Protestant wegen der Verschiedenheit der Religion nicht eingieng; 1640 erhielt er ein Commando unter dem Grafen d'Harcourt in Savoyen, entsetzte Casale und nahm an der Einschließung von Turin teil. 1641 kämpfte er gegen die Spanier in Rousillon. Nach einer zweiten selbständigen Mission in Savoyen wurde er 1643 zum Marschall von Frankreich ernannt und mit dem Befehle über die bisher von Guébriant geführte Armee in Deutschland betraut. An der Spitze der alten Weimaraner hat er die letzten Feldzüge des dreißigjährigen Krieges mitgemacht.

Als Waffengefährte des Herzogs von Enghien, der erst nach dem Tode seines 1646 verstorbenen Vaters Henri den Titel eines Prinzen von Condé annahm, war er 1644 in die Niederlage bei Freiburg verwickelt. 1645 drang er, während Enghien seinen Siegeszug am Rhein hielt, bis Schwäbisch Hall vor, wurde jedoch am 5. Mai bei Marienthal geschlagen und musste sich nach Hessen zurückziehen, wo er namhafte Verstärkungen an sich ziehen konnte. Mit Enghien und Gramont rückte er nun zum zweitenmal in demselben Jahre durch Schwaben bis Nördlingen vor und erstritt durch sein ausschlaggebendes Vorgehen am linken Flügel der französischen Aufstellung am 3. August den Sieg bei Allerheim, der ganz Bayern in die Hand der Franzosen gegeben hätte, wenn nicht noch Erzherzog Leopold Wilhelm mit einem in der Eile zusammengerafften Heere zu dessen Deckung herbeigeeilt wäre. Von da ab commandierte Turenne allein die in Deutschland operierende französische Armee. Er vertrat bei seiner Regierung die Ansicht, dass ein großer Erfolg gegen den Kaiser nur dann zu erzielen sein könne, wenn die schwedische und die französische Armee vereinigt vorgehen würden; von dieser Überzeugung erfüllt, ließ er sich 1646 nicht dazu bestimmen, mit der Belagerung von Luxemburg seine Kräfte zwecklos zu vergeuden, sondern setzte den berühmten Marsch rheinabwärts bis Wesel ins Werk, von wo er durch die Grafschaft Mark und Westfalen nach Wetzlar und Gießen gelangte, um sich mit der schwedischen Armee unter Wrangel zu verbinden. Mit den 14.000 bis 15.000 Mann, die ihm nun zu Gebote standen, führte er eines der glänzendsten strategischen Manöver aus, das die Kriegsgeschichte seiner Zeit aufzu-

weisen hat. Der unmotivierte Rückzug der 23.000 bis 24.000 Mann starken kaiserlichen Armee ermöglichte es den Verbündeten, über Friedberg nach Frankfurt und Hanau zu gelangen, wo sich noch die in Mainz zurückgelassenen Truppen Turennes mit ihnen vereinigten. Dann zogen sie an der bei Fulda vereinigten kaiserlichen und bayrischen Armee vorüber geradeaus nach Franken und Schwaben, überschritten die Donau bei Donauwörth und Lauingen, giengen über den Lech und bemächtigten sich der wichtigen Feste bei Rain, während Kurfürst Maximilian nach Burghausen und von dort nach Braunau floh. Erst als Turenne und Wrangel vor Augsburg standen, ließ sich Erzherzog Leopold Wilhelm herbei, zum Entsatze dieser Stadt heranzukommen. In Landsberg hatte er sich ein reiches Magazin bestellt. Dorthin rückte nun Turenne, indem er der hinter den Sümpfen gedeckt aufgestellten kaiserlichen Armee nur zweitausend Reiter gegenüber ließ, nahm die Stadt und versorgte sich mit den dort aufgespeicherten Vorräten auf sechs Wochen mit Lebensmitteln. Der Erzherzog musste jetzt seine Stellung bei Memmingen aufgeben und seine Truppen in die Erblande zurückführen. Die Bayern blieben im Lande und wurden durch den vom Kurfürsten mit Frankreich geschlossenen Vertrag von Ulm vor der Vernichtung gerettet.

Im Jahre 1647 machte Turenne den vom General Rosen eingeleiteten Aufstand der deutschen Regimenter mit großer Geistesgegenwart unschädlich, dann befreite er durch den Rheinübergang bei Mainz den von den Kaiserlichen unter Melander hart bedrängten Wrangel und zog nochmals an die Donau; 1648 schlug er Melander bei Zusmannshausen und nötigte den Kurfürsten von Bayern abermals zur Flucht aus seinem Lande. Als ein neues kaiserliches Heer unter Piccolomini den Verbündeten den Besitz von Bayern streitig zu machen versuchte, schwenkten sie plötzlich nach Norden ab, um sich mit Königsmark in Böhmen zu vereinigen. Auf dem Marsche dahin ereilte sie die Botschaft von dem Abschlusse des Friedens, durch den der französischen Armee bis zur Herstellung der neuen Ordnung ein Occupationsgebiet zufiel, das vom Bodensee bis Hanau reichte. Turenne schlug sein Hauptquartier in Hanau auf. Kaum hatte er sich daselbst eingerichtet, als er durch die Nachrichten über die Vorgänge

in seiner Heimat neuerdings zu einer militärischen und zugleich politischen Unternehmung veranlasst werden sollte. Sein Bruder Bouillon war eines der hervorragendsten und thatenlustigsten Mitglieder der Fronde geworden. Er hatte durch die Teilnahme an einer gegen die königliche Regierung gerichteten Verschwörung im Jahre 1642 Stadt und Feste Sedan verloren und war seitdem in stetigen Unterhandlungen mit der Krone wegen eines dafür zu bietenden Ersatzes, da dieselbe begreiflicherweise diese in jeder Hinsicht so wertvolle Erwerbung nicht mehr aus der Hand lassen wollte. Turenne war seinem älteren Bruder sehr anhänglich, stand auch mit dessen Gattin ziemlich gut, die ja zu den thätigsten frondistischen Frauen zählte. Er hatte noch während des Krieges die Annahme des Herzogtums Château-Thierry abgelehnt, um dadurch nicht etwa die diplomatischen Wege seines Bruders zu kreuzen. Es war daher gar nicht anders möglich, als dass der Hof die Haltung des Marschalls den inneren Wirren gegenüber mit großer Besorgnis verfolgte, die sehr leicht die Entscheidung nach dieser oder jener Seite herbeiführen konnte. Wenn wir die Streitmacht, über die Turenne unmittelbar verfügte, auch nicht höher als 15.000 Mann zu Fuß und Ross veranschlagen wollen,*) so war ja unter den gegebenen Verhältnissen schon die Hälfte genügend, um jener Partei den Sieg zu sichern, für welche sie im Felde erscheinen würde, abgesehen davon, dass es gegenüber dem „großen Condé" unter allen Generalen Frankreichs überhaupt nur einen ebenbürtigen Feldherrn gab, und dies war sein langjähriger Waffengefährte Turenne.

Schon anfangs Januar war in Paris das Gerücht verbreitet, Turenne habe sich der Partei angeschlossen, durch die sein Bruder die Interessen seines Hauses fördern zu können hoffte; am königlichen Hofe zu St. Germain scheint man nicht von dem Verrate des Marschalls überzeugt gewesen zu sein, man fürchtete ihn aber und beeilte sich, seine Folgen möglichst abzuschwächen.

*) Das Theatrum Europ. (VI. 518) zählt 15 Reiterregimenter und 7 Regimenter Infanterie auf. Die ersteren darf man für jene Zeit kaum höher als 600, die letzteren nicht über 1200 M. veranschlagen. Das Corps Erlach, das in Breisach stand, ist dabei nicht mitgerechnet.

Vom 11. Januar, dem fünften Tage seit der Flucht des Hofes aus Paris, liegen uns drei Schreiben Mazarins, eines von der Königin und eines von Condé an Turenne vor.*) Der Cardinal unterrichtete ihn von allen Vorgängen der letzten Tage und entschuldigte durch dieselben den Umstand, dass die Gelder für die Armee in Deutschland noch nicht in erwünschter Anzahl aufgebracht werden konnten, man werde jedoch alles mögliche thun, um die Truppen, deren Verdienste anerkannt werden, einigermaßen zu befriedigen. Wenn die Dinge in Paris aufs äußerste getrieben werden, so sei es jedoch wohl möglich, dass man die Armee über den Rhein zurückziehen und zur Sicherung des Königs und der Regierung verwenden werde. Er theilt ihm auch mit, dass Bouillon sich für das Parlament erklärt und den Hof verlassen habe, trotzdem er doch seit einem Monat wisse, dass die Königin seinem Bruder Turenne das Gouvernement Elsass verliehen habe und jederzeit zur Ausmittlung der Entschädigung für Sedan bereit sei. Der Herzog von Orleans, der sich selten dazu bequemt, in das Conseil zu kommen, und häufig krank ist, sei schuld daran, dass diese Angelegenheit noch nicht zum Austrage gekommen sei. Man könne übrigens nicht begreifen, welches Motiv den Herzog bewogen haben könne, sich für das in offener Rebellion befindliche Parlament zu entscheiden, während doch der König das ganze Königreich auf seiner Seite habe. Condé und Orleans, die entschlossen sind, ihn nicht zu verlassen, wüssten recht wohl, dass sie durch diese Stellungnahme auch ihren eigenen Interessen am besten dienen. Er, der Cardinal, sei daher auch überzeugt, dass der Marschall, weit davon entfernt, an den Umtrieben seines Bruders teilzunehmen, dieselben missbilligen und seine Sorge für das Wohl des Königs und des Staates verdoppeln werde. Das beiliegende Handbillet der Königin sei von ihr geschrieben worden, nicht als ob sie dasselbe für notwendig erachte, sondern damit der Marschall selbst sehe, wie hoch sie seine Dienste schätze und dass sie sich der eifrigen Fortsetzung derselben unter den gegenwärtigen Ereignissen umsomehr vergewissert halte, je mehr sie derselben bedürfe. Die Königin ließ dem hier

*) Collection des Lettres et Mémoires trouvés dans les portefeuilles du Maréchal de Turenne . . . par M. le Comte de Grimoard. Paris 1782, 2 T.

erwähnten Briefe, auf dessen Inhalt nicht weiter einzugehen ist, am 12. Januar einen zweiten folgen, den der an die deutsche Armee abgefertigte Zahlmeister M. Hervart an Turenne zu überbringen hatte. Darin verpflichtete sie sich mit ihrem königlichen Worte, die Officiere der deutschen Armee so zu bezahlen, wie es der Marschall mit ihnen vereinbaren werde. Condé schrieb an Turenne am 11. Januar, er werde ihm, indem er dem Dienste des Königs treu bleibe, die größte Probe seiner Freundschaft geben, denn seine Interessen seien untrennbar verbunden mit denen der Königin und des Cardinals, die mit denen des Staates übereinstimmen. Drei Tage darnach fand er es für notwendig, den gleichen Gedanken in der Form einer dringenden und sehr ernsten Mahnung Ausdruck zu geben. Die schönen Worte, die man von seiten der königlichen Regierung dem Marschall gegeben hatte, mochten der Hoffnung entsprungen sein, dass derselbe sich vielleicht doch noch besinnen werde, offen zur Fronde überzugehen; man ließ sich von derselben jedoch nicht völlig beherrschen, sondern bereitete mit großer Umsicht die Schritte vor, um Turenne die Verfügung über seine Armee unmöglich zu machen. Dabei stützte man sich ganz und gar auf den General-Lieutenant der deutschen Armee und Commandanten von Breisach, Herrn von Erlach, der schon zu Zeiten Bernhards von Weimar wiederholt als dessen Vertrauensmann mit der französischen Regierung unterhandelt hatte und seither hinreichende Beweise soldatischer Treue für seine Kriegsherren gegeben hatte. Erlach hatte sich stets als den Träger der alten Weimaraner Politik angesehen, nicht im weiteren Sinne einer Kriegspartei, die nur auf gewisse Zeit vertragsmäßig an Frankreich gebunden sei und unter gegebenen Verhältnissen auch auf eigene Faust in die deutschen Angelegenheiten eingreifen konnte; dazu fehlte ihm wol die persönliche Eignung, denn er war kein deutscher Reichsfürst, sondern im Grunde ein Söldner und Kriegshandwerker, wie alle die anderen zu hunderten zählenden Officiere, die den Krieg als Geschäft betrieben — aber er hielt darauf, dass die von der Krone Frankreich erhaltenen deutschen Regimenter eine gewisse Zusammengehörigkeit bewahrten und den Boden des Vertrages nicht verließen, den ihre Officiere am 9. October 1639 mit derselben geschlossen hatten. Dass es außerdem eine gewisse Rivalität zwischen

ihm und Turenne gab, der die französischen Officiere vor den deutschen begünstigte, wird kaum geleugnet werden können. Turenne hat — und dies muss schon jetzt mit Nachdruck hervorgehoben werden — nicht viel diplomatisches Geschick gezeigt und kaum daran gedacht, je eine politische Rolle zu spielen. Von einem Wallenstein hatte er wenig oder nichts in sich und als ihn die Verhältnisse in eine Lage versetzten, die so recht nach dem Herzenswunsche des Friedländers gewesen wäre und die Gelegenheit geboten hätte, einer militärischen Großmacht den Weg zur Entscheidung über das Schicksal eines Staates zu eröffnen, da war er für dieselbe in keiner Weise vorbereitet und ihr nicht gewachsen. Er hatte es vor allem daran fehlen lassen, die Officiere seiner Armee von sich persönlich abhängig zu machen. Die Mittel dazu hätte er sich nach dem im dreißigjährigen Kriege so oft mit Erfolg angewendeten Recepte gewiss verschaffen können; aber ihm mangelte der Geschäftsgeist, der damals die Größe der Auffassung und die Kraft des Charakters ersetzt hat. Auch seine rein persönlichen Eigenschaften scheinen auf seine Umgebung nicht bestechend gewirkt zu haben, er war kein feiner Menschenkenner und keine jener Naturen, die bestimmend auf den Willen ihrer Untergebenen einzuwirken pflegen. Sonst hätte es ihm denn doch gelingen müssen, diese Erlach, Rosen, Schütz und wie die Herren Obersten seiner Reiterregimenter hießen, unbedingt an sich zu fesseln. Es scheint aber nicht, als wenn er sich je ernstlich um sie bekümmert hätte. So kam es denn, dass sein Generallieutenant von Erlach mehr Einfluss im Heere hatte, als er selbst. Und darauf rechnete die königliche Regierung, die durch Condé wohl die beste Auskunft über die betreffenden Verhältnisse erlangen konnte. Am 16. Januar erließ der König ein Schreiben an den Generallieutenant, in dem es hieß: „Infolge der verschiedenen Anzeigen und Verdächtigungen (soupçons), welche mir zugekommen sind, dass der Marschall von Turenne für seinen Bruder, den Herzog von Bouillon, Partei ergriffen, der sich gegen meinen Dienst erklärt hat, lasse ich an die Herren Herwarth und Millet die Aufforderung ergehen, mit Ihnen Mittel und Wege zu beraten, um ihn festnehmen zu lassen und meine deutsche Armee in meinem Dienste zu erhalten, und ich habe in Übereinstimmung mit der Königin-Regentin, meiner Frau

Mutter, dies Schreiben an Sie gerichtet, um Sie aufzufordern, unter Beobachtung der nötigen Vorsicht (adresse) und Entwicklung der erforderlichen Kraft, sich der Person des Marschalls zu bemächtigen und denselben unter Zuziehung der Herren Herwarth und Millet in sichere Verwahrung zu bringen."*) Den Befehl über die Armee habe in diesem Falle Herr von Erlach zu übernehmen, was in einem diesem selbst übergebenen, zur geeigneten Zeit zu verwendenden Schreiben auch den commandierenden Officieren der deutschen Armee bekannt gegeben wurde. Damit Erlach jedoch nicht etwa übereilt handle und den Marschall eines Verbrechens bezichtige, zu dem er sich noch gar nicht entschlossen hatte, schrieb ihm Mazarin am 18. Januar, er hoffe, dass Turenne aus Liebe zum Staate und zu ihm (dem Cardinal) davon abstehen werde, die Partei seines Bruders zu ergreifen. Es war ihm damit vollkommen ernst; denn er hatte sich am Tage vorher in höchst eindringlicher Weise, ja mit einer gewissen Wärme an Turenne selbst gewendet, um ihn bei seiner Pflicht zu erhalten. Er versicherte ihn, dass die Königin stets bereit gewesen wäre, die Forderungen Bouillons wegen des Ersatzes für Sedan zu erfüllen, dass nur der günstige Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen sei, dass sie bereit sei, seinem Hause den herzoglichen Rang zu verleihen, sobald sich das Parlament zur Bestätigung dieses Actes bereit finden werde. Ja, er trug ihm in einer höchst zuvorkommenden Form die Hand seiner Nichte an.**) Gerade dieses Anerbieten war — wie

*) v. Gonzenbach, Der General Hans Ludwig v. Erlach. 3. Bd. S. 151 u. ff.

**) Nachdem Mazarin von seiner Achtung und Neigung für Turenne gesprochen, fährt er fort: „Et en cet endroit, je ne puis m'empêcher de vous dire, que ce n'est pas mal prouver cette estime et cette affection, que lorsque le Duc de Modène et le Prince Cazimir, aujourd'hui Roi de Pologne, m'ont pressé tous deux pour avoir l'ainée de mes nièces, sans parler des recherches qui m'en ont été faites par presque tous le Princes et plus grands Seigneurs de ce Royaume, je vous ai poursuivi et fait toutes les diligences imaginables, pour pouvoir vous la donner; car vous êtes bien persuadé, que ce n'étoit pas, ni votre bien, ni vos établissements, qui me fissent souhaiter la chose. Cette déclaration que je fais par écrit, n'est pas trop avantageuse pour moi, mais rien ne m'a pu empêcher de la faire, et même avec plaisir; puisque elle servira au moins, pour convaincre tous ceux qui voulant faire relâcher l'étroite amitié que nous avons ensemble, ont osé vous écrire, que je n'avois ni tendresse ni affection pour vous."

ich vermute — bei der damals anzunehmenden Gemütsverfassung des Marschalls am allerwenigsten geeignet, seine Entschließungen zu bestimmen. Er beschränkte sich auch in seiner Antwort (29. Januar) auf einen ziemlich flüchtigen Dank, indem er die Verschiedenheit der Religion für beide Teile als hinderlich bezeichnete.

Am 28. Januar wurde Herr von Ruvigny, Maréchal de camp, an Erlach und Turenne abgesendet; er brachte dem letzteren abermals Briefe der Königin, Condés und des Cardinals, die wesentlich in der Versicherung übereinstimmten, das Verhalten Bouillons werde weder dem Marschall noch seinem Hause Schaden bringen, wenn nur er in der Treue beharre. Als diese Briefe in die Hände Turennes gelangten, war sein Entschluss, die Armee auf eigene Verantwortung an das linke Rheinufer zu führen, wohl schon gefasst, denn seine vom 14. Februar datierten Antworten sprachen nur sein Bedauern über die inneren Unruhen und die Absicht aus, seine eigenen Interessen solange unberücksichtigt zu lassen, bis die Ordnung im Staate wiederhergestellt sei.*)

Es wird sich für uns nunmehr darum handeln, die Gesinnung Turennes und die Gründe kennen zu lernen, welche ihn bestimmt haben, Schritte zu thun, die nicht strenge mit den Anordnungen der königlichen Regierung übereinstimmen. Von einem unbedingten Übergange auf die Seite der Fronde kann überhaupt nicht die Rede sein, dafür liegt — wie wir sehen werden — kein stichhaltiges Zeugnis vor. Turenne selbst verrät in seinen Memoiren sehr wenig von den Vorgängen jener Tage, obwohl sie ihm gewiss lebendig genug vor der Seele gestanden sind, als er zehn Jahre darnach darüber schrieb. Er geht mit erheuchelter Gleichgiltigkeit ganz flüchtig über die politische Vorgeschichte der Fronde hinweg und führt nur seine späteren, rein

*) Ich halte mich nur an den Wortlaut der Briefe Turennes an Mazarin vom 29. Januar und 14. Februar, wie sie die Sammlung von Grimoard enthält. Ramsay citiert in der „Histoire du Vicomte de Turenne“ einzelne Stellen aus diesen Briefen mit Zusätzen, die sich hier nicht finden. Der eine enthält die Erklärung des Marschalls, „qu'il ne ferait jamais rien contre la fidélité qu'il devait au Roi“, in dem anderen finden sich Vorwürfe gegen den Cardinal wegen der Blockade von Paris und daran anschließend die später zu erwähnende Stelle aus Turennes Memoiren in etwas veränderter Fassung.

militärischen Leistungen weiter aus. Es ist sehr begreiflich, dass er an seinem eigenen Verhalten, als er es unter gänzlich veränderten Verhältnissen überblickte, wenig Freude hatte, nicht nur weil es einen Makel an seiner soldatischen Treue für das königliche Haus hinterließ und dadurch etwa seinen Ruhm schmälerte, sondern weil es an einer Unklarheit und Energielosigkeit litt, die dem sonst so entschlossenen, kaltblütigen Schlachtenlenker nicht wohl anstand. Es scheint mir — wie ich später noch anzudeuten Gelegenheit haben werde — sehr möglich, dass Turenne die eigentlichen, wahren Triebfedern seiner Handlungsweise nicht offenbaren konnte, weil sie nichts weniger als politischer Natur waren und sich für die Veröffentlichung in keiner Weise eigneten.

Von seinem Briefwechsel mit der Königin und Condé thut Turenne keine Erwähnung, dagegen will er an Mazarin Mitteilungen gemacht haben, die in der officiellen Ausgabe seiner Briefe nicht vorkommen, in den an ihn gerichteten Briefen des Cardinals aber auch keine Beantwortung finden. Vielleicht hat er sich gegenüber einem der Vertrauensmänner, auf die sich Mazarin bezieht, Herrn de Pâris oder Marquis de Ruvigni, in ähnlicher Weise ausgesprochen, die für seinen Entschluss ausschlaggebenden Erwägungen können damit aber kaum wiedergegeben sein. Einen guten Eindruck macht es immerhin auf den Leser der Erinnerungen eines seiner Popularität sich erfreuenden Feldherrn, wenn dieser erzählen kann, er habe dem mächtigen Cardinal ganz offen seine Freundschaft gekündigt und ihm vermelden lassen, wenn er seine Armee über den Rhein zurückführe, so bedeute dies nichts anders als die Herstellung des Friedens. Die Versicherung, dass er nicht daran gedacht habe, etwas dem Könige oder dem Hofe Nachteiliges zu unternehmen, ist nicht nur selbstverständlich, wenn man die Stellung Turennes zu der Zeit ins Auge fasst, da er seine Memoiren geschrieben hat, sie enthält auch höchst wahrscheinlich keine bewusste Unwahrheit. Mit Recht kann der Kenner und Vertraute der frondistischen Gesellschaft daran erinnern, dass es sich ja eigentlich um große politische Gegensätze viel weniger als um die Sonderinteressen vieler einzelner Persönlichkeiten gehandelt habe.

Von den beiden bekannten Biographen Turennes, Raguenet und Ramsay,*) spricht sich der erstere dahin aus, dass die Haltung des Marschalls in dieser ersten Epoche der Fronde ausschließlich von seinem Bruder Bouillon beeinflusst worden sei. Dieser habe ihm vorgestellt, dass Mazarin die Befriedigung der Ersatzforderungen für Sedan stets zu verhindern suche und Turenne die Rücksicht für seine Familie außer acht setze, wenn er nicht die ihm unterstehende Armee zu Gunsten seiner Familie in Wirksamkeit treten lasse. Ganz anders lautet das Urteil des Koadjutors selbst,**) den diese Frage gewiss lebhaft beschäftigen musste, und der ohne Zweifel in der Lage war, sie nach den verschiedensten Richtungen zu prüfen. „Sie werden erstaunt sein", wendet er sich inmitten der Erzählung der Ereignisse des Februar 1649 an die wahrscheinlich nur der Form wegen angenommene, als Publicum gedachte Dame, für die sie bestimmt sein soll, „dass Turenne, der, ohne parteilos zu sein, doch keine Neigung zur Intrigue hatte, als General des Königs zu einer That gekommen sei, vor welcher Balafré und Coligny geschwankt hätten. Sie werden noch mehr verblüfft sein, wenn ich Ihnen sage, dass sein Bruder und seine Schwägerin stets behauptet haben, ihre eigenen Erwägungen seien nicht die Turennes gewesen, dass ich, der gewiss dreißigmal über diesen Punkt mit ihm gesprochen hat, sein Motiv

*) Es dürfte nicht überflüssig sein, das Verhältnis dieser beiden Autoren, das nicht immer richtig beurteilt wurde, anzudeuten. Ramsay (erste Ausgabe 1735) zählt die Darstellung Raguenets, die ihm als Manuscript vorlag, nebst den Memoiren des Herzogs v. York, Fremonts d'Ablencourt, Langlades und der Histoire de Deschamps unter seinen Quellen auf und charakterisiert den Verfasser folgendermaßen: „Il écrivit la vie du Vicomte par l'ordre et sous les yeux du cardinal de Bouillon, qui avait appris plusieurs particularités de la bouche même de son oncle, ou par d'outres traditions aussi certaines. Le faits que l'Abbé raconte, sont vrais, ses dates sont exactes, sa narration est claire, mais il semble avoir plutôt écrit un Journal qu'une Histoire." Trotzdem schließt sich Ramsay mit Vorliebe an den Text Raguenets an und begnügt sich häufig damit, denselben zu umschreiben. Die artistischen Beilagen, Pläne und Karten, die für Ramsay hergestellt wurden, kamen beim ersten Drucke Raguenets (1738) wieder zur Verwendung, sie sind, abgesehen von der Schrift, die Änderungen zeigt, identisch.

**) Mémoires du Cardinal de Retz (F. Feillet, Paris 1873), II. 355.

nicht ergründen konnte und dass Mademoiselle de Bouillon, seine einzige Vertraute, entweder selbst nichts davon gewusst oder das Geheimnis unverbrüchlich gehalten hat. Die Art seiner Declaration, die er nur durch vier oder fünf Tage aufrecht hielt, ist auch erstaunlich. Ich habe nie darüber ins klare kommen können, weder durch Mitteilungen seiner Anhänger, noch seiner Gegner." Es liegt keine Veranlassung vor, an der Aufrichtigkeit dieses Bekenntnisses zu zweifeln, es dürfte aber gestattet sein, diese mit einer gewissen Absichtlichkeit aus dem Zusammenhange der Erzählung hervorgehobene Erklärung etwas näher zu untersuchen. Sie scheint namentlich andeuten zu sollen, dass der Koadjutor für seine Person nicht überzeugt war, das Unternehmen Turennes habe misslingen müssen. Retz ist über das Motiv desselben nicht „ins klare gekommen", aber er hat seine eigenen Gedanken darüber gehabt, die nur nicht genügend begründet werden können, damit man sie aussprechen könnte. Auf demselben Standpunkte finden wir uns noch heute, wir werden aber vielleicht den Versuch wagen dürfen, aus dem späteren Auftreten des Marschalls einen Rückschluss zu machen, der uns der Wahrheit vielleicht etwas näher bringt.

Am 19. Februar erhielten die Frondeurs die erste Nachricht von der Bereitwilligkeit Turennes, in die inneren Wirren des Königreiches einzugreifen; sie war aber noch viel zu unbestimmt, als dass sie von derselben hätten öffentlich Gebrauch machen können. Der Koadjutor, der einzig wirklich diplomatische Kopf in der so eigenthümlich zusammengesetzten Gesellschaft, entwickelte sofort die richtige Ansicht von dem Werte der Erklärung des Marschalls. Während Bouillon, Elboeuf und die Mehrzahl der mit ihnen verbundenen Cavaliere sich schon im Besitze aller Macht träumten und sich in ihrem Verhalten zu Spanien keinerlei Zurückhaltung mehr auferlegen zu müssen glaubten, hielt er nach wie vor daran fest, dass man durch ein fortgesetztes Zusammengehen mit dem Parlamente den gesetzlichen Boden für die ganze Bewegung wahren müsse. Das Parlament, dessen verfassungsmäßige Befugnisse ja ohnehin nicht klar und unbestritten waren, konnte wenigstens mit einem Scheine von Recht über die Bedingungen eines allgemeinen Friedens mit Spanien Unterhandlungen einleiten und seine Vorschläge als Bedingungen eines Ausgleichs mit

der Regierung aufstellen. Die Anwesenheit der Turenne'schen Armee in der Nähe der Hauptstadt hatte dann nichts anderes zu bewirken als einen Druck auf den Hof, dem er sich auf gar keine Weise zu entziehen vermochte. Es ist auch keine Frage, dass Turenne, wenn es ihm gelang, die Armee an sich zu fesseln und zu einer den Bestrebungen der Fronde günstigen Haltung zu veranlassen, das Schicksal Frankreichs in seinen Händen gehabt hätte.

Am 3. März kam ein Lieutenant vom Regimente Turenne als Courier des Marschalls in Paris an und meldete den im Hotel de Ville versammelten Verschworenen, dass die deutsche Armee bereits den Rhein überschreite und im Anmarsch gegen Paris begriffen sei. Ein Schreiben Lamets, des vertrauten Freundes Gondis, bestätigte das. Jetzt konnte man den Schleier des Geheimnisses vor aller Welt lüften und dem Parlamente die vollzogene Thatsache bekanntgeben. Prinz Conti that dies am 8. März, er erklärte, Turenne habe sich dem Parlamente zur Vertreibung des Cardinales Mazarin, in dem auch er den Feind des Staates erblickte, angeboten. Retz setzte hinzu, eine königliche Declaration habe Turenne bereits als Hochverräter erklärt, das Parlament müsse daher diese Erklärung sofort annullieren, alle Reichsbeamten anweisen, den Marschall bei seinem Marsche auf Paris zu unterstützen und einen Fonds zur Bezahlung der Truppen bilden. In den nächsten Tagen versprach auch der Herzog von Longueville mit 7000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern von Rouen gegen St. Germain aufzubrechen und Monsieur de la Tremouille wollte mit 3000 Mann von Poitiers anrücken. Mit dem absoluten Königtum wäre damals in Frankreich gebrochen worden, wenn die Gegner desselben sich hätten über ein gemeinsames Programm einigen können. Die Führer des Parlamentes, die Präsidenten Molé und de Mesme, welche in Ruël mit Mazarin conferierten, wollten das Parlament nicht zu einem Werkzeuge der Fronde werden lassen, deren Absichten ihr auch nicht als die lautersten erscheinen mochten. Sie schlossen am 11. März ein Übereinkommen mit dem Hofe ab, durch welches auch den Frondeurs der Anlass zu weiteren Feindseligkeiten gegen die königliche Regierung benommen werden sollte. Retz war daher sofort entschlossen, dasselbe nicht anzunehmen. Seiner

Meinung nach mufste man das Parlament beftimmen, feine Gefandten wegen Überfchreitung ihrer Vollmacht zu verleugnen und ohne Rückficht auf deren Abmachungen die Verbindung mit Spanien aufrecht zu erhalten.

Es kam daher am 13. März im Parlamente zu heftigen Debatten und in Paris zu einer Bewegung des Volkes, das nicht nur brüllte: „Point de paix, et point de Mazarin! Il faut aller à St. Germain guérir notre bon Roi, il faut jeter dans la rivière tous les Mazarins!“ fondern auch den Ruf „République!“ vernehmen ließ. Die Frondeurs waren im Stadthaufe in Permanenz, um einerfeits die Ordnung aufrecht zu erhalten, anderfeits das Parlament zu beeinfluffen. Sie wollten zum mindeften, wenn fie nicht die Majorität für den Abbruch der Verhandlungen zu Ruël gewinnen konnten, die Befchlufsfaffung über die Friedensanträge fo lange hinausfchieben, bis die befreundeten Armeen in die Nähe von Paris gekommen feien.

Turenne hatte mittlerweile, etwa am 20. Februar, begonnen, feine Armee über den Rhein zu führen. Das Manifeft an die Truppen*) trägt kein Datum. In demfelben wird bedauert, dafs es noch immer zu keinem Frieden für Frankreich gekommen fei, wird erwähnt, dafs Mazarin unter der Anklage ftehe, über die Verwendung der Staatsgelder (120 Millionen), die durchaus nicht für die Armee verwendet worden feien, nicht genügende Rechenfchaft geben zu können, dafs er den König von Paris entfernt und der Hauptftadt mit der Belagerung gedroht habe. Deshalb hätten fich einige Prinzen von Geblüt und andere fürftliche Perfonen und Würdenträger des Reiches mit dem Parlamente von Paris verbunden, um von der Königin die Entfernung des Cardinals zu erbitten, der treue Diener des Königs nur deshalb von der Regierung entfernt habe, weil fie nicht für die Privatintereffen des Cardinals zu wirken geneigt feien. Dann heifst es: „J'ai cru devoir faire voir aux régimes l'état où les choses sont, et les assurer que j'ai tiré parole des Etats et des Parlamens de France, que l'Armée s'avançant en Champagne, ils supplieraient le Roi

*) Grimoard, Lettres p. 119.

de rentrer dans Paris; ne demandant autre changement, que les finances mieux administrées à l'avenir, et une reddition des comptes à M. le cardinal Mazarin.“ Den deutschen Regimentern sei die Zahlung aller Rückstände, den Franzosen eine billige Abschlagszahlung zugesichert und er, der Marschall, werde sein der Armee gegebenes Wort einlösen, sie nicht zu verlassen, bis sie vollkommen befriedigt sei, indem er zugleich Gott zum Zeugen anrufen könne, dass er auf dem von ihm eingeschlagenen Wege kein anderes Interesse verfolge, „que la tranquillité de la France et la satisfaction de l'Armée“.

Wann und wo dieses Schriftstück veröffentlicht worden ist, wissen wir nicht, da bis jetzt alle Nachrichten über die Vorgänge im Hauptquartier Turennes seit dem October 1648 mangeln.*) Am 25. Februar erhielt Erlach, der sich mit seinem Corps in Dachstein befand, durch den Major von Manteuffel die erste officielle Nachricht von dem Rheinübergange der Turenne'schen Armee. Sofort machte er von seinen Vollmachten Gebrauch, erließ seinerseits ebenfalls eine Proclamation an alle im Dienste des Königs von Frankreich stehenden Officiere, indem er ihnen zugleich bekannt gab, dass er an Stelle Turennes den Oberbefehl zu übernehmen habe. Sehr zutreffend ist in der gedachten Proclamation die Bemerkung Erlachs, die er einer kurzen Kritik der frondistischen Umtriebe anschließt: „Mehrere dieser Armeen (statt „aus diesen vereinigten deutschen und französischen Regimentern“), die seit dreißig Jahren unter den Waffen stehen, können die innere Haltlosigkeit solcher auf Sand gebauten Projecte beurteilen und was es heißt, in den Dienst des Volkes zu treten, wo jeder König oder General sein will.“ Dass er schließlich ein Hauptgewicht auf die vom Könige mit aller Gewissheit zu gewärtigende Soldzahlung legt und in seinen Versprechungen weiter geht, als er Ursache hatte, wird uns nicht wundernehmen. Es war umso notwendiger, in dieser Hinsicht die Officiere sicherzustellen, als die letzten Zahlungen noch durch Turennes Hand gegangen waren. Man hat

*) Auch der Herzog von Aumale hat im V. Bande seiner „Histoire des Princes de Condé“ (Paris, 1889) keine neuen Quellen für dieses Capitel zu erschließen vermocht.

bisher allgemein angenommen, das Geld, das der Zahlmeister Hervart zur Befriedigung der Truppen auf Befehl Mazarins aufgebracht hatte, sei von Erlach zur Bestechung der Generale und Obersten verwendet oder wenigstens von diesem ausgeteilt worden, so dass auf diese Weise der Abfall der Armee von Turenne erklärt würde.*) Dagegen spricht jedoch der Brief Hervarts an Turenne vom 20. Februar,**) ferner der Mangel jeder Anspielung in den Memoiren des Marschalls, dass ihm gebürende Zahlungen unterblieben seien, sowie endlich der Wortlaut der Proclamation Erlachs selbst, der sich gewiss nicht mit Versprechungen begnügt hätte, wenn er hätte auf schon geleistete Zahlungen hinweisen können.

Der Erfolg der Bemühungen des Generallieutenant von Erlach, die Armee von Turenne loszulösen und der königlichen Regierung die unverminderte Autorität über dieselbe zu erhalten, war ein vollständiger. Am 28. Februar konnte Generalmajor Georg Schütz und Oberstlieutenant Johann von Rosen den Abfall der deutschen Regimenter zu Ross und zu Fuß melden und am 1. März waren die französischen Kameraden ihrem Beispiele schon gefolgt, Turenne selbst mit wenigen Getreuen auf dem Wege nach Cassel zu seiner Muhme, der Landgräfin von Hessen, und weiter nach Holland. Wie das im einzelnen zugegangen ist und welche Rolle der Marschall den abreitenden Schwadronen gegenüber die wenigen Stunden über gespielt hat, die der Entscheidung vorausgegangen sind, darüber sind wir nicht unterrichtet, da Turenne selbst das tiefste Stillschweigen darüber bewahrt und Erlach den ausführlichen Bericht an Mazarin durch Herrn von Ruvigni persönlich und mündlich erstatten ließ. Turenne erwähnt ganz kurz den Abfall der Deutschen und behauptet, darnach sei ihm beiläufig noch die Hälfte der Armee zur Verfügung gestanden, er habe damit jedoch seine

*) Sainte-Anlaire, Histoire de la Fronde. I. 348.

**) . . . „Mondit Sieur de Ruvigne m'a dit encore, que c'est par l'ordre de la Cour, que je diffère le paiement du reste de la montre; mais je lui proteste, que ce retardement ne procède que de celui des assignations, qui m'avaient été données, dont j'ai avis par le retour de mon courier, que la plupart est acquittée, et que le reste le sera bientôt." Man vergleiche auch das Schreiben Erlachs an Condé vom 1. März 1649 in den „Sollicitations en Cour" bei Gonzenbach III. 200.

Absichten nicht zur Ausführung bringen können, weswegen er selbst die bei ihm verbliebenen Generale und Obersten aufgefordert habe, sich mit den Erlach'schen Truppen zu vereinigen. Frau von Motteville, die im ganzen wahrheitsliebende und gut unterrichtete Freundin der Königin, behauptet in ihren Memoiren,*) der Vicomte habe nur zwei oder drei Regimenter auf seiner Seite gehabt und sich voll Verwirrung und Reue nach Heilbronn zurückgezogen, ja, sie erzählt sogar von einem Briefe Turennes an Condé, den dieser schon in der Nacht vom 6. auf den 7. März dem Cardinal Mazarin gezeigt haben soll. Darin habe der Vicomte, „malheureux et humilié", sofort um Vergebung für sein Vergehen und um des Prinzen Protection beim Cardinal gebeten. Dieses Schreibens thut auch das Tagebuch des Staatssecretärs Duplessis Guénegaud Erwähnung, der sich in den Gründen, die er für das Misslingen des Turenne'schen Pronunciamentos angibt, einzig und allein auf das Geld bezieht, das Erlach und Rosen zur Bestechung der Officiere zur Verfügung gehabt hätten. Der Koadjutor will erst am 16. März von der Flucht des Marschalls gehört haben, während Madame de Motteville überzeugt ist, dass er schon am 8. d. M. von den Vorgängen am Rhein unterrichtet gewesen sei und sie nur absichtlich solange geheim gehalten habe, um das Parlament in seinem Widerstande gegen Mazarin aufrecht zu erhalten oder einen entscheidenden Schritt von seiten Spaniens zu erwarten.**) Retz erzählt: An demselben Tage, an dem die Ratification des Vertrages zwischen Erzherzog Leopold Wilhelm und den Generalen der Fronde in Paris eingetroffen war, seien die letzteren mit dem spanischen Abgesandten im Cabinet der Madame de Bouillon zum Souper vereinigt gewesen, als Herr von Riquemont eintrat, die Herzogin beiseite nahm und ihr einige Worte ins Ohr flüsterte. Sie brach in Thränen aus und wandte sich mit den Worten an Gabriel

*) Mémoires pour servir à l'histoire d'Anne d'Autriche par Madame de Motteville, une de ses Favorites. Maestricht 1782, T. III. 201.

**) Alphonse Feillet, der Herausgeber des zweiten Bandes der Memoiren des Cardinals Retz (Paris 1872), nimmt für die Richtigkeit der Erzählung des Koadjutors Partei und beweist aus den Daten des oben genannten Duplessis Guénegaud, dass man bei Hofe noch am 10. März von dem Abfalle der Truppen von Turenne nichts gewusst habe.

de Toledo und Retz: „Wir sind verloren, die Armee hat Turenne verlassen!“ Denselben niederschmetternden Eindruck hat diese Nachricht auf die ganze frondistische Gesellschaft hervorgebracht. Mit einem Schlage war das Vertrauen in die Macht der Partei dahin und jedermann war froh, wenn er seinen Separatfrieden mit dem Hofe schließen und für seine factiöse Opposition eine kleine Entschädigung erlangen konnte. Die von der Madame de Motteville in ihre Aufzeichnungen aufgenommene Liste der „Demandes particulières de Messieurs les généraux et autres intéressés“ gibt uns erschöpfende Auskunft über die Begehrlichkeit der Beteiligten. Dass Turennes sogenannter Verrat straflos ausgehen und der Marschall mit allen den Beneficien bedacht werden sollte, welche ihm schon vor dem versuchten Abfalle zugesichert worden waren, schien ganz selbstverständlich. Es steht fest, dass die Regierung nicht einen Augenblick daran gedacht hat, den Marschall nachträglich zur Verantwortung zu ziehen, und dass er selbst sich nicht den geringsten Bedenken wegen seiner Zukunft hingegeben hat.*) Er mag wohl das Bewusstsein in sich getragen haben, dass die Nachsicht, mit der man ihn behandelte, keine ganz unverdiente war. Oder soll es denn dem bewährten Kriegsmanne, der in einer Reihe von Feldzügen Beweise seiner Umsicht und Geistesgegenwart gegeben hatte, wirklich mit seinem Abfall auf Seite der Fronde ernst gewesen sein, soll man es für möglich halten, dass Turenne das geplante Unternehmen nicht besser vorbereiten konnte, als er es gethan hat, dass er gar keinen Einfluss auf seine Officiere, nicht einmal auf die französischen, gehabt haben soll, um wenigstens einen größeren Teil des Heeres auf seiner Seite zu haben? Und wer war denn dieser Herr von Erlach, der ihm mit einer einzigen Proclamation und vielleicht etlichen Briefen an die Kriegskameraden seine Armee aus der Hand gespielt hat? Konnte sich der Mann auch nur einigermaßen mit dem Marschall messen, der unstreitig zu den genialsten Feldherren gerechnet werden muss? Gewiss nicht; wenn wir seine Beziehungen zu Bernhard von Weimar und das Ansehen, das er durch dieselben und durch sein biederes und verständiges Wesen

*) Siehe das Schreiben an seine Schwester vom 26. April aus Herzogenbusch, bei Grimoard.

bei den deutschen Söldnern mit Recht genoss, noch so hoch veranschlagen, so will es uns noch immer nicht einleuchten, dass Turenne demselben nicht ein weit höheres entgegenzusetzen gehabt haben soll. Soll denn gerade der Vicomte alle die Mittel, durch die man in jenen Tagen die Herren Obersten und Commandanten zu gewinnen wusste, nicht gekannt oder ihm gar keines zur Verfügung gestanden sein? An Geld hat es der Fronde nicht gefehlt und würde denn die Armee, die — ihre Sache auf sich selbst setzend — ins Innere des Königreiches marschierte und einige Provinzen besetzte, Mangel gelitten haben? So wie uns die Dinge heute vorliegen, sind wir zu der Annahme berechtigt, Turenne habe das ganze Unternehmen nicht ernst genommen, er habe sich den Anschein geben wollen, für die Partei, zu der er in mannigfachen Beziehungen stand, einzutreten, ohne jedoch mit voller Thatkraft und mit der unbedingt nötigen Umsicht die Sache zu betreiben, die er schon wieder aufgab, ehe er sie noch eigentlich ins Werk zu setzen begonnen hatte.

---

Der Marschall Turenne kehrte im Anfange des Monates Mai 1649 aus Holland wieder nach Paris zurück. Er wurde, wie er selbst versichert, von seiten des Hofes mit Auszeichnung behandelt. Mazarin erwies ihm Aufmerksamkeiten, ließ sich mit ihm in Besprechungen der jüngsten Vergangenheit ein, machte ihm jedoch keine Anträge für die Zukunft, um nicht bei Condé Misstrauen zu erregen, der seit dem Frieden von Ruël in stetig wachsenden Zwiespalt mit dem Cardinal geriet. Condé und Turenne hingegen traten sich näher und als der Bruch zwischen Condé und dem Hofe entschieden war, erklärte Turenne sich offen als einen seiner Anhänger. An dem Feldzuge von Cambrai hatte keiner von beiden teilgenommen; die Truppen hatten zwar von Mazarin die Wiedereinsetzung Turennes in das Commando erbeten, man war jedoch darauf nicht eingegangen. So matt und erfolglos der Krieg mit den Spaniern geführt wurde, umso lebhafter gieng es unter den inneren Parteien und Fractionen zu, die sich mit Intriguen aller Art bekämpften. Als die königliche Regierung am 18. Januar 1650 zu der Gefangennehmung Condés, seines Bruders Conti und seines Schwagers Longueville schritt, ließ

Mazarin dem Vicomte durch Herrn von Ruvigni neuerlich Zusicherungen machen, die ihn abhalten sollten, für den Prinzen Partei zu ergreifen; er stellte es ihm auch anheim, im Feldzuge des nächsten Jahres an die Spitze der Armee zu treten; Turenne blieb jedoch für alle Versprechungen unzugänglich. In der Nacht nach dem Gewaltacte gegen die Prinzen verließ er mit Herrn von Varennes, der ihm auch 600 Pistolen vorstreckte, Paris und eilte nach Stenay, einem festen Platze an der spanisch-niederländischen Grenze, der Condé gehörte. Hier wurde er von dem Commandanten, M. de Chamilli, mit großem Jubel aufgenommen, und ließ sich in seinem Entschlusse, für die Sache des Prinzen sein Schwert zu ziehen, auch durch eine besondere Botschaft des Hofes, der den Herrn von Päris an ihn abordnete, nicht abbringen. Es gelang ihm, zwanzig bis dreißig Officiere um sich zu vereinigen und drei Regimenter, die in Deutschland unter ihm gedient hatten, für Condé zu gewinnen. Nicht allen Geworbenen gelang es jedoch, nach Stenay zu kommen, einzelne Partien wurden von den königlichen Truppen abgeschnitten, zusammengehauen oder wenigstens am Weitermarsche gehindert. Auch mit Spanien begannen sofort die Unterhandlungen, die jedoch erst zum Abschlusse gelangten, nachdem eine der Damen, deren Hauptverdienst die energische Bewegung zugunsten der Prinzen war, Stenay zu ihrem Hauptquartier gemacht hatte. Es war Madame de Longueville, die schönste und geistreichste, beharrlichste und gefährlichste unter allen den Heldinnen der Intrigue und des Parteikampfes jener Zeit, in der die Frauen die Männer an geistiger Bedeutung und Neigung zur Politik überragt haben. Anne Geneviève de Bourbon, die Tochter Henris de Bourbon und der Charlotte Marguerite de Montmorency, die Schwester Condés und Contis, 1619 im Donjon von Vincennes geboren, mit dreiundzwanzig Jahren an den mehr als doppelt so alten Witwer Heinrich II., Herzog von Longueville, vermält, war wohl danach beschaffen, den tapfersten Haudegen und den kühlsten Politiker an die Partei zu fesseln, die sie mächtig machen wollte. Der Geschichtschreiber müsste zum Dichter werden, wenn er späteren Geschlechtern ein Bild ihrer Schönheit entwerfen wollte und selbst dann würde dasselbe gewiss der Wirklichkeit nicht entsprechen. Mit welchem Eifer und welcher

Hingebung hat nicht Victor Couſin*) ſich um die Charakteriſtik dieſer feſſelnden Frauengeſtalt bemüht, welchen Schatz von Nachrichten über ihr Leben, über ihre Beziehungen zu den hervorragendſten ihrer Zeitgenoſſen hat er nicht zuſammengebracht, und doch iſt es nur ein Ahnen, kein Schauen der berückenden Erſcheinung, für die wir in anderen Jahrhunderten vergeblich nach Rivalinnen ſuchen. Man ſagt uns, daſs ſie groß und ſchlank gewachſen, blond und von einer entzückenden Ebenmäßigkeit der Formen war, daſs ihr blaues Auge, ihre ſüße Sprache die Sinne bezauberte. Ihre Stimme klang wie Muſik, ihre Bewegungen waren, ohne berechnet zu ſein, kunſtvoll, wie die der begabteſten Schauſpielerin. „C'était la plus parfaite actrice du monde!“ behauptet Nicole, „une des plus aimables personnes de France,“ nennt ſie Retz, dem Kenntnis und Verſtändnis für die Frauenwelt ſeiner Zeit gewiſs nicht abgeſprochen werden kann. Doch hören wir nicht nur die Urteile von Männern, die von ihren Reizen beſtochen ſein konnten, hören wir die Frauen, die in der Begeiſterung für ihresgleichen ſelten überzuſchäumen pflegen. So Madame de Motteville: „Si Madame de Longueville dominait les âmes par son esprit et sa fortune, celle de sa beauté n'était pas moins puissante, car, quoiqu'elle eût eu la petite vérole depuis la régence, et qu'elle eût perdu quelque peu de la perfection de son teint, l'éclat de ses charmes attirait toujours l'inclination de ceux qui la voyaient.“ . . . „Il était impossible de la voir sans l'aimer et sans désirer de lui plaire.“ In derſelben Weiſe ſchwärmt das Fräulein von Scudéry und ihre Schweſter von der Schönheit dieſes Weibes, die mit der Friſche der ſeltenſten Frühlingsblumen gewetteifert hat. Dabei erfreute ſie ſich niemals einer ruhigen Selbſtgefälligkeit, ſie war ſich ihrer Macht bewuſst, aber nicht davon befriedigt, auch ihre Neigung für den Prinzen von Marſillac, den durch ſeine „Pensées“ berühmt gewordenen Herzog von La-Rochefoucauld, war keine Quelle des Glückes, wenn auch dieſer und nur dieſer allein aus der großen Zahl ihrer offenen und geheimen

*) „La jeunesse de Mme. de Longueville.“ „Mme. de L. pendant la Fronde.“ Zwiſchen dieſen beiden Werken beſteht leider eine Lücke von 1648—1651, die für meine Darſtellung beſonders bedauerlich iſt.

Anbeter der „Glückliche" genannt werden kann. Die Leichtlebigkeit und Sinnlichkeit, in der sich die Frauenwelt des 17. Jahrhunderts, namentlich die französische, begegnet, war ihr versagt geblieben.

Turenne, den ja seine kriegerische Laufbahn von der Pariser Gesellschaft fern gehalten hatte, der in den Salons von Rambouillet, Chantilly, Ruel, Lioncourt und all der zur berauschenden Liebeständelei einladenden Schlösser des eleganten Frankreich nicht zuhause war, hat sie erst im Jahre 1646 kennen gelernt, als sie mit ihrer Schwägerin die Reise nach Münster antrat, wo ihr Gemal nicht sosehr die Politik, als den Glanz des französischen Königtums zu vertreten hatte. Die Reise der schönen Herzogin, von der alle Welt sprach, war ein Triumphzug, alle Commandanten, in deren Bereich sie kam, ließen ihre Truppen vor ihr paradieren und gaben ihr mit ihrem Gefolge von Cavalieren tagelang das Geleite. Die Armee Turennes hatte eben den Rhein bei Wesel überschritten, um der schwedischen unter Wrangel nach Hessen zuzuziehen. Der Vicomte gewährte der Herzogin, die in Wesel von ihrem Gemal erwartet wurde, das Schauspiel eines zur Schlacht aufgestellten Heeres und ließ dasselbe vor ihren Augen manövrieren. In dem kurzen Berichte an seine Schwester (vom 20. Juli 1646) gibt er den Gefühlen, welche die Begegnung mit Madame de Longueville in ihm hervorrief, durch den Satz Ausdruck: „Je vous avoue qu'il n'y a rien au monde de plus surprenant." Sollen wir Victor Cousin unrecht geben, wenn er an diese Worte anknüpfend, die Ansicht ausspricht: „Est-ce là que le grand capitaine, bien connu pour avoir toujours été sensible à la beauté, reçut l'impression passionnée qui se renouvela à Stenay en 1650, et qui, prudemment ménagée par Madame de Longueville, demeura toujours entre eux un tendre et intime lieu?" *) Dieselbe Auffassung von den Beziehungen Turennes zur Herzogin hatte auch sein Biograph Ramsay. „Une Princesse aimable,

*) Bei aller Vorsicht, die sich der Herzog von Aumale in Fragen intimer Natur befleißt, kann er sich doch nicht enthalten, die Beziehungen Turennes zur Schwester Condés als mögliche Veranlassung seines Abfalles und seiner Wiederannäherung an die Königspartei zu erwähnen. (Hist. des Pr. d. Condé. V. 331, VI. 99.

spirituelle et malheureuse était très-capable d'intéresser et d'attendir un héros, que la vertu et la guerre ne rendirent jamais insensible. On prétend que l'amour pour la sœur eut autant de part aux fausses démarches du Vicomte, que l'amitié pour le frère.“ Die Freundschaft zu Condé war überhaupt nicht von der Art, dass sie bestimmend auf die Handlungen Turennes eingewirkt hätte. Die Anziehungskraft der Schwester war jedenfalls wichtiger gewesen, sonst wäre es kaum erklärlich, warum die erstere nicht in den Schwankungen Ausschlag gegeben hatte, in denen wir ein Jahr vorher den Marschall gefunden haben. Und wieder ein Jahr später hat diese Freundschaft nicht die Kraft gehabt, Turenne vor dem ernsten Waffengange mit dem einstigen Kriegsgenossen zurückzuhalten.

Die Sache der in Vincennes verwahrten Prinzen hat niemand energischer und erfolgreicher verfochten, als die Longueville und Turenne; sie beide setzten ihre Namen unter den am 20. April geschlossenen Vertrag von Stenay, durch den sie sich verpflichteten, an der Seite der spanischen Truppen solange gegen die königliche Regierung von Frankreich zu kämpfen, bis die Befreiung der Prinzen und ein gerechter, gleichmäßiger und sicherer Friede zwischen beiden Kronen zustande gebracht sei, wogegen auch Spanien zusagte, keinen Frieden zu schließen, der nicht die Befreiung der Prinzen als Bedingung enthalte, wenn dieselbe nicht schon vorher eingetreten sei. Zur Werbung und Ausrüstung von Truppen erhielten Madame Longueville und Turenne je 100.000 Thaler ausgezahlt, außerdem versprach Spanien, 2000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter von den eigenen Truppen mit dem Corps Turenne zu vereinigen und beide Teile mit Munition zu versehen. Dafür musste auch Stenay, mit einziger Ausnahme der Citadelle, welche unter besonderem Commando der Herzogin stand, den spanischen Truppen geöffnet werden. Dass alle Plätze und Gebiete, die von Turenne im Laufe des Feldzuges genommen werden würden, bis zum endlichen Friedensschlusse dem Könige von Frankreich zu huldigen hatten, war wol kaum zu vermeiden.

Während des Sommers 1650 gelang es nun Turenne, mit der ihm anvertrauten kleinen Armee gegen die königlichen Truppen, die vom Marquis d'Hocquincourt befehligt wurden, bis an die Marne

vorzugehen und die Königlichen von Paris abzudrängen, so dass er nahe daran war, die Prinzen in Vincennes selbst zu befreien. Der Herzog von Orleans, während der Abwesenheit des Hofes und des Cardinals mit dem Schutze von Paris betraut, ließ sie jedoch rechtzeitig von Vincennes fort in das feste Schloss Marcaussis an der Straße nach Orleans bringen. Man machte nun einen Versuch, mit Gaston Unterhandlungen anzuknüpfen und ihn zu einem Friedensschlusse zu bewegen. Der Herzog wäre damals berufen und in der Lage gewesen, die verwirrten Zustände Frankreichs in Ordnung zu bringen, der Augenblick war jedenfalls günstiger als ein Jahr später, da er doch selbst Frondeur zu werden für notwendig hielt. Leider fehlte es ihm an Verstand und Mut, um eine seinem Namen und seiner Abkunft würdige Stellung einzunehmen. Wenn sich damals Gaston zu dem Entschlusse hätte aufschwingen können, Condé selbst die Freiheit zu geben und mit ihm und Turenne die Bedingungen eines allgemeinen Friedens und die Grundzüge der Verwaltungsreform festzustellen, so war es mit Mazarins Macht in Frankreich für immer zu Ende und Königin Anna hätte mit ihren Feinden sich abfinden müssen, wenn sie nicht die Nachfolge ihres Sohnes auf dem Throne des allerchristlichsten Königs gefährden wollte. Aber es fehlte an Gastons Seite die führende Hand eines einsichtsvollen und energischen Staatsmannes. Retz besaß den Einfluss auf ihn noch nicht, den er sich später geschaffen hat, und in seiner Tochter Montpensier war der Heldengeist noch nicht erwacht, der sie am Tage von St. Antoine zur Herrin von Paris gemacht hat. So hatten denn die Conferenzen zu Fismes keinen Erfolg, auch der Plan, in Paris eine Revolte zugunsten Condés einzuleiten und dann den Aufständischen die Hand bieten zu können, misslückte, so dass sich das spanisch-frondistische Heer Ende September an die Maas zurückzog und Mouzon zu belagern begann. Dem Erzherzog-Statthalter war es ja begreiflicherweise gar nicht um die Durchführung großartiger Pläne zu thun, die ihn in das Innere von Frankreich und schließlich in eine Falle führen konnten. Für ihn war es wichtiger, aus dem Bürgerkriege Nutzen zu ziehen und kleine Erwerbungen in nächster Nähe der Grenze zu machen, die bei Gelegenheit eines Friedensschlusses auch für die

Dauer festgehalten werden konnten. Nach der Einnahme von Mouzon zogen die spanischen Truppen zum größten Teile in ihre Winterquartiere in der Picardie ab, 1200 Mann Infanterie und 200 Reiter blieben unter Delliponti in Rethel, das Turenne im August erobert hatte. Dieser selbst behielt fünf deutsche Reiterregimenter mit zusammen 2000 Pferden, zwei lothringische Brigaden mit 2500 Pferden, sowie 1000 Reiter, die er selbst in Deutschland geworben hatte, und 2500 Mann Infanterie, zwischen der Maas und der Aisne, wo er eine beobachtende Haltung während des Winters einnehmen und Rethel halten zu können hoffte. Es wurde ihm jedoch nicht lange Ruhe gelassen. Mazarin hatte am 1. October den Frieden mit Bordeaux zustande gebracht und jenen Teil der neuen Fronde, die südlich der Loire durch die Prinzessin von Condé, Bouillon und La Rochefoucauld zusammengehalten wurde, für den Augenblick zersprengt. Spanien hatte aus Mangel an Mitteln nicht zu rechter Zeit kräftig genug eingegriffen und dadurch selbst den größten Vorteil preisgegeben, der sich aus dem Umstande ergab, dass die königlichen Truppen, auf zwei entgegengesetzten Kriegsschauplätzen beschäftigt, sich gegenseitig nicht unterstützen konnten. Nun wurde aber die Loire-Armee zum Teile frei und der Cardinal beschloss, noch vor der im Winter üblichen Einstellung der Feindseligkeiten einen kräftigen Angriff auf Turenne im Norden ins Werk zu setzen. Am 7. December zog Marschall Duplessis-Praslin mit 14.000—15.000 Mann aus Châlons aus und stand am 9. vor Rethel. Der Commandant dieses strategisch so wichtigen Platzes, welcher von den flandrischen Kriegen her den Ruf eines tüchtigen und verlässlichen Officiers genoss und namentlich als eine Autorität im Festungskriege galt, Sergeant-Major-General Delliponti, hatte Turenne die Meldung gemacht, dass er sich mindestens vier Tage halten werde; schon am dritten Tage aber übergab er die Festung ohne zwingenden militärischen Grund. Es ist nicht ausgeschlossen, dass er bestochen worden war, denn es ist sehr auffallend, dass Mazarin in eigener Person zur Übergabe herankam, auf welche er denn doch nicht mit solcher Bestimmtheit rechnen konnte, wenn sie ihm nicht schon vorher zugesichert worden war. Den Fährlichkeiten einer Entsatzschlacht dürfte er sich kaum haben aussetzen wollen.

Turenne, auf Dellipontis Wort vertrauend, beeilte sich nicht mit dem Anmarsche, da er der königlichen Armee Zeit lassen wollte, sich zum Zwecke des Angriffes auf Rethel auseinanderzuziehen und die Geschütze in Position zu bringen. Er verließ am 13. December die Gegend von Monfaucon und kam eine Stunde vor Sonnenuntergang bis ungefähr eine Meile vor Rethel. Da erst erfuhr er, dass dieses bereits in den Händen der Königlichen war und Duplessis auf die Nachricht von der Annäherung Turennes seine Truppen vereinigt und am Ufer der Aisne aufgestellt habe, um im geeigneten Zeitpunkte mit ihnen aufzubrechen. Turenne ließ seine Leute die ganze Nacht in Schlachtordnung halten, trat am Morgen des 14. den Rückzug an und kam an diesem Tage bis zum Dorfe Bourg am Abhange des Höhenzuges, der das linke Ufer der Aisne begleitet. Hier ließ er seine Truppen rasten. Es ist nicht zu bezweifeln, dass die Ermüdung von Mann und Ross nach einem Marsche, der zwei Tage und zwei Nächte kaum unterbrochen worden war, ihn hier zu einem Aufenthalte zwang. Sein Gegner Duplessis erfuhr von diesen Bewegungen offenbar am Morgen desselben Tages, den er nun dazu verwendet zu haben scheint, seine Armee marschfertig zu machen. Erst in der Nacht vom 14. auf den 15. December rückte er bis Juniville (ältere Schreibart „Genneville") vor, wo er erfuhr, dass Turenne nur 3 Lieues, etwa $2^1/_2$ Meilen, vor ihm stehe. Um neun Uhr morgens war er ihm auf den Fersen. Turenne ließ nun sofort seine Truppen wieder auf die Höhe westlich von Bourg rücken und zog langsam auf derselben gegen Süden, um auch die Lothringer, die während der Nacht etwas entferntere Quartiere bezogen hatten, nachkommen zu lassen. Duplessis marschierte parallel etwa in der Richtung Pauvre-Machault. Es wirft sich nun die Frage auf, ob Turenne den angedeuteten Weg nehmen musste, oder ob es ihm möglich gewesen wäre, dem Zusammenstoße mit den Königlichen auszuweichen. Napoleon*) vertritt die erstere Ansicht, ohne sie jedoch zu begründen. Einleuchtend ist sie nicht. Von Bourg führte eine Straße nach Vouziers an der Aisne und von hier an der nördlichen Ab-

*) Précis des guerres du Maréchal de Turenne par Napoléon. Beigedruckt der Neuausgabe der Mémoires de Turenne (Paris, Hachette 1877).

dachung des Bois de Bourgogne nach La Chesne und weiter nach Mouzon und Stenay. Von La Chesne aus war die Straße jedenfalls nicht im besten Zustande, sie hatte bedeutende Steigungen zu überwinden und mochte daher für einen Rückzug nicht besonders günstig erscheinen. Wenn es Turenne aber nur gelang, bis in die Nähe von La Chesne zu kommen, ohne angegriffen zu werden, so war er wieder im Vorteile, er konnte auf dem ziemlich rasch ansteigenden rechten Ufer der Aisne eine Verteidigungsstellung einnehmen, welche Duplessis sich wahrscheinlich anzugreifen gehütet hätte. Als Turenne sich entschloss, auf dem linken Ufer der Aisne zu bleiben, war er offenbar geneigt, unter vorteilhaften Verhältnissen den Kampf, den ihm Duplessis anbot, anzunehmen, weil er einen Sieg, auch über den zweimal stärkeren Feind, nicht ausgeschlossen hielt. So fasst auch der österreichische Generalstabsoberst Neuber*) die Sachlage auf. „Es will uns nach dem, was Turenne selbst berichtet, bedünken, dass er selbst dann noch ein Zusammentreffen gewünscht habe, da er demselben sonst leicht hätte ausweichen können. In weit schwierigeren Verhältnissen, als die damaligen waren, hatte er sich diesem Zwange stets zu entziehen gewusst, ohne deshalb irgend einen Nachteil erfahren zu haben. Warum geschah es diesmal nicht? Mag sein, dass seinem Verfahren in diesem Falle eine ganz plausible Ursache zugrunde liege; aber *seine* Motivierung desselben kann uns umsoweniger befriedigen, als wir nicht annehmen können, Turenne wäre der Mann gewesen, sich gegen seine bessere Ansicht zu einer Schlacht zwingen zu lassen.“ Der Marschall war eben in der Stimmung etwas zu wagen, um eine glänzende Waffentat auszuführen und einen neuen Beweis seiner Kühnheit zu liefern. Militärische Gründe zu einer Schlacht lagen nach dem Verluste von Rethel und noch dazu mitten im Winter, da doch an eine Fortsetzung des Feldzuges, also auch an eine Ausnützung des Sieges nicht zu denken war, nicht vor. Die politische Bedeutung desselben ist auch sehr zweifelhaft, es war für die Partei Condé fast wertvoller, die ganze Macht Turennes ungeschwächt bei Stenay vereinigt und im Frühjahre zum Vormarsch bereit zu wissen, wenn auch die spanische

*) Turenne als Kriegstheoretiker und Feldherr (Bruchstück eines größeren Werkes über die Kriegswissenschaft). Von C. A. Neuber. Wien, 1869.

Hauptmacht wieder in Thätigkeit kommen konnte. Der Geist altfranzösischer Chevaliere hat hier über die Umsicht des erfahrenen Feldherrn die Oberhand gewonnen. Madame de Longueville hatte gewiss mehr Interesse für die erstere, als für die letztere, der Sieger über das königliche Heer konnte erwarten, besser empfangen zu werden, als derjenige, der einen geschickten Rückzug durchgeführt hatte. Dieser sehnlichst gewünschte, folgenreiche Sieg war Turenne aber nicht beschieden. Nachdem die beiden Armeen eine Stunde lange in Kanonenschussweite nebeneinander hergezogen waren, machte Duplessis diesem seltenen Schauspiele eine Ende. Es war Mittag geworden, man hatte nur noch drei Stunden Tageslichte vor sich, es musste zum Schlagen kommen. Die königliche Armee machte zwischen den Dörfern St. Etienne und Sompy Halt und begann in einer Niederung, die man Blanchamp nannte, sich zur Schlacht zu ordnen. Noch konnte Turenne abwartend auf der Höhe bleiben, er konnte aber auch, ohne den Königlichen zu ihrer Ordnung Zeit zu lassen, selbst zum Angriffe übergehen. „Il balança", heißt es in seinen Memoiren, „quelque temps ces deux parties et se détermina enfin au dernier." Er stieg in die Thalmulde nieder und begann mit seinen 2500 Mann Infanterie und 5500 Pferden den Kampf. Der Überraschung, auf welche Turenne gerechnet hatte, folgte der erwartete Erfolg nicht; nur der rapide Angriff der Lothringer unter General Ligneville am linken Flügel gelang, er war so heftig, dass sich die beiden Linien vermengten und die Köpfe der Rosse aneinander schlugen. Turenne glaubte den rechten Flügel der königlichen Reiterei zurückwerfen zu können, bevor die Infanterie in Verwendung kommen könne. Seine Leute kamen jedoch ebenfalls durch die Gewalt des Vorstoßes außer Ordnung. Dazu kam, dass La Fange, der am rechten Flügel die Spanier commandierte, gleich anfangs gefangen genommen wurde, worauf seine Regimenter kehrt machten. D'Hocquincourt ließ die Fliehenden durch Rosen, den alten persönlichen Gegner Turennes, verfolgen und kam selbst mit dem Rest seines siegreichen Flügels Duplessis zu Hilfe. Die Übermacht des letzteren, der noch eine ganze zweite Schlachtlinie heranzuziehen hatte, während sich die zweite Linie der Lothringer schon beim ersten Angriff mit dem Vordertreffen vermengt

hatte, gab nun den Ausschlag; den dritten Angriff der königlichen Armee vermochten die gelichteten Scharen Turennes nicht auszuhalten, sämmtliche Regimenter, mit Ausnahme des Leibregimentes des Marschalls, das sich in Stücke hauen ließ, wandten sich zur Flucht. Turenne, der nur vom Lieutenant seiner Garde, La Berge, gefolgt war, kam durch deutsche Reiter arg ins Gedränge, sie kämpften allein gegen acht Officiere und entkamen nur auf die Versicherung La Berges hin, sie seien auch von der Armee des Königs und verkannt worden. Der Weg zur Aisne war Turenne jetzt abgeschnitten, er musste quer über die Ebene der Champagne eilen und kam nach einem Ritt von sechs Meilen — mit 150 Reitern spät abends heil in Bar-le Duc an. Allen Truppenkörpern war die luxemburgische Grenze als Rendezvous angegeben worden, er selbst machte sich nach wenigen Stunden Rast in Begleitung des Marquis Duras, der mit 100 Reitern ebenfalls nach Bar-le Duc gekommen war, von dort auf und erreichte, ohne verfolgt zu werden, Montmédy. Er hatte 1200 Mann am Platze verloren, 3000 waren während und nach der Schlacht in Gefangenschaft geraten.

In der öffentlichen Meinung hat Turenne durch die Niederlage von Sompy nichts von seinem Ruhme eingebüßt, man rechnete ihm die Kühnheit hoch an, gegen einen doppelt so starken Gegner den Kampf aufgenommen zu haben, dessen Verluste nicht gering angeschlagen wurden.*) In den frondistischen Kreisen hatte die unmittelbar nach der Schlacht verbreitete Nachricht, der Marschall sei gefallen, die größte Bestürzung hervorgerufen. Der Erzherzog-Statthalter gab dem Marschall einen Beweis besonderen Vertrauens, indem er ihm das Recht einräumte, auch in den spanischen Regimentern die durch die Verluste von Sompy erledigten Officierstellen nach eigener Entschließung frei zu vergeben. Am königlichen Hofe hielt man die Verbindung Turennes mit Spanien noch immer für einen höchst gefahrvollen Zustand. Man hatte unter der Beute, welche Marschall Duplessis-Praslin gemacht hatte, auch ein Exemplar des Vertrages von Stenay gefunden und daraus erfahren, dass die Verbindung für längere

*) Siehe das Schreiben Langlades an Bouillon vom 1. Januar 1651 bei Grimoard.

Dauer geschlossen war und ohne Vermittlung Condés nicht gelöst werden könne. Die erste Bedingung, welche die Königin an die Befreiung der mittlerweile nach dem Havre gebrachten Prinzen noch vor der Abreise Mazarins knüpfte, war die Entwaffnung Turennes und die Rückkehr der Prinzessin von Longueville an den Hof.*) Nicht ganz unaugenfällig aber ist die Thatsache, dass Turenne nach dem für ihn unglücklichen 15. December nicht mehr nach Stenay zurückgekehrt ist, sondern sein Standquartier in Montmédy genommen hat. Er selbst gibt hiefür die Erklärung, er habe durch den Rückzug nach Stenay nicht Misstrauen erregen wollen, es ist aber nicht zu erkennen, warum gerade jetzt dieses Misstrauen eine Rolle spielen sollte, zu dem die Spanier ja vorher ebensoviel Veranlassung haben konnten. Der Möglichkeit, dass Turenne eines Tages den Vertrag für gegenstandslos erklärte und das Schwert wieder gegen die bisherigen Bundesgenossen kehrte, waren sie immer ausgesetzt. Mit Madame de Longueville wurden im Januar und Februar des Jahres 1651 wiederholt geschäftliche Briefe gewechselt, während in früherer Zeit die wichtigsten Unternehmungen nur mündlich beraten worden zu sein scheinen. Hätte es vielleicht auch das „Misstrauen" der Spanier erregt, wenn Turenne auf einige Stunden von Montmédy nach Stenay hinübergeritten wäre, um sich mit der Prinzessin zu verständigen? Wir werden nicht irre gehen, wenn wir statt des vorgeschobenen Misstrauens vielmehr Missmut bei Turenne selbst zur Erklärung dieser Erscheinung heranziehen. Mit der Begeisterung für die Sache Condés, mit dem Feuereifer für den Kampf gegen den Absolutismus war es nun auf einmal vorüber. Als die ersten Nachrichten über eine Änderung in den Parteiverhältnissen und eine Wendung der königlichen Politik bis an die niederländische Grenze gelangten, trat Turenne sofort mit großer Vorsicht den Spaniern gegenüber auf; er verweigerte die Annahme von Subsidienzahlungen, weil er die Auflösung des Vertrages von Stenay durch Erfüllung des ersten Punktes bereits nahegerückt fand. Dennoch hielt er sich verpflichtet, wenigstens einige Zeit hindurch den Schein aufrecht zu erhalten, als wolle er auch den zweiten Punkt, die Herstellung eines

*) Nouvelles de Paris 4. Februar 1651. Grimoard.

dauernden Friedens zwiſchen Frankreich und Spanien, zum Austrag bringen. Er blieb in Stenay, als die Prinzeſſin nach der Ankunft ihrer Brüder und ihres Gemales in Paris ſich ebenfalls dahin begab. Vorher haben ſich beide noch einmal geſprochen. Die Prinzeſſin wollte Turenne das Wort abnehmen, daſs er allezeit den Intereſſen Condés dienen wolle. Er verweigerte es. Er werde ſeine Truppen aus Stenay ziehen, dem Prinzen den Platz übergeben, für den Frieden mit Spanien thun, was er könne, ſich dann nach Paris zurückziehen und dort ſeine weiteren Maßnahmen treffen. Dieſe Abſage konnte unmöglich einer Miſsbilligung des Auftretens Condés entſpringen, denn dieſer war erſt ſeit wenigen Tagen wieder in den Genuſs ſeiner Freiheit gelangt und damals konnte noch jeder ſeiner Anhänger mit Recht erwarten, daſs es dem Prinzen nach der Entfernung Mazarins aus Frankreich gelingen werde, die Regierung in das rechte Geleiſe zu bringen. Turenne findet es für notwendig, zu verſichern, er ſei nicht in Zwietracht von der Prinzeſſin geſchieden. „M. de Turenne," heißt es in den Memoiren, „demeura à Stenay, et ne fut point embarassé de ce que Madame de Longueville en partait: ce n'est pas qu'ils ne fussent en bonne intelligence; mais n'étant point fort pressé pour ses intérêts particuliers, il ne voulait sortir de l'affaire qu'avec honneur." Seine Ehrenrettung beſtand ſchließlich darin, daſs die franzöſiſche Regierung über Veranlaſſung Condés, der ja auch ſeiner Schweſter wegen mindeſtens den guten Willen zeigen muſste, Herrn von Croiſſy mit der Einleitung von Unterhandlungen wegen des Friedens betraute, wie ſie ſchon wiederholt begonnen worden waren, ohne zu einem Ziele zu führen. Als darüber zwei Monate vergangen waren, fand Turenne, daſs er ſeiner Ehre Genüge geleiſtet habe, und nahm weiter keinen Anſtand, ſich ebenfalls nach Paris zu begeben. Die Angelegenheiten ſeines Hauſes waren im weſentlichen bereits geregelt. Ein Handſchreiben Ludwig XIV. vom 6. März 1651 verfügte den Abſchluſs des Tauſches von Sedan gegen die „Duchés-pairies d'Albret et de Chateau-Thierry". Die Grafſchaft Auvergne und die Baronie La Tour wurden als Lehen, welche unter Katharina von Medicis unrechtmäßig eingezogen worden waren, der Familie wieder zurückgegeben.

Die Aufnahme, die Turenne bei seiner Rückkehr von seiten des Prinzen Condé erfuhr, war gewiſs eine äußerſt freundſchaftliche und auszeichnende. Ramſay ſchildert ſie: Le Prince du Condé dès qu'il fut arrivé, alla le voir et le mena au Louvre; il lui proposa d'entrer dans ses vues, l'excita à former les plus grands projets pour lui-même et pour sa maison, et protesta qu'il s'emploierait avec chaleur pour les faire réussir. Le Vicomte de Turenne répondit à toutes ces avances avec candeur et politesse, et lui fit entendre que, pleinement satisfait par la délivrance des Princes et par l'exil de Mazarin, il n'avait plus rien à désirer." Es wird kaum jemand beſtreiten wollen, daſs die Kühle und Zurückhaltung, die Turenne ſpäter Condé vorwarf, bei ihm ſelbſt ſehr auffallend zu bemerken iſt. Kühl, ja man könnte beſſer ſagen abgekühlt, kam Turenne von Stenay nach Paris zurück und Victor Couſin dürfte wieder das Richtige getroffen haben, wenn er die Veränderung in ſeinem Verhältniſſe zur Longueville damit in Zuſammenhang bringt. „Il se louvait des attentions de Madame de Longueville, mais il n'avait pas réussi auprès d'elle de la façon qu'il l'eût souhaité." *) Es iſt das Schickſal der Schönheit, wenn ſie mit Koketterie gepaart iſt, daſs ſie Feindſchaft erntet, wo ſie — zwar nicht Liebe ſäen, aber auf die Verliebtheit eine dauernde Herrſchaft begründen wollte. Der enttäuſchte Verehrer war gerade nicht zum offenen Feinde geworden, aber es mochte ihm erwünſcht ſein, zu zeigen, wie groß ſein Einſatz bei dem Spiele geweſen und was man mit demſelben preisgegeben hatte. Condé ließ es, als er ſein Verhältnis zum Hofe, insbeſondere zu Mazarin, unhaltbar werden ſah, an nichts fehlen, um Turenne auf ſeiner Seite zu erhalten, und man kann den beiden Vertretern des Hauſes La Tour d'Auvergne, Turenne und Bouillon, den Vorwurf nicht erſparen, daſs ſie wenig ritterlich an dem Prinzen gehandelt haben, indem ſie ihm nicht rechtzeitig mit voller Offenheit ihre Abſichten wegen ihrer zukünftigen Parteiſtellung mitteilten. Zu fürchten hatten ſie doch nichts von ihm! Turenne wird nicht müde in der Erzählung

*) Die Gegenbemerkung Aumales: „La vérité est que Turenne se sentait las du métier de rebelle" trägt wenig Beweiskraft an ſich.

jener Zeitläufte zu versichern, dass er von Condé mit aller ihm gebürenden Achtung und mit großem Vertrauen behandelt wurde und immer wieder kommt er darauf zurück, er habe wahrgenommen, dass Condé sich nicht um das öffentliche Wohl, sondern nur um seine Privatangelegenheiten kümmere, und dies habe ihn abgehalten, eine weitere Verbindung mit dem Prinzen einzugehen. Diese Art der Darstellung ist doch nicht frei von Heuchelei. Das öffentliche Wohl des Königreichs Frankreich war auch noch nicht gefährdet, als Condé und Longueville im Schlosse zu Vincennes saßen und sich von Conti durch magische Kunststücke unterhalten ließen, für die er eine besondere Vorliebe hatte. Dass aber der Hof entschlossen war, nach dem Bruche mit Condé den Cardinal Mazarin wieder aus seinem Exil in Brühl zurückzuberufen und dass dieser noch wie vor die Regierungspolitik bestimmte, das wusste Turenne, wie er selbst gesteht, sehr genau, und doch fand er damals keine Gefahr für das öffentliche Wohl darin, obwohl er in seinem Manifest von 1649 und als Frondeur an der Seite der Prinzessin Anne-Geneviève den Cardinal als die Ursache aller Unordnung im Staate bezeichnet hatte. Er fand es auch für angezeigt, als Condé sich von Paris nach St. Maur zurückgezogen hatte, um der Gefahr einer zweiten Verhaftung zu entgehen, mit allen anderen Anhängern des Hauses Condé dort seine Aufwartung zu machen, obwohl er in demselben Zeitpunkte schon mit sich im klaren darüber war, dass er mit dieser Partei nichts mehr zu thun haben wolle. Er und sein Bruder Bouillon giengen auch nach dem offenen Bruche des Prinzen mit der Regierung noch auf Unterhandlungen mit ersterem ein. Condé ließ, obwohl durch die unverlässliche Haltung der beiden verletzt, ihnen durch La Rochefoucauld folgende Anträge machen: 1. Den Besitz von Schloss und Gebiet von Stenay, bis er in der Lage sei, ihnen Sedan oder ebenso reichen Ersatz wie der Hof zu bieten; 2. Überlassung seiner Rechte auf das Herzogtum d'Albret; 3. Das Schloss Bellegarde und die Hauptmannschaft daselbst; 4. die nötigen Subsidien zur Truppenwerbung; 5. keinen Frieden zu schließen, ohne die Rangforderungen des Hauses La Tour zur Geltung zu bringen; 6. Turenne alle Truppen zu unterstellen, welche in Stenay, Clermont, Damvillers standen, mit diesen auch die flandrischen Hilfen

zu vereinigen, „en sorte que Turenne fût maître de tout et commandât seul.“ La Rochefoucauld versichert in seinen Memoiren, dass Bouillon die Anträge angenommen und sein Wort darauf gegeben habe, so dass Condé zu der Annahme berechtigt war, beide Brüder als seine Anhänger zu betrachten.*) Ende Februar 1652 aber war Turenne schon im besten Einverständnis mit dem Hofe und Mazarin, er arbeitete an der Verstärkung der königlichen Armee und that sich seinem Bruder Bouillon gegenüber etwas zugute darauf, dass er sich die ganze Zeit über so geschickt benommen habe. Er ließ sich herbei, das Commando mit dem Marquis d'Hocquincourt zu teilen, obwohl derselbe zehn Jahre jünger war als er und sich an militärischer Bedeutung mit ihm wohl nicht messen konnte. Es bedurfte noch einiger Beweise seiner Treue und Verlässlichkeit, ehe man ihm das Schicksal des Königreichs allein anvertrauen konnte. Die Ehe, welche Turenne im Juni 1651 mit Charlotte de Caumont, der Tochter des Marschalls Armand de Caumont, Herzogs de la Force, eingegangen war, hat sein Interesse von den öffentlichen Angelegenheiten nicht abgelenkt. Die Briefe, welche er aus dem Felde an seine Frau richtete, zeigen von Aufmerksamkeit und Sorge, sind aber sehr kurz und knapp ihrem Inhalte nach. Die Eigenschaften, die man der damals dreißigjährigen Charlotte zuschreibt, ungewöhnliches Wissen und eine beinahe beispiellose Frömmigkeit, waren jedenfalls mehr geeignet, die Achtung als die Liebe des Marschalls zu erwecken. Für seine Wahl dürfte außerdem die Gleichheit des Bekenntnisses (die La Force gehörten zu den eifrigsten Protestanten) entscheidend gewesen sein, der plötzliche Entschluss, sich standesgemäß zu vermählen und dadurch manchen boshaften Bemerkungen**) die Spitze abzubrechen, lässt sich sehr leicht begreifen. Der Feldzug Turennes gegen den großen Condé im Jahre 1652 gehört zu seinen glänzendsten Leistungen, er hat sich darin an Geschicklichkeit des Manövrierens, Ausnützung des Terrains, Geistesgegenwart und Kühnheit dem Sieger

*) V. Cousin, Mme. de Longueville pendant la Fronde.

**) Eine Notiz Zedlers, die ich jedoch anderwärts nicht vorfand, bezeichnet Condé selbst als einen der Spötter, welche die verschmähte Liebe Turennes zu Mme. de Longueville zum Gegenstande ihrer beißenden Bemerkungen gemacht haben.

von Rocroy und Lens zum mindesten ebenbürtig erwiesen. Als Hocquincourt am 7. April bei Bléneau von Condé geworfen und nahe daran war, aufgerieben zu werden, fand Turenne eine so günstige Stellung, dass er den Vormarsch des Prinzen solange aufhalten konnte, bis Hocquincourt sein zersprengtes Corps wieder gesammelt hatte und mit den Resten desselben herangekommen war. Mit 4000 gegen 14.000 Mann spielte er eine der gelungensten militärischen Komödien, die je aufgeführt worden sind. Er ließ Condé zuerst über die günstige Stellung des Feindes stutzen und im Marsche innehalten, dann gab er sich den Anschein, als wenn er seinen Posten verlassen und dem Gegner entweichen wolle. Condé sandte ihm sogleich fünfzehn Schwadronen nach. Auf einmal wandte Turenne sich wieder, nahm die früheren, stark verschanzten Positionen wieder ein und bestrich nun mit seiner Artillerie, an der er Condé überlegen war, die zu weit vorgedrungenen Condé'schen Reiter. Der Hof war in Gien schon in größter Aufregung, nur Anna von Österreich bewahrte, wie in allen gefährlichen Situationen, ihre königliche Ruhe: sie ließ sich durch den nahen Kanonendonner in der Toilette und beim Diner nicht stören. Die Wägen standen aber schon jenseits der Loire und die Pioniere waren bereit, die Brücke abzubrechen, sobald der König und seine Umgebung dieselbe überschritten haben würde. Endlich kam die Nachricht, dass Turenne das Gefecht siegreich zum Stehen gebracht habe. Die Königin musste selbst erklären „qu'il venait de remettre une seconde fois la couronne sur la tête de son fils." Acht Tage später erfolgte der wunderbare Flankenmarsch nach Fontainebleau, wo Turenne gerade eine Stunde vor dem Feinde ankam, der ihm offenbar hätte zuvorkommen können, wenn er das Unternehmen des königlichen Heeres geahnt hätte. Turenne wollte damals den König von Corbeil aus unmittelbar nach Paris führen. Mazarin verhinderte es, da er den Parisern noch nicht traute.

Um die Mitte des Juni stand Turenne zwischen zwei feindlichen Heeren. Bei Etampes sollte er die Frondeurs festhalten, und gleichzeitig dem Herzog Karl von Lothringen entgegentreten der mit 8000—9000 Mann in der Richtung gegen Paris herangezogen war, ohne dass man wusste, für welchen der streitenden Teile er eintreten

wolle. Mazarin hoffte ihn durch große Anerbietungen zum Rückzuge zu bewegen. Turenne aber war bereit, ihn anzugreifen. Er zog von Etampes ab und erreichte durch einen anstrengenden Nachtmarsch die Spitze der Sellung Lothringens bei Villeneuve St. George, bevor ihm Condé noch die Hand reichen konnte. Das plötzliche Erscheinen des königlichen Heeres vor seinen Schanzen und die Vermittlung Karls II. von England und dessen Bruders York, der diesen Feldzug unter Turenne mitgemacht und beschrieben hat, bewogen den Herzog, der sein Heer womöglich nicht zum Schlagen, sondern nur zu einträglichen militärischen Demonstrationen zu verwenden liebte, auf die Forderung Turennes einzugehen, dass er binnen vierzehn Tagen außer den Grenzen des Königreichs stehen werde. Kaum war der Vertrag, durch den Herzog Karl die Orte Vic und Moyenvic erwarb, geschlossen, als die Prinzenarmee am anderen Ufer der Seine erschien. Die Lothringer defilierten vor den Augen derselben an Turenne vorüber zum Abmarsch. — Damit war eine große Gefahr für die königliche Armee beseitigt, der Zweikampf zwischen Turenne und Condé, der sich nunmehr ohne Eingriff eines dritten abspielen musste, konnte kaum zu Ungunsten des ersteren ausfallen. Seine Wachsamkeit und Schnelligkeit brachte die Armee Condés zum Stehen, als sie in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli aus ihren Stellungen bei St. Cloud aufgebrochen war und, die nördliche Enceinte von Paris, das ihr verschlossen blieb, umgehend, Charenton zu erreichen suchte, um dort solange eine sichere Position einzunehmen, bis die spanische Armee von den Niederlanden aus in Action getreten sein würde. Als Turenne seinen Gegner im Faubourg St. Antoine eingeschlossen hatte, wollte er das Gefecht solange hinhalten, bis der Marschall La Ferté mit der Artillerie und den Reserven von St. Dénis herangekommen wäre. Der Hof aber, der mittlerweile auf dem Hügel bei Charonne angelangt war und sobald als möglich seinen Sieg sehen wollte, verlangte den Angriff. Turenne weigerte sich anfangs, diese Forderung zu berücksichtigen, die ihm nur thöricht erscheinen konnte, und gab erst nach, als sein Bruder Bouillon in großer Bestürzung herbeisprengte und ihm vorstellte, der Cardinal habe den Verdacht geschöpft, Turenne wolle Condé entschlüpfen

lassen oder mindestens schonen. So begann er denn den Angriff auf die in Schanzen und hinter Gartenmauern gedeckt stehenden Condéer, während in der Hauptstraße von St. Antoine sich die Reiterattaken in rascher Folge wiederholten und der französische Adel beider Parteien elegante Einzelgefechte aufführte. Es war aber ein zweckloses Gemetzel, denn das Endziel des Kampfes, Condé zur Ergebung zu zwingen, wenn ihm das Thor von St. Antoine nicht geöffnet wurde, durch das er sich hinter die Wälle von Paris retten konnte, wäre auch ohne dasselbe erreicht worden. Gegen Abend ordnete Turenne mit Zuziehung La Fertés den concentrischen Angriff in drei Colonnen gegen die Hauptmacht des Prinzen, der Marquis de Navailles, der den linken Flügel commandierte, schob sich über Rambouillet an die Seine und zu dem großen Holzlager vor, an das Condés rechter Flügel sich lehnte. Von dort aus hätte er sich zwischen die Brücke und das Centrum Condés eingekeilt, für den es dann keinen Ausweg mehr gab. Da dröhnten die Kanonen der Bastille und gleichzeitig öffneten sich die Thore von St. Antoine. Die Entscheidung des Tages war von des kleinen Orleans großer Tochter herbeigeführt worden. Der Kampf, den die Prinzessin von Montpensier an der Spitze der aufgeregten Volksmassen gegen die legitime Obrigkeit von Paris geführt hatte, während sich ihre Vettern und Freunde vor der Stadt die Köpfe wundschlugen, hatte mit dem Siege der grande Mademoiselle geendet und Condé die Rettung gebracht. Doch nur auf kurze Zeit. Turennes Zähigkeit überdauerte auch die letzte gefährliche Krisis im Juli und August, als die Fronde in Paris herrschte und die Regierung des Königreiches an sich zu reißen begann, als ein spanisches Heer unter Fuensaldagna vom Norden heranrückte, um den Frondeurs in Paris die Hand zu bieten, und endlich der geschäftige Lothringer zum zweitenmale auf dem Schauplatze erschien, um seinen Vorteil wahrzunehmen. Der Hof wollte sich nach Lyon zurückziehen. Turenne trat energisch dagegen auf. Er stellte dem Cardinal und der Königin vor, dass dieses Zeichen von Schwäche und Furcht alle Provinzen zum Abfall reizen werde. Er sandte den Hof nach Pontoise und gieng mit der Armee bis Compiègne vor, in der Überzeugung, dass er durch diese kühne Bewegung, mit der die

flandrische Grenze gefährdet war, den Spaniern Bedenken erregen würde, ob nicht doch ein Abkommen zwischen Condé und Turenne getroffen sei und die Spanier in die Falle gelockt werden sollten. Turenne behielt recht; Fuensaldagna wagte nicht, der königlichen Armee bis Compiègne entgegenzugehen, sondern zog sich nach Flandern zurück. Mit Lothringen und Condé führte Turenne dann ein zweites interessantes Marschmanöver auf, das sich abermals um die Höhen von Villeneuve St. George drehte; er war stets der schnellere und geschicktere und so verstand er es, mit seinen geringen Mitteln zwei Armeen fünf Wochen lang hinzuhalten, bis die Reaction in Paris ihre Schuldigkeit gethan und die Herrschaft der Fronde darin ihr Ende erreicht hatte. Turenne hat den König nach Paris geführt, sein Rat war der ausschlaggebende, als am 21. October die königlichen Wägen auf dem freien Felde vor Boulogne stillhielten und nochmals Conseil gehalten wurde, ob man es wagen dürfe, die Stadt zu betreten, in welcher der Herzog von Orleans und die Montpensiers angeblich mit neuen Rebellionsversuchen umgiengen. Turenne fand es für den König von Frankreich unanständig, vor den Thoren seiner Hauptstadt wieder umzukehren und meinte, die Unerschrockenheit und Kühnheit finde unter Franzosen stets ihre Partei. Die Königin, der es nie an Mut gefehlt hat, stimmte ihm bei, man fuhr nach Paris und das jubelnde „Vive le roi!“, mit dem der stolze Königsknabe beim Thore St. Honoré begrüßt wurde, rechtfertigte ihren Entschluss.

---

Welchen Anteil der Vicomte de Turenne an dem Ausgange der Fronde, an der dauernden Begründung des absoluten Königtums in Frankreich hat, glaube ich in dieser kurzen Darstellung genügend gekennzeichnet zu haben. Der Einfluss der einzelnen Persönlichkeit auf eine Bewegung von volksgeschichtlicher Bedeutung wird umso auffallender, wenn man nur für einen Augenblick die Figuren im politischen Schachprobleme umsetzt, wenn man den „Turm“ Turenne von der Partei der Königin nimmt und ihn an die Seite Condés setzt. Und es hat wahrhaftig nicht viel gefehlt, dass es dazu kam! Oder soll es eine

innere geschichtliche Notwendigkeit gewesen sein, dass die Tage von Stenay die Bande lockerten, die bis dahin den Vicomte an das Haus Condé gefesselt hatten? Wenn Turenne aber die Waffenbrüderschaft festhielt, wie sie bestanden hatte, wenn die Bitten Anne-Geneviènes ihre Unwiderstehlichkeit bewahrt hätten? Dann gab es keine königliche Partei mehr in Frankreich. Dann kam Condé von der Loire, Turenne von der Aisne und Marne aus nach Paris und der Hof konnte sich in einen Winkel des Reiches oder über die Grenze flüchten, um sein Schicksal zu erwarten; dann lag es in der Hand der zwei größten Feldherren ihrer Zeit, Spanien den Frieden zu dictieren und es würde vielleicht nicht allzu schwierig gewesen sein, an die Stelle der älteren die jüngere Linie des Hauses Bourbon zu setzen. Der große Ludwig aber wäre, wenn überhaupt, so jedenfalls etwas später und wahrscheinlich mit bescheideneren Ansichten von der Macht der geborenen Könige dazu gelangt, in die allgemeinen europäischen Angelegenheiten einzugreifen.

Mit den gewissen Gesetzmäßigkeiten und Ergebnissen innerer Entwicklung hat es in der Geschichte seine Schwierigkeit. Man wird gut thun, sich nach wie vor nicht nur mit Staatsschriften und Parlamentsacten, Urkunden und statistischen Tabellen, sondern auch mit den intimsten Beziehungen der Einzelnen zu beschäftigen, die die Geschicke der Völker und Staaten lenken und beeinflussen, ihren Gemütsbewegungen und allen den kleinen Motiven nachzuspüren, von denen die Handlungen der Menschen bestimmt werden; denn das Schlagwort von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen verdient — trotzdem es so gewöhnlich klingt — doch die aufmerksamste Beachtung.

VII.

# Die Geschichte der Prinzessin von Ahlden.

Die kritische Geschichtsforschung unseres Jahrhunderts hat ohne Zweifel große Erfolge aufzuweisen, sie hat viele Irrtümer behoben, hat Ereignisse und Zustände aufgeklärt, die bisher dunkel und unbegreiflich erschienen waren, sie hat übertriebene Wertschätzung wie unbilligen Tadel auf das rechte Maß zurückgeführt und vielfach einer gerechten Beurteilung einzelner hervorragenden Persönlichkeiten und ganzer Classen und Generationen die Bahn geebnet; nicht selten aber sah sie sich trotz des eifrigsten Bemühens, der Wahrheit die Ehre zu geben und den richtigen Sachverhalt darzustellen, doch endlich außerstande, ihre Aufgabe zu erfüllen, sie muss eingestehen, dass sie alle Mittel systematischer Arbeit erschöpft hat und nur noch vom Zufalle eine weitere Förderung unserer Erkenntnis erwarten kann. Dies gilt nicht nur für die Fragen der großen Politik, deren Lösung oft in den augenblicklichen Entschlüssen einzelner Persönlichkeiten ruht, für die es weder Zeugen, noch Urkunden gibt, sondern auch für Vorgänge, welche mit den Interessen der Staaten und den Beziehungen der Völker entweder in gar keinem oder doch nur einem unwesentlichen Zusammenhange stehen, und selbst dann, wenn sie unter den Zeitgenossen das größte Aufsehen hervorgerufen, die Teilnahme Nahestehender und die Neugierde der Menge in hohem Grade angeregt haben. Die Zahl der Geheimnisse und rätselhaften Begebenheiten ist nur unmerklich verringert worden, obwohl man viele derselben schon

zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht hat, sie wird voraussichtlich auch in unserer Zeit trotz der elektrisch gesteigerten Vielwisserei und trotz der rastlosen Tätigkeit unserer zu immer größerer Hast angespornten Zeitungsmaschine ihres regelmäßigen Zuwachses nicht entbehren. Man begegnet in unseren Tagen der vielverbreiteten Ansicht, die Geschichtsforschung der Zukunft werde mit Rücksicht auf das riesige Material an Nachrichten, welches in den öffentlichen Blättern und Zeitschriften niedergelegt ist, einen leichten Stand haben, sie werde nicht mehr genötigt sein, im Kampfe mit Moder und Schimmelpilz die Grundlage ihrer Behauptungen zu schaffen und die Sehkraft der Gelehrten werde nicht mehr durch mühsame Entzifferung vergilbter Handschriften gefährdet werden. Leider können wir uns dieser frohen Hoffnung nicht hingeben, sondern müssen unseren Nachkommen eine fortwährende Vermehrung ihrer Arbeitslast und die höchsten Ansprüche an ihre Vorsicht und Urteilsschärfe in Aussicht stellen. Dem Zwange zur Erfindung kann sich die Publicistik nicht entziehen, seitdem sie nahezu stündlich für die Befriedigung einer unbezähmbaren Sucht nach Neuigkeiten sorgen und der nach ununterbrochener Reizung verlangenden Phantasie wahrhaft barbarische Opfer an Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit bringen muss.

Die Fülle von Varianten, die heute über jedes bemerkenswerte Ereignis aus rein geschäftlichen Gründen in die Welt gesetzt werden muss, verhüllt den Kern der Thatsachen durch üppige Lügenwucherungen, deren Durchdringung und Loslösung nur einer mit den schärfsten Werkzeugen ausgestatteten, festen und sicheren Hand möglich sein wird.

Die Schwierigkeit, welche sich schon jetzt der Aufklärung dunkler Geschichten entgegenstellt, trotzdem dass sie in der Zeit gar nicht so weit zurückliegen und trotzdem dass sie die öffentliche Meinung sehr lebhaft beschäftigt haben, lässt sich an zahlreichen Fällen nachweisen. Wir greifen einen derselben heraus, dem die gelehrte Welt in den letzten zwei Jahrzehnten ein besonderes Interesse entgegengebracht und besondere Mühe gewidmet hat.

Es ist die Geschichte der Curprinzessin Sophie Dorothea von Hannover und des Grafen Philipp Christoph von Königsmarck, über

die seit nahezu 200 Jahren Bücher auf Bücher geschrieben, Lügen auf Lügen gehäuft wurden, so dass bis in die jüngste Zeit Dichtung und Wirklichkeit nicht unterschieden werden konnten. Wir müssen aber, um den Eintritt der Katastrophe begreiflich zu machen und über den Charakter der handelnden Personen ein Urteil zu ermöglichen, die Familienverhältnisse des welfischen Hauses um 30 Jahre zurückverfolgen und die ganz eigentümlichen Beziehungen zwischen den Eltern der unglücklichen Fürstin, die mit Recht die Stammmutter der beiden mächtigsten, jetzt regierenden Königsgeschlechter, des englischen und des preußischen, genannt wird, und den Eltern ihres Gatten beleuchten.

Seit dem Tode Friedrich Ulrichs von Wolfenbüttel (1634) und dem Erlöschen der Harburger Seitenlinie (1642) blühte die vordem vielverzweigte Nachkommenschaft Heinrichs des Löwen in zwei Hauptlinien, dem Hause Braunschweig-Lüneburg und dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel. Das erstere besaß zwei Territorien, die verfassungsmäßig gesondert verwaltet und niemals in einer Hand vereinigt werden sollten: Lüneburg-Celle mit Grubenhagen, Diepholz und Unter-Hoya; Calenberg-Hannover mit Göttingen und Ober-Hoya. Die vier Söhne des Herzogs Georg von Braunschweig-Lüneburg bekräftigten in einer feierlichen Übereinkunft vom 10. Juni 1646 die durch Testament und Vereinbarungen mit den Landständen geschaffene Ordnung, dass keine weiteren Teilungen stattfinden, daher nur zwei von ihnen zur Regierung kommen, die beiden jüngeren jedoch von der älteren apanagiert werden sollten. So wurde Christian Ludwig Herzog von Lüneburg-Celle, Georg Wilhelm Herzog von Calenberg-Hannover; die standesmäßige Versorgung des Herzogs Johann Friedrich fiel dem Hofe von Celle, die des jüngsten Bruders Ernst August dem Hofe von Hannover zu.

Das gute Einvernehmen der Brüder, von welchen sich besonders Georg Wilhelm und Ernst August herzlich zugethan waren, wurde zum erstenmale durch den Übertritt Johann Friedrichs zum Katholicismus gestört, der im Minoritenkloster zu Assisi 1650 erfolgte. Die Gutmütigkeit Georg Wilhelms gieng zwar so weit, dass er seinerseits der freien Religionsübung des Bruders in den streng evangelischen Landen kein Hindernis in den Weg gelegt hätte, wenn nicht Christian

Ludwig von Celle und August von Wolfenbüttel im Einverständnisse mit ihren Landständen sich dagegen erklärt hätten. Johann Friedrich mußte sich daher, wenn er auf die Tröstungen seines neuen Bekenntnisses nicht verzichten wollte, wieder in die Fremde begeben. Sein Religionswechsel war jedoch Veranlassung, daß man in seiner Heimat auf die Verehelichung Georg Wilhelms drang, damit nicht die Regierung eines der braunschweigischen Fürstentümer schließlich doch noch in die Hände des Katholiken käme. Denn Christian Ludwig war kinderlos und von schwacher Gesundheit.

Georg Wilhelm war bis jetzt nicht gesonnen gewesen, sich die Fesseln der Ehe anzulegen, die ihm in der Fortführung seiner galanten Liebeshändel, mit denen er sich den Aufenthalt in Italien, namentlich in Venedig, so außerordentlich anziehend machte, doch hinderlich werden mußten. Wenn ihm seine Landstände jedoch eine Erhöhung seiner Einkünfte zusagten, wollte er ihnen zu Gefallen zur Gründung einer Familie schreiten. Seine Wahl fiel auf Sophie von der Pfalz, das jüngste (zwölfte) Kind des Winterkönigs, die seit der Wiedereinsetzung ihres Bruders Karl Ludwig in die Rheinpfalz an dessen Hofe zu Heidelberg lebte. Sie hatte eine freudlose Jugend verlebt, von ihrer Mutter wenig Liebes erfahren und war nun Zeugin jener häuslichen Zerwürfnisse zwischen dem von ihr so herzlich geliebten Bruder und seiner unliebenswürdigen hessischen Gattin geworden, die es nur ihrer rücksichtslosen Launenhaftigkeit zuzuschreiben hatte, daß sie nach siebenjähriger Ehe dem schönen Fräulein Louise v. Degenfeld weichen mußte.

Sophie war kurze Zeit die Verlobte des Herzogs Adolf von Zweibrücken, des Bruders des Königs von Schweden Karl X. Gustav gewesen; sie hatte sich jedoch nur aus Gefälligkeit gegen ihren Bruder dazu herbeigelassen, und war nichts weniger als gekränkt darüber, daß man in Schweden Schwierigkeiten machte, sie zum Übertritt von der reformierten zur lutherischen Lehre zwingen und ihren künftigen Gemal nicht so ausstatten wollte, als es für den Gatten einer Prinzessin aus einem Curhause notwendig gewesen wäre. Sie nahm daher die Werbung des Herzogs von Braunschweig-Hannover wohlgefällig auf. „Ich antwortete ihm," sagt sie in ihren Memoiren,

„nicht wie eine Romanheldin, denn ich zögerte nicht, ihm das Jawort zu geben. Er gefiel mir viel besser, als Prinz Adolf, gegen welchen ich eine Abneigung fühlte, die ich nicht anders hätte besiegen können, que par une force de vertu.“ Wenn sie, wie aus diesen, 24 Jahre danach geschriebenen Worten hervorzugehen scheint, von einer wirklichen Neigung zu Georg Wilhelm erfüllt war, so muss es sie umso empfindlicher berührt haben, dass das Band, das damals zwischen ihr und ihm geschlossen und sogar durch einen Ehecontract befestigt worden war, sich doch nicht stark genug erwies, um den Herzog vor Verirrungen zu bewahren, die es ihm unmöglich machten, sein gegebenes Wort einzulösen. Sein lockeres Leben in Venedig, wohin er sich sofort nach dem Besuche in Heidelberg begab, hatte diesmal so ernste Gefahren für seine Gesundheit im Gefolge gehabt, dass er, wenn er nicht gerade zu gewissenlos an einer von ihm doch hochgeschätzten Fürstin handeln wollte, jeden Gedanken an eine eheliche Verbindung in nächster Zeit aufgeben musste. Die Herzogin Sophie scheint über die Ursachen des Rückzuges, den Georg Wilhelm anzutreten begann, nicht ununterrichtet geblieben zu sein. Sie versichert, sie sei zu stolz gewesen, um sich verletzt zu fühlen, setzt aber sofort hinzu, sie habe die Werbung des Prinzen von Parma, die ihr durch einen gewissen P. Menari in derselben Zeit überbracht wurde, mit Vergnügen entgegengenommen, „um sich zu rächen“. Da sie aber nicht gesonnen war, katholisch zu werden, so konnte dieser Zwischenfall sie nicht auf die Dauer beschäftigen.

Bei Georg Wilhelm stand es von dem Augenblicke seines Entschlusses, der Ehe mit Sophie von der Pfalz zu entsagen, fest, dass er verpflichtet sei, ihr vollständige Genugtuung durch eine in jeder Hinsicht entsprechende Versorgung zu bieten. Es scheint ihm damals nicht schwer gefallen zu sein, freiwillig auf die Gründung einer eigenen Familie zu verzichten. Zugleich war es ihm eine freundliche Aussicht, seinen Lieblingsbruder Ernst August als den Erben seiner Lande betrachten zu können. Diesem gönnte er auch die durch so viele Vorzüge des Geistes ausgezeichnete Braut, in deren Nähe leben zu können, ihm wenigstens als ein schwacher Ersatz für das verscherzte Glück ihres Besitzes erscheinen mochte. Ernst August gieng auf

den Vorschlag, die Stelle seines Bruders zu vertreten, sofort ein; seine Hoffnung, regierender Fürst zu werden, vereitelte jedoch Johann Friedrich, der ja selbst der nächste Anwärter auf einen der zu erledigenden braunschweigisch-lüneburgischen Erbteile und außerdem ebenfalls sehr gern bereit war, dazu noch die Prinzessin Sophie in den Kauf zu nehmen. Da er aber nicht nur katholisch geworden war, sondern sich auch einer unförmlichen Corpulenz erfreute, machte sich Georg Wilhelm in derber Weise über ihn lustig und wies seinen Antrag ab. Damit war das gute Verhältnis zwischen den Brüdern gestört. Johann Friedrich verweigerte seine Zustimmung zu einer sofortigen Übertragung des Herzogtums Hannover-Calenberg an den jüngsten von ihnen, dieser mußte sich daher mit einem Reverse Georg Wilhelms begnügen, „die noch übrige Zeit seines Leben in coelibatu zuzubringen". Da Christian Ludwig ohnehin kinderlos war, so konnte ihm eines der beiden Territorien doch nicht entgehen, ja es war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Ernst August oder seine Erben alle braunschweigisch-lüneburgischen Lande vereinigen würden. Diese Erwägung hat der Prinzessin Sophie die Annahme des Tausches sehr erleichtert, sie ist unbefangener darauf eingegangen, als der Bruder des Kurfürsten, der schon damals in die Beständigkeit Georg Wilhelms einige Zweifel setzte. Ende September 1658 fand die Vermälung in Heidelberg statt, dann folgte die Übersiedelung Sophiens nach Hannover, wo sie von sämmtlichen vier Brüdern feierlich eingeholt wurde. Sie lebte nun daselbst am Hofe ihres Schwagers und ehemaligen Verlobten als Gattin eines vorläufig nur mit Wartegebür ausgestatteten Prinzen. Sie versichert uns in ihren Memoiren, Ernst August habe nach der Hochzeit sein Herz in ganz anderer Weise getroffen gefühlt, als er sich vorgestellt, und sie selbst habe ihn von ganzer Seele geliebt, auch die Hoffnung genährt, sie werde sich seiner Liebe in alle Zukunft erfreuen.

Das Zusammenleben in Hannover, das sich anfangs äußerst behaglich und befriedigend gestaltete, verlor jedoch an Annehmlichkeit, als in dem vielgeprüften Herzen Georg Wilhelms eine heftige Neigung für seine Schwägerin erblühte, an die er früher selbst nicht geglaubt hatte. Ernst Augusts Eifersucht war bald erregt und die arme Sophie,

die es weder dem Einen noch dem Anderen übelnehmen wollte, daſs er ihr ergeben war, lebte, dort abwehrend und da beſänftigend, in immerwährender Angſt, daſs es zu heftigen Ausbrüchen der Leidenſchaft kommen würde. Sie diplomatiſierte mit großem Geſchicke und brachte es wirklich zuſtande, daſs das Einvernehmen der beiden Brüder ein ungeſtörtes blieb. Sie reisten ſogar wiederholt gemeinſam zur Saiſon nach Italien und überließen der Prinzeſſin, die bald Mutter zweier Söhne geworden war, die Sorge für die hoffnungsvollen jungen Welfen. Als jedoch ſowohl zu Hauſe in Hannover als auch auf den ſommerlichen Ausflügen nach den Niederlanden, die von den Brüdern mit Sophie unternommen wurden, die Galanterien des älteren für ſeine Schwägerin immer gefährlicher zu werden begannen, fühlte ſie es als eine große Erleichterung, daſs ihr Mann nach dem Tode des Biſchofs von Osnabrück, des Grafen Franz von Wartenberg, den Beſtimmungen des weſtfäliſchen Friedens gemäß in den Beſitz dieſes Bistums kam und auf dem Schloſſe Iburg ſeinen eigenen Haushalt einrichten konnte. Die hübſche Einrichtung, welche Sophie daſelbſt vorfand, machte ihr ganz beſondere Freude und ſie hätte mit ihrem Geſchicke ausgeſöhnt ſein können, wenn ſie nicht bald hätte wahrnehmen müſſen, daſs in dem Herzen ihres Gemals jene bekanntlich nicht ſeltene Wandlung vorgegangen war, daſs an die Stelle brennender Eiferſucht kalte Gleichgiltigkeit trat. Und es dauerte nicht lange, ſo ſah ſich die Prinzeſſin von beiden einſt zu glühenden Verehrern verlaſſen, denn auch Georg Wilhelm wurde, trotz ſeiner vierzig Jahre, von einer neuen, ſehr heftigen Flamme ergriffen, als er in Kaſſel die Bekanntſchaft einer Hofdame der Prinzeſſin von Tarent, einer geborenen Landgräfin von Heſſen, machte. Eleonore Marquiſe d'Olbreuſe ſtammte aus altadeliger Familie in Poitou; ſie war gerade nicht von überraſchender Schönheit, hatte aber eine hoheitsvolle Geſtalt und ein feines, liebenswürdiges Benehmen, deſſen Zauber ſich ſelbſt ihre Gegner und Neider nicht ganz entziehen konnten. Georg Wilhelm ſuchte ſie am Hofe zu Herzogenbuſch, wo Prinz Henry Charles von Tarent aus dem Hauſe La Trémouille reſidierte, auf und fand Gegenliebe. Die Aufregung der heimlichen Werbung beſchäftigte ihn dermaßen, daſs er darüber die wichtigſten Staats- und

Familienangelegenheiten vernachlässigte. Am 25. März 1665 war nämlich sein Bruder Christian Ludwig von Celle gestorben, und es wäre nun Aufgabe Georg Wilhelms gewesen, sich sofort in den Besitz des Herzogtums Lüneburg-Celle zu setzen, welches größer und wertvoller war, als Hannover-Calenberg. Georg Wilhelm hielt sein Recht darauf für unbestreitbar und glaubte genug gethan zu haben, indem er die Mandate unterschrieb, mit denen seine Räte nach dem Todesfall den Regierungsantritt ihres Herrn in Celle und den Nebenländern anzeigen sollten. Johann Friedrich, der sich nach verschiedenen Richtungen, aber immer vergeblich, umgethan hatte, um eine hervorragende Stelle unter den katholischen Würdenträgern zu erhalten, war eben von einer italienischen Reise, die er mit Ernst August und Sophie unternommen hatte, verstimmt nach Deutschland zurückgekehrt und erfasste die Gelegenheit des Todes Christian Ludwigs, um sich ohne weiteres in den factischen Besitz des erledigten Herzogtums zu setzen. Als sich Georg Wilhelm endlich aus den Banden der Liebe losriss, fand er sich in der Heimat vor vollzogenen Thatsachen. Johann Friedrich war entschlossen, das größere Territorium für sich zu behalten; es kam beiderseits zu Rüstungen, endlich aber doch zu einem Ausgleiche, in dem Hannover und Celle durch Austausch verschiedener dazu gehörender kleinerer Gebiete ganz gleichgestellt wurden. Hierauf übernahm Georg Wilhelm Celle, Johann Friedrich Hannover. Ernst August, der sich in dem ganzen Erbhandel mit Hingebung für Georg Wilhelm verwendet hatte, erhielt von seinem dankbaren Bruder die Grafschaft Diepholz mit voller Landeshoheit sofort zu eigen. Herzogin Sophie zeigte sich dafür erkenntlich, indem sie die Marquise d'Olbreuse zu sich nach Iburg nahm und es ruhig geschehen ließ, dass diese sich in heimlicher Ehe mit dem Herzog von Celle verband. Eleonore nahm den Titel einer „Frau von Harburg" nach der gleichnamigen Stadt an der Elbe an.

Sophiens Auffassung ihrer Stellung zu diesem Verhältnisse geht sehr deutlich aus ihren Briefen an den Kurfürsten Karl Ludwig, ihren Bruder, hervor, auf den sie neben ihren Kindern nun alle Liebe und Anhänglichkeit übertrug, die von ihren früheren Verehrern nun nicht mehr gewürdigt wurde. Sie schreibt am 16. December 1665

aus Nienburg: „Wir sind hier, um die gegenseitigen und sehr kräftigen Liebkosungen Georg Wilhelms und seiner Signora zu bewundern; ob dieselben von Dauer sein werden, weiß ich nicht. Venus scheint mehr Herrschaft über dessen Geist zu haben, als Pallas und Mars, mit denen er jetzt mehr zu thun habe sollte.“ Iburg, 18. März 1667: „Seit drei Tagen haben wir den Besuch meines Schwagers Georg Wilhelm und auch der Madame v. Harburg. Ersterer ist stets noch derselbe und beweist uns stets die alte Freundschaft; letztere hat sich in Gesicht und Figur sehr verändert, denn sie hat fast nur Haut und Knochen, und ich werde der Madame Degenfeld nicht mehr das Unrecht thun und sagen, dass sie ihr gleiche“. Iburg, 2. April 1667: „Nicht ich habe die sweet family Georg Wilhelms zustande gebracht, sondern ich bin nur politisch klug gewesen, mich nicht zu widersetzen, und dadurch mir einen Mann verbindlich zu machen, welcher meine Kinder zu Erben seines Landes machen will.“ Später lobt sie das bescheidene Auftreten Eleonorens, die nur mit einem sechsspännigen Wagen ausfahre, sich nie auf einen Armsessel setze und nie en cérémonie, sondern nur an einer runden Tafel mit ihr speise. Nicht ohne eine gewisse Befriedigung betont sie immer wieder die Abnahme der körperlichen Vorzüge Eleonorens, von der sie einmal behauptet, sie sei krumm wie eine Basgeige. Dagegen rühmt sie ihre treffliche Laune und Unterhaltung, ihren Geist und ihre Gewandtheit.

Die Gleichgiltigkeit und nur bisweilen von kleinen Bosheiten unterbrochene ruhige Stimmung hielt aber nicht an, als die d'Olbreuse, nachdem sie ihrem Herrn eine Tochter geschenkt, Schritt für Schritt in ihren Ansprüchen vorwärts gieng, die Legitimierung ihrer Kinder, ihre Erhebung in den Reichsgrafenstand mit dem Titel „von Wilhelmsburg“ vom Kaiser erreichte, endlich sogar den Titel einer Herzogin von Braunschweig erhielt und mit Georg Wilhelm nochmals öffentlich getraut wurde. Ernst August hatte zu alledem seine Zustimmung gegeben, nachdem ihn der Bruder durch eine am 15. Mai 1675 ausgestellte Urkunde neuerlich in seinen Rechten auf die Nachfolge im Herzogtum Celle versichert und zugestanden hatte, dass sein Militär, seine Beamten und alle Dienstmannen schon jetzt den Huldigungseid an Ernst August leisteten. Sophie aber klagt ihren

Schwager der Unbeständigkeit an, nennt ihn kindisch und läßt ihrer Bitterkeit gegen die „neue Hoheit von Braunschweig“ freien Lauf. Am 4. Juli 1676 schreibt sie ihrem Bruder: „Lise Lotte (Elisabeth Charlotte von Orléans, ihre Nichte, deren Briefwechsel eine unschätzbare Quelle für die Hofgeschichte und die Geistesströmungen im Anfange des 18. Jahrhunderts geworden ist) teilt mir mit, daſs man sich in Frankreich gewaltig über Georg Wilhelm lustig macht, daſs er eine Creatur geheiratet habe, die alles Mögliche versucht habe, um einen herzoglichen Kammerdiener, namens Colin, heiraten zu können. Diese Geschichte habe ich nie gekannt, sie kann aber als Stoff dienen, um die Romane des Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel zu schmücken. Jetzt hat man herausgefunden, daſs es in Frankreich kein größeres Haus gibt, als das der Madame von Harburg, und daſs diese von Geburt wenigstens Gräfin ist, und Georg Wilhelm ist so unschuldig, alles zu glauben, was man ihm über dieses Capitel sagt.“ Sie erzählt, daſs sich Eleonore um 2000 Thaler habe in Frankreich einen Stammbaum verfassen lassen, der darauf auch im Deutschen gedruckt worden sei. „Wenn ich nicht so geizig wäre,“ setzt sie hinzu, „würde ich einen Stammbaum für meine Kammerfrau anfertigen, diese von Philipp dem Kühnen, König von Frankreich, abstammen lassen und dann das Werk der Herzogin von Orléans schicken, um sie recht lachen zu machen.“ Von Jahr zu Jahr tritt die Abneigung Sophiens gegen die Gemalin Georg Wilhelms schärfer hervor. Ihr legt sie auch die Abhängigkeit der braunschweigischen Herzoge von Ludwig XIV. zur Last. „Wir sind nicht weit entfernt davon,“ schreibt sie am 11. Mai 1679, „Sclaven Frankreichs zu werden; das kümmert aber den Hof von Celle nicht; dort ist man zufrieden, daſs Madame von Harburg von Ludwig XIV. ein Geschenk von 50.000 Thalern erhalten hat und einen Brief, worin sie ‚Herzogin‘ tituliert wird. Sie sehen daraus, wie man daran sein würde, wenn diese Creatur Söhne in die Welt setzte.“

Der Tod des Herzogs Johann Friedrich, der von seiner Gemalin, einer Prinzessin von Holstein-Glücksburg, nur Töchter erhalten hatte, brachte Ernst August das Erbe von Hannover. Es gab jetzt nur noch zwei Linien des Hauses Braunschweig-Lüneburg, und bei dem Umstande,

dass Georg Wilhelms Kinder successionsunfähig waren, musste die Vereinigung beider Territorien zu einem Gesammtbesitze unter Ernst August oder einem seiner sechs Söhne als bevorstehend angesehen werden. Es gelang Ernst August, die Landstände von Hannover und Celle für diese Vereinigung, welche ja den bisherigen Verfassungsgrundgesetzen beider Staaten widersprach, zu gewinnen, doch hatten die Stände von Celle mit ihrer Zustimmung zugleich den Wunsch ausgesprochen, es möge durch eine Heirat zwischen dem ältesten Sohne Ernst Augusts, Georg Ludwig, und der Erbtochter Georg Wilhelms, Sophie Dorothea, jede künftige Gegenbestrebung unmöglich gemacht werden. Damit trat an die Herzogin Sophie die Notwendigkeit heran, mit der verhassten Schwägerin und deren nicht minder gehassten Tochter in die allernächste verwandtschaftliche Beziehung zu treten.

Der Verstand der „philosophischen Kurfürstin", wie sie nach der später erfolgten Standeserhöhung wegen ihres Verkehrs mit Leibniz genannt wurde, siegte über ihre Gefühle. Ihr bangte davor, dass die Erbschaft, der ihr Haus schon so große Opfer gebracht hatte, ihren Nachkommen doch noch entgehen könne, wenn Sophie Dorothea den Sprossen eines anderen reichsfürstlichen Hauses ehelichte. War sie doch schon in ihrer Kindheit mit dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel verlobt gewesen, dessen Tod bei der Belagerung von Philippsburg 1676 sie erst wieder frei erscheinen ließ; war doch das Gerücht von ihrer Vermälung mit dem Prinzen Georg von Dänemark wiederholt aufgetreten und nun auch das Project einer Verbindung mit dem Bruder des gefallenen Prinzen von Wolfenbüttel in Verhandlung. Bei der übergroßen Gefälligkeit, welche der kaiserliche Hof den braunschweigischen Herzogen als Anerkennung für ihre Rückkehr zur kaiserlichen Partei erwies, war es doch nicht ganz ausgeschlossen, dass Georg Wilhelm auch noch die Erbfolgeberechtigung der Tochter der d'Olbreuse durchsetzte und dass auf Grund der bestehenden Teilungsgesetze die Vereinigung von Hanover und Celle ausgeschlossen, endlich auch der Revers Georg Wilhelms als ungiltig erklärt würde. Schon im November 1679 schrieb sie über diese Angelegenheit nach Heidelberg: „Das Angebot von Celle ist eine bittere Pille, aber wenn man sie mit 100.000 Thalern jährlich vergoldet hat, wird

man die Augen zuthun und sie herunterschlucken. Meine sechs Söhne werden groß, Ernst August fühlt sich krank und will daher jene gut versorgt sehen und der Succession sicher sein. Die Sache ist sehr unangenehm, aber hier fragt man wie Jodelet: Ist bar Geld vorhanden? und man wird nichts ohne das thun, d. h. ohne von dem versichert zu sein, was man haben soll." Nach älteren Erzählungen soll Sophie, als sie zur Überzeugung gelangt war, dass die Vermälung ihres Sohnes mit Sophie Dorothea alle Gefahren für die zukünftige Größe ihres Hauses beseitige, am Abend des 14. September 1682 allein nach Celle gefahren sein, weil sie erfahren hatte, dass am 15. September, als am 17. Geburtstage der jungen Prinzessin, über deren Geschick entschieden werden sollte. Sie sei früh morgens in der Residenz ihres Schwagers angelangt, habe diesen noch bei der Toilette getroffen, sich dadurch jedoch nicht abhalten lassen, ihm in einer unbelauschten Unterredung das Jawort für seine Tochter abzuringen, und sei darauf, ohne Mutter und Tochter gesehen zu haben, wieder nach Hannover zurückgekehrt. Diese Episode scheint erfunden zu sein. Herzogin Sophie hatte es nicht notwendig, um die Tochter Georg Wilhelms für ihren Sohn zu werben; die Heirat war eine Frage der Hauspolitik, die von Ministern und Landständen verhandelt wurde, nicht aber die Folge einer plötzlichen Eingebung der Herzogin. Georg Wilhelm glaubte damit das Glück seiner Tochter begründen zu können, Eleonore aber sah in der Erhebung ihres vielangefeindeten Kindes zur Erbprinzessin zweier großer Herzogtümer die höchste Genugthuung für sich selbst. Dass sie dadurch ihr Kind ins Unglück treiben würde, konnte sie nicht ahnen; sie hatte aber Veranlassung genug, die Schwiegermutter ihrer Tochter zu fürchten, und hätte wohl daran denken können, die Zukunft Sophie Dorothea's vor Demütigungen vertragsmäßig sicherzustellen, auf die Zusammensetzung ihres Hofstaates und ihre materielle Stellung Einfluss zu nehmen. Dies geschah aber in keiner Weise. Nachdem Sophie Dorothea am 21. November 1682 mit ihrem Vetter Georg Ludwig vermält worden war, blieb sie nahezu schutzlos dem Übelwollen und der Feindseligkeit ihrer Verwandten ausgesetzt, die von den Gesinnungen der Herzogin Sophie bestimmt wurden.

Über ihre Persönlichkeit und Charaktereigenschaften liegen unparteiische Nachrichten nicht vor. Dass sie aber hübsch gewesen sein muss, geht nicht nur aus den Bildern, die wir von ihr besitzen, sondern auch daraus hervor, dass man von der ihr feindlich gesinnten Seite keine Schönheitsfehler aufzudecken vermochte, was gereizten Frauen sonst immer das nächstliegende Bedürfnis ist. Elisabeth Charlotte von Orléans nennt sie in ihrem Briefwechsel mit Tante Sophie von Hannover und ihren Schwestern, den Raugräfinnen Louise und Anneliese, wiederholt kokett. Sie geht so weit, ihr Verführungskünste gegen den Raugrafen Karlluz (Karl Ludwig), den ältesten der Söhne aus der Ehe des Kurfürsten von der Pfalz mit der Degenfeld, vorzuwerfen, indem sie sagt: „Karlluz macht mich noch die Prinzess von Ahlden hassen, denn hätte die ihn nicht so mit ihrer verfluchten Koketterie verfolgt, wäre er zu Hannover blieben und nicht umkommen.“ (Er starb 1688 in venetianischen Diensten vor Negroponte an Fieber.) Sie nennt sie „blutsübel“, wirft ihr ein „böses Maul“ und eine schlechte Erziehung vor. Wo fände man in der Welt einen Mann, ruft sie aus, der allein seine Gemalin lieb hat. Daraus dürfe jedoch keine Frau für sich das Recht zu allerlei Freiheiten ableiten. Sophie Dorothea habe diese Maxime gehabt, und damit musste sie unglücklich werden. Doch diese Urteile beruhen nur auf Hörensagen und Briefstratsch, dem in jenen Tagen, da die Correspondenz mit mehr Behagen als gegenwärtig gepflegt wurde, eine große Rolle im Leben der vornehmen Gesellschaft zufällt.

Man wird aber nicht fehlen, wenn man das Verhältnis des jungen Paares selbst als ein äußerst ungünstiges bezeichnet. Es ist nachgewiesen, dass Georg Ludwig sich sehr bald mit anderen Damen beschäftigt hat und seiner Frau eine ausgesprochene Kälte, ja Abneigung entgegenbrachte. Dabei war er gemessen und steif und umgab sich solange mit einer abstoßenden Etikette, als er nicht betrunken war. Liebenswürdig verkehrte nur der alte Ernst August mit seiner Schwiegertochter; er war jedoch so sehr mit Politik beschäftigt und durch die Bemühungen, dem Hause Hannover eine neue Kurwürde, die neunte, zu verschaffen, dermaßen in Athem gehalten, dass er kaum Zeit gewann, die Zustände in seiner Familie eingehend zu

beobachten, geschweige zur Milderung der Gegensätze etwas beizutragen. Es machte ihm genug Sorge, dass seine jüngeren Söhne der Einigung Hannovers und Celles widerstrebten, weil sie sich dem älteren Bruder nicht unterordnen wollten. Prinz Maximilian Wilhelm gieng soweit, fremde Fürsten um ihre Intervention zu ersuchen, wodurch er der von den Gegnern Hannovers eingeleiteten Agitation gegen die Verleihung der Kur Vorschub leistete. Er wurde in Haft gesetzt, bis er einen Entsagungsreceß ausfertigte, sein Zwischenträger, Graf Moltke, hingerichtet. Es ist bezeichnend für die Animosität, die am Hofe gegen die Kurprinzessin, wie man sie nun nennen muss, herrschte, dass man von Moltke das Geständnis erpressen wollte, sie habe zu den Vertrauten und Verschworenen Maximilian Wilhelms gehört. Es ist aber doch ohne triftigen Grund nicht zu glauben, dass Sophie Dorothea gegen die Interessen ihres eigenen Sohnes conspiriert haben soll! Die aufs äußerste gespannten Verhältnisse trieben einer Katastrophe entgegen, zu der es nur eines Anstoßes bedurfte.

Im März 1688 erschien zum erstenmale Graf Christoph Philipp von Königsmarck am Hofe von Hannover. Er war der Enkel des berühmt und reich gewordenen schwedischen Heerführers, der Bruder der Gräfin Aurora, Äbtissin von Quedlinburg, deren Beziehungen zu August dem Starken von Sachsen sattsam bekannt sind. Wahrscheinlich 1662 geboren, konnte er — wie behauptet wird — ganz gut der Gespiele Sophie Dorotheas am väterlichen Hofe gewesen sein, es ist aber nicht erwiesen, ebensowenig, dass Aurora um die Hand der Prinzessin für ihn angehalten habe. Seit 1682 hatte er sich an verschiedenen Höfen herumgetrieben, Kriegszüge mitgemacht, ohne jedoch eine bestimmte Bestallung anzunehmen; erst 1689 scheint er in Hannover Oberst eines Regiments geworden zu sein. Es ist aber gewiss, dass er häufig auf Reisen abwesend war und das Leben eines reichen, vermöge seines Namens, seiner Kühnheit und Eleganz allgemein bewunderten Cavaliers auch nach seinem Eintritte in hannoverische Dienste fortgeführt hat. Der englische Gesandte in Dresden nennt ihn in einem Berichte an seinen hannoverischen Collegen einen „lockeren Vogel" und setzt hinzu: „Ich habe ihn in England, in Hamburg, in Flandern und in Hannover als einen

ausschweifenden Debauché gekannt und würde ihm immer aus dem Wege gegangen sein.“ Entweder schon Ende 1693 oder zu Anfang des Jahres 1694 nahm er in Dresden die Stelle eines Generalmajors der kursächsischen Cavallerie an, bald darauf kehrte er nach Hannover zurück, wie sich vermuten läßt, in der Absicht, dort seinen Abschied zu begehren. Am Abende des 1. Juli haben ihn seine Leute zum letztenmale gesehen, seit dem 2. Juli 1694 ist Graf Königsmarck verschwunden. Bis auf den heutigen Tag ist keine authentische Aufklärung über sein Schicksal gegeben worden. Niemand kann mit Sicherheit die Stelle bezeichnen, wo seine Gebeine ruhen. Gleichzeitig mit dem Verschwinden des Grafen erscheint die Kurprinzessin Sophie Dorothea als Gefangene im Schlosse von Hannover, am 13. Juli war es am Hofe bereits bekannt, daſs sich die Brüder Georg Wilhelm und Ernst August darüber geeinigt hätten, die Ehe ihrer Kinder zu scheiden, am 17. d. M. wurde die Prinzessin nach dem Celle'schen Amtshaus Ahlden gebracht, wo sie in festem Gewahrsam blieb, bis der Scheidungsproceſs begann.

Dies die feststehenden Thatsachen, deren Zusammenhang in mannigfachen Varianten festzustellen versucht worden ist. Die trefflichen Untersuchungen von Köcher und Bodemann, die sich an die erste kritische Arbeit über Sophie Dorothea von Archivar Schaumann anschließen, geben uns die Mittel an die Hand, die aus verläſslichen Quellen stammenden Nachrichten von den unzähligen Lügen und Fälschungen zu scheiden, die über die Geschichte der unglücklichen Prinzessin und des Grafen Königsmarck verbreitet worden sind. Wir wollen einen kurzen Überblick derselben geben.

Zunächst muſs hervorgehoben werden, daſs von einer Correspondenz zwischen der Prinzessin und dem Grafen nichts besteht; die zwei einzigen bekannten Briefe Königsmarcks enthalten keine entfernte Andeutung über Beziehungen zu Sophie Dorothea. Von letzterer hat Bodemann ein kurzes undatiertes Schreiben veröffentlicht, das offenbar bald nach dem Verschwinden Königsmarcks geschrieben ist und eine Andeutung enthält, die auf den später noch zu besprechenden Anteil der Gräfin Platen an der Katastrophe hinzudeuten scheint. Es ist an den kurhannoverischen Minister Albrecht Philipp von dem Busche gerichtet und lautet wörtlich:

„J'ay fait reflexion, Monsieur, a ce que je vous ay conté. Je tremble, si le C(omte) K(œnigsmarc) est entre les mains de la dame que vous savez (Platen?), que cela ne fasse tort a sa vie. Ayez la bonté de ménager cette affaire et attendons plutost quelques jours pour estre tout a fait instruits de la destinée du pauvre C(omte). Je remets cependant tout a votre prudence, car dans l'estat ou je suis, je ne peus conserver du bon sens.

A Monsieur Sophie Dorothee.
Monsieur Busch."

Die Processacten sind nur fragmentarisch vorhanden. Äußerungen von Augenzeugen über die zu vermutenden Vorgänge im Schlosse zu Hannover gibt es nicht. Es sind in den Beständen des königlichen Staatsarchivs daselbst nach der Versicherung Köchers, der zuletzt und äußerst gründlich darin geforscht hat, die Spuren geflissentlicher Beseitigung des wichtigsten Materials ganz unverkennbar. Die Kurfürstin hat sogar die Briefe, die sie zwischen dem 8. Juli und dem 18. November 1694 von ihrer Nichte aus Paris erhalten hat, vernichtet; die Auszüge, welche Leibniz daraus gemacht hat, zeigen diese Lücke. Schon die erste officielle Verlautbarung über die Scheidungsangelegenheit vom 23. Juli ist eine absichtliche Verdrehung des Thatbestandes. Es heißt darin: Nachdem die Prinzessin anfangs nur einige froideur gegen ihren Gatten gezeigt hatte, sei ihr durch ihr Hoffräulein v. Knesebeck solcher Widerwille gegen denselben eingeflößt worden, dass sie von ihrem Vater die Erlaubnis, in das elterliche Haus zurückzukehren, erbat. Bei einem Besuche, den sie ihrem Vater in Bruchhausen gemacht, habe dieser ihr zwar befohlen, nach Hannover zurückzukehren und die Ankunft ihres Gemals aus Berlin zu erwarten; sie sei auch darauf wieder in Hannover gewesen, habe sich dann aber noch vor der Rückkehr des Kurprinzen von der Knesebeck verleiten lassen, sich wieder zu ihrem Vater auf den Weg zu machen. Dieser aber habe sie in das „unterwegs gelegene" Amtshaus Ahlden verwiesen und die Arretierung der Knesebeck veranlasst. Aus der Correspondenz zwischen dem Celle'schen Minister v. Bernstorf und dem

Hannover'schen Minister Grafen v. Platen geht jedoch hervor, dass die Verweisung nach dem weitab von der Straße Hannover-Celle gelegenen Ahlden zwischen beiden Höfen vereinbart wurde, und dass man der Kurprinzessin nahegelegt habe, „pour sauver les apparences" zu erklären, dass sie mit dem Kurprinzen weder leben könne noch wolle. Der Besuch in Bruchhausen wird dagegen durch einen Bericht des englischen Gesandten Cresset vom 15. Juni beglaubigt.

In den Fragmenten der Untersuchungsacten findet sich nur eine einzige Notiz, welche den Namen Königsmarck mit dem Fluchtplane der Prinzessin in Verbindung bringt; man vermied auch in den geheimen Acten einen bestimmten Hinweis auf den Zusammenhang des Ehescheidungsprocesses mit dem Verschwinden des Grafen. Es liegt uns aber der Bericht über eine Conferenz von Celle'schen und Hannoverschen Räten vom 5. August vor, der den wahren Sachverhalt durchscheinen lässt. Es wird über eine Vernehmung der Prinzessin in Ahlden referiert. Man hat ihr vorgetragen, „dass alles vollkommen decouvriert und nichts abzuleugnen wäre" und zu verstehen gegeben, „wie sie publice müsste sprechen und bei der anstellenden Separation sich würde zu gouvernieren haben. Sie tesmoignierte: 1. die größte repentance von der Welt, condemnierte sich selbst allerdings, agnoscierte alles, was ihr geschehen und noch mehres meritiert zu haben; bittet um Vergebung, setzt große confiance in des Kurfürsten Generosität; vor dem Kurprinzen scheint sie sich zu fürchten. In facto wollte sie leugnen, au crime gekommen zu sein; erkennete, dass die Apparentien so beschaffen, dass jedermann sie selbst daraus condemnieren müsste, und also ihre Unschuld in hoc passu zu nichts als zu ihrer satisfaction intérieure dienen könnte; leugnete auch, dass er in ihrer Kammer nachts gewesen. In die Separation gebe sie sich; erkennete, dass es nicht wohl anders sein könnte, meinte, die wenige amitie, vielmehr aversion, die der Prinz für sie von vielen Jahren gehabt, hätte sie in dieses Unglück gebracht."

Ihr Beichtiger Casancan schrieb ihrem Vater am 13. August, dass die Prinzessin ihren Fehler (sa faute) und die Gerechtigkeit der ihr auferlegten Strafe einsehe; in zwei aus Anlass des Todes ihres Schwiegervaters im Jahre 1698 an die Kurfürstin Sophie

und ihren Gatten gerichteten Briefen gibt Sophie Dorothea selbst der Reue über ihr Vergehen in bewegten Worten Ausdruck.

Eleonore von der Knesebeck, die vertraute Hofdame der Prinzessin, wurde am 12. Juli verhaftet und bis zum 25. October 1697 gefangen gehalten. An diesem Tage gelang es ihr, aus dem Schlosse zu Scharzfels zu entfliehen. Sie hat an die Wände des von ihr bewohnten Zimmers mit Kohle ihre Bekenntnisse geschrieben, auch haben ihr Beichtiger und ihre Wächter von ihren Behauptungen Kunde gegeben. Sie erklärt sich für ein Opfer der Verleumdung, leugnet die ihr zur Last gelegten Verbrechen, vor allem die Verführung der Prinzessin und beklagt ihr Geschick in Versen, wie folgenden:

„Mein gar allzu gutes Herze
Hat mich in den Kerker bracht,
Anstatt Dankens wird mir Schmerzen,
Wer hatt mir zuvor gesagt,
Daß mir meine große Treue
Bringen würde solche Reue."

Über die Art und Weise, wie sie ihre Treue zur Prinzessin erprobt habe, also über die Veranlassung zu den gegen sie erhobenen Beschuldigungen ist uns kein Wort von ihr erhalten.

Der Ehescheidungsprocess, dessen Schlussacten vorhanden sind, war — wie schon angedeutet — ein Scheinverfahren. Sophie Dorothea hielt ihr Versprechen, gab die „beständige Denegation der ehelichen Treue und vorsätzliche Desertion" zu, die Scheidung wurde ausgesprochen, das Recht der Wiederverehelichung dem Kurprinzen ausdrücklich zuerkannt, von der Kurprinzessin jedoch in dieser Richtung nichts erwähnt, sondern nur im allgemeinen behauptet, dass dem schuldigen Teile dieses Recht nicht zukomme. Georg Wilhelm hat Versuche gemacht, das Schicksal seines Kindes zu mildern, er setzte jedoch nichts durch, sondern gab schließlich sogar seine Zustimmung dazu, sie für immer von seinem Hofe auszuschließen. Es scheint, dass er in seinen letzten Jahren — er war zur Zeit der Katastrophe 70 Jahre alt — nur von zwei Personen beherrscht wurde, von der Kurfürstin Sophie, die den alten Einfluss vollständig wiedererlangt hat, und von seinem Minister Bernstorf, der in Celle wesentlich die Hannover'schen Interessen vertrat und nach der durch den Tod Georg

Wilhelms (1705) herbeigeführten Vereinigung beider Länder leitender Minister des Kurfürsten Georg Ludwig wurde. Herzogin Eleonore hat ihr unglückliches Kind oft in Ahlden besucht, wohin die Prinzessin zurückgekehrt war, nachdem sie während des Processes in Lauenau gewohnt hatte. Mehr als fromme Trostsprüche konnte sie ihr nicht bieten, da sie selbst durch den Sturz der Tochter, auf die sie ihren ganzen Stolz gesetzt, in ihrer Sicherheit und Zuversicht gebrochen worden zu sein scheint.

Die Kinder Georg, später als König von England der zweite dieses Namens, und Sophie Dorothea, seit 1706 Gemalin des Kronprinzen und nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, haben der Mutter Treue und Herzlichkeit bewahrt, nach dem Tode der Kurfürstin Sophie sogar wiederholt öffentlich die Schuldlosigkeit derselben ausgesprochen.

Die Prinzessin bezog anfangs 8000, nach dem Tode ihres Vaters 14.000, nach Erreichung des 40. Lebensjahres 20.000 Thaler, erbte auch die unbewegliche Habe Georg Wilhelms, wogegen Wilhelmsburg den Kindern übergeben wurde. Sie hat daher niemals Not gelitten, wie die verstoßene Pfalzgräfin, für welche Kurfürstin Sophie bei ihrem Bruder vergeblich vorbat; sie soll sogar bedeutende Capitalien gesammelt haben, eines größeren Teiles derselben jedoch durch die Unredlichkeit eines Herrn v. Bahr verlustig gegangen sein. Sie konnte in Ahlden Besuche empfangen, wenn ihr Vater hiefür eine Legitimation ausstellte, Ausfahrten machen, war aber immer von Wachen umgeben.

Das Schicksal Königsmarcks zu ergründen, musste vor allem die Aufgabe seiner beiden Schwestern, der Gräfin Lewenhaupt und der Äbtissin Aurora sein. Letztere begab sich sofort nach Celle und Hannover, ohne jedoch das Geringste in Erfahrung bringen zu können. Der Secretär des Grafen, Hildebrandt, sowie seine Dienerschaft wussten nichts anderes anzugeben, als dass der Graf Sonntag den 1. Juli, nachmittags, sehr unruhig gewesen sei, abends Schreibmaterialien gefordert und vorgegeben habe, er hätte die ganze Nacht zu schreiben. Der Secretär hatte aber selbst gesehen, dass der Graf nach 10 Uhr abends „in einem braunen Regenmantel, einem schlechten weißen Camisol und schlechten grieſen (sic) Leinwand-Sommerhosen" ohne irgendwelche Begleitung seine Wohnung verlassen habe. Seitdem war

er nicht wieder gekommen. Die Berichte über die nachher erfolgten Hausdurchsuchungen erwähnen von Briefschaften, die mit Beschlag belegt worden, auch davon, dass die Hausbediensteten des Grafen noch vor der Amtshandlung eine Cassette mit Briefen nach Celle geschafft hätten, doch sind diese Angaben schon nicht mehr verlässlich.

Auf Veranlassung der Gräfin Aurora wurde der kursächsische Generaladjutant Oberst Bannier nach Hannover entsendet, um dort von der Regierung die Herausgabe des Grafen Königsmarck, der bereits in sächsischen Diensten gestanden sei, zu verlangen. Man antwortete ihm, der Kurfürst wolle dem Grafen den Abschied nicht vorenthalten, habe ihn aber nicht in seiner Gewalt; als Bannier auf Nachforschungen drang, empfieng er den Bescheid, „dass der Kurfürst in selbsteigener Erinnerung Dero hohen obrigkeitlichen Amts es daran nicht würde haben ermangeln lassen", allein die Diener des Grafen hätten bezeugt, dass derselbe oft nächtlicherweile ausgezogen und, ohne Bescheid zu hinterlassen, Nacht und Tag und auch wohl länger ausgeblieben sei; daher fehle jeder Anhalt für eine Inquisition. Hannover sandte in dieser Sache sogar einen außerordentlichen Gesandten in der Person des Obersten Grafen Wittgenstein nach Dresden, dessen Instruction ihn anweist, die Ungewöhnlichkeit des Verschwindens des Grafen zuzugestehen, jedoch zu betonen, dass bei Leuten, die so extraordinär leben, ähnliche Fälle vorkommen können. Als kursächsischen Bediensteten könne Hannover den Grafen nicht anerkennen, er sei vom Kurfürsten noch nicht entlassen worden. Des Grafen Verschwinden habe mit der Sache der Kurprinzessin nichts zu thun, auch bestehe wegen der letzteren kein Gegensatz zwischen dem Kurfürsten und dem Herzog von Celle, sie seien in dieser, wie in allen anderen Sachen ganz einig. Ernst August hat selbst wiederholt dem sächsischen Gesandten auf sein fürstliches Wort erklärt, dass er den Grafen nicht in seiner Gewalt habe. Trotzdem ist Bannier noch einige Zeit hindurch in Hannover sehr unangenehm geworden, ja er hat ganz offen seinen Zweifel an der Glaubwürdigkeit des kurfürstlichen Wortes ausgesprochen. Darauf musste er, ohne Erfolge erzielt zu haben, abreisen. Noch im December 1694 hat er die Überzeugung gehabt, Königsmarck sei nicht todt, sondern werde im Schlosse gefangen gehalten.

Von diesem Glauben war auch die Gräfin Aurora erfüllt. Sie äußerte mit aller Bestimmtheit zu dem kurbrandenburgischen Gesandten in Dresden, v. Chwalkowski, sie hätte gewisse Nachricht, dass ihr Bruder noch lebe, im Schlosse von Hannover gefangen gehalten und aus der kurfürstlichen Küche gespeist werde. Ihre Erzählung von dem Überfalle auf den Grafen, seiner Verteidigung und Verwundung stimmt im wesentlichen mit der Darstellung, die wir in den Memoiren ihres Sohnes finden. Da gerade die Intervention Auroras am kursächsischen Hofe die Veranlassung zu der Anbahnung ihres Verhältnisses zum Kurfürsten gegeben hat, ist es begreiflich, dass die sächsische Regierung in ihrer diplomatischen Action zu Gunsten des Grafen nicht so bald nachgelassen hat. Hannover sandte nach der Abberufung Wittgensteins den in Dresden sehr beliebten Staatsminister v. Ilten dahin, um die sächsische Regierung darüber zu beruhigen, dass man ihre Bemühungen, die Königsmarck'sche Angelegenheit aufzuhellen, unbedingt zurückweisen müsse.

Nicht günstiger verliefen die Nachforschungen des Grafen Lewenhaupt, der den sehr luxuriösen Nachlass seines Schwagers in Empfang nahm. Der Notar in Braunschweig, dem dieselben von den Bediensteten Königsmarcks versiegelt übergeben worden waren, weigerte sich auch längere Zeit, die Sachen herauszugeben, da er an den Tod des Grafen nicht glaubte. Lewenhaupt hat Versuche gemacht, mit der Prinzessin in Correspondenz zu treten; die hannover'sche Regierung hat dies aber durch schärfste Beobachtung seiner Mittelspersonen verhindert. Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass das Gerücht sofort nach der Katastrophe die Gräfin Platen, Gattin des Ministers und intime Freundin des Kurfürsten Ernst August, mit dem Verschwinden Königsmarcks in Verbindung brachte, und dass man ihre Eifersucht als den Grund seines Todes bezeichnete. Aus einem Briefe Elisabeth Charlottens an die Kurfürstin Sophie geht hervor, dass die Kurprinzessin selbst die Platen als ihre Anklägerin bezeichnet hat. Lise Lotte hält auch dies für erlogen und bedauert die arme Gräfin, „die sich gewiss nicht an einen so jungen Menschen wie Königsmarck gemacht hat, sondern ihm flattiert hatte in Hoffnung, dass er ihre Tochter heiraten würde."

Hier müssen wir unsere Zusammenstellung jener Nachrichten, die von der Geschichtsforschung bis heute über die Prinzessin von Ahlden nachgewiesen worden sind, abbrechen, wenn wir nicht in die Flut der Gerüchte und Dichtungen mitgerissen werden wollen, die von nahe- und fernstehenden Personen über die beiden beklagenswerten Opfer der Nacht vom 1. auf den 2. Juli 1694 verbreitet worden sind. Fassen wir das Ergebnis in wenigen Worten zusammen, so muss zunächst gesagt werden, dass der Hass der Kurfürstin Sophie gegen die d'Olbreuse und ihre Tochter der eigentliche Keim des Unglücks ist, in das Sophie Dorothea ohne eigenes Verschulden gestürzt wurde. Sie hat infolge dauernder schlechter Behandlung und Rücksichtslosigkeit ihres Gatten und der diesem ergebenen Hofpartei den Entschluss gefasst, von Hannover zu entfliehen. Sie hat sich zu diesem Zwecke dem Grafen Königsmarck anvertraut, vielleicht, ja wahrscheinlich nicht ganz unwissend über den persönlichen Eindruck, den sie auf den galanten Mann gemacht hatte, und sich seiner zur Flucht bedienen wollten. Die Knesebeck war von dem Fluchtplane, wie von der dem Grafen zugedachten Rolle unterrichtet, vielleicht auch die Vermittlerin der Correspondenz zwischen beiden. Die Entdeckung des Complotts und die Ermordung des Grafen müssen als rasch aufeinander folgend gedacht werden. Sophie Dorothea wurde nicht nur der Desertion, sondern thätlicher Untreue an ihrem Gemal bezichtigt, die sie aber niemals eingestanden hat. Ihre Reue bezieht sich auf den Fehler, den sie begangen, indem sie ihr Geschick einem Fremden anvertraut hat. Es ist nicht unmöglich, dass sie sich erst nach der Katastrophe von den unlauteren Absichten Königsmarcks überzeugt hat. Wenn sie eine wahre und tiefe Leidenschaft für diesen empfunden hätte, würde sie dem pharisäischen Ehegerichte ein ganz anderes Antlitz gezeigt haben, würde sie die Entschuldigungs- und Reuebriefe an die Kurfürstin und an ihren Mann niemals geschrieben haben.

So steht dieser interessante Fall aus der deutschen Fürstengeschichte heute, nachdem der Geschichtschreiber der Lande Braunschweig und Lüneburg, Wilhelm Havemann, zum erstenmale im Jahre 1857 den Kern der Ereignisse aus der schwer zu durchdringenden Schale

von Erfindung und Fälschung herauszuschälen versucht hatte. Mehr als einundeinhalbes Jahrhundert hindurch ist die ganze Welt über die Geschichte Königsmarcks und der Prinzessin von Ahlden belogen worden. Es ist Adolf Köchers Verdienst, mit der umfangreichen Literatur, die sich mit derselben beschäftigt hat, gründlich aufgeräumt zu haben. Höchst bemerkenswert ist es, dass Verwandte der Helden am meisten zur Begründung der in Umlauf gesetzten Legenden beigetragen haben. Zunächst Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel, einst der in Aussicht genommene Schwiegervater Sophie Dorotheas, in seinem Romane „Die römische Octavia". Die erste Auflage war schon im Jahre 1673 abgeschlossen worden. Auf sie mag Kurfürstin Sophie in ihrer früher citierten Bemerkung über die Romanstoffe des Herr Vetters hingewiesen haben, die, aus der höfischen Zeitgeschichte genommen, in antikes Gewand gekleidet wurden.

Die vermehrte Auflage von 1707 brachte nun im 6. Teile eine „Zugabe zum Beschluss der Römischen Octavia" und in dieser die Geschichte der Prinzessin Solane, unter der niemand anderer als die Prinzessin von Ahlden verstanden werden kann. Herzog Georg Wilhelm von Celle heißt darin Polemon von Kappadocien, Ernst August von Hannover Mithridates von Pontus, Eleonore d'Olbreuse die iberische Dynamis, Königsmarck Aquilius u. s. w. Letzterem wird eine von der Spielgenossenschaft in Celle herrührende Leidenschaft für die Prinzessin zugeschrieben, die erwiedert wurde, als Königsmarck in Hannover das Vertrauen der von allen Seiten verfolgten Kurprinzessin gewann. Die Gräfin Platen und der von Ernst August bestochene Minister Bernstorf verraten die intimen Beziehungen Sophie Dorotheas und des Grafen Königsmarck. Dieser Darstellung, in der Wahres mit absichtlich Erdichtetem abwechselt, das dem persönlichen Grolle des intriganten Herzogs entsprang, folgt die 1732 erschienene „Histoire secrette de la duchesse d'Hanover" (aus der Feder des bekannten Baron Pöllnitz) und eine ganze Reihe von Umarbeitungen in deutscher und französischer Sprache, so die „Nachrichten von einer unglücklichen Königin" (1777), der „Essai sur l'histoire de la Princesse d'Ahlden" (1804), „Fredegunde oder Denkwürdigkeiten zur geheimen Geschichte des hannöverischen Hofes" (1825).

Gefälscht, wenn auch nicht ohne historische Grundlage, sind die in den „Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmarck“ von Cramer 1836 herausgegebenen Actenstücke, eine Compilation der im Umlaufe befindlichen Fabeleien ist die Erzählung, die Auroras Sohn, Graf Moriz von Sachsen, in dem Bruchstücke seiner Memoiren vorführt, die der sächsische Archivar v. Weber in das interessante Sammelwerk „Aus vier Jahrhunderten“ aufgenommen hat. Hier ist die heiße, aber hoffnungslose Liebe der Gräfin von Platen zu Königsmarck die Quelle des Verderbens für diesen und die Prinzessin, die Königsmarcks Neigung seit ihrer Jugend erwiderte, aber ihm nie näher getreten war. Die Knesebeck wird durch eine grobe Täuschung veranlasst, Königsmarck zu einem Stelldichein mit ihrer Herrin zu berufen, er kommt in das Wohnzimmer der Prinzessin, die sofort erkennt, dass ein Streich der Platen dahinter stecke und den Grafen veranlasst, zu fliehen. Im Parterre lauern zwei von der Gräfin gedungene italienische Banditen, zwei ihrer Jäger und ein Hoffourier auf ihn, durch die der Graf nach heftiger Gegenwehr verwundet und überwältigt wird. Die Prinzessin, die ihn nebst zweien seiner Mörder im Blute liegen sieht, hält ihn für todt; sie erklärt am nächsten Morgen, dass sie den Grafen seit ihrer Jugend geliebt habe, schuldig sei sie aber nur darum, weil sie ihrem Geliebten in feigem Gehorsam gegen ihren Vater die Treue gebrochen habe. Sie erkenne ihren Fehler, Königsmarck den Zutritt zu ihr gestattet zu haben, der Rest ihres Lebens solle der Reue und Erinnerung geweiht sein. Mit ihrem Gemal könne sie nicht mehr leben, sie würde den Mörder Königsmarcks nur in ihre Arme nehmen, um ihn zu erdolchen. Der Graf ist aber nicht todt, er wird von seinen Wunden geheilt und im Schlosse gefangen gehalten. Sein Schwager Lewenhaupt kommt nach Hannover, erfährt seinen Aufenthalt, will ihn befreien, gelangt nach langen Vorbereitungen bis in sein Zimmer, aber zu spät: Königsmarck war einige Stunden vorher (am 14. Februar 1695) gezwungen worden, Gift zu nehmen.

Eine teilweise entgegengesetzte Auffassung liegt der Erzählung in Limiers „Memoires du regne de George I.“ (1729) zugrunde. Hier will die Prinzessin von dem galanten Abenteurer nichts wissen, sie versagt ihm den Zutritt; die verlassene Maitresse des Kurprinzen benützt

jedoch ihre Kenntnis von der Leidenschaft Königsmarcks, um die Prinzessin zu verderben. Der Schein ist gegen diese, sie wird verbannt und Königsmarck in den Kerker geworfen, aus dem er nicht wieder zutage kam.

Die frechsten Fälschungen wurden aber erst in neuerer Zeit von dem hannover'schen Major Müller in der „Kurzen Erzählung der Schicksale und Gefangenschaft der Fürstin Dora von Aquilon (1840), in desselben Verfassers „Memoiren von Sophia Dorothea" (1847) und in dem Werke „Aurora Königsmarck und ihre Verwandten", Zeitbilder aus dem Schwedischen von Palmblad (1848) verübt. Letzterer gieng so weit, eigenhändig die Handschriften Königsmarcks und der Prinzessin zu fälschen, ohne je Originale davon gesehen zu haben. Graf Schulenburg-Klosterode, der 1852 die verschiedenen Nachrichten und zerstreuten Notizen über die Prinzessin von Ahlden in einem anonym erschienenen Werke zusammengetragen hat, war noch nicht in der Lage, das Gewebe von Lügen zu zerreißen, das diese dunkle Geschichte umgibt; auch seine wohlgemeinte Arbeit ist nach Köchers Urteil nur eine „Neuprägung der fable convenue".

Das Geheimnis der Katastrophe vom 1. Juli 1694 wird voraussichtlich niemals gelöst werden, die Geschichtsforschung hat keinen Anhaltspunkt, noch irgendwelche authentische Nachrichten über die Vorgänge im Schlosse zu Hannover zu erwarten, die jene Nacht gnädig mit ihrem Grauen bedeckte. In der Feststellung ihres Unvermögens, hier volle Klarheit zu schaffen, liegt auch eine beherzigenswerte Leistung der historischen Wissenschaft, die den Einsichtsvollen belehren kann, was er von manchen phantastischen Enthüllungen unaufgeklärter Ereignisse zu halten hat, auf die sich die Gegenwart so viel zugute thut.

Von den Dichtern, die sich mit dem ohne Zweifel anregenden Stoffe beschäftigt haben, sollen, indem wir den 1869 erschienenen dreibändigen Roman von Theodor Hemsen und ein wenig bekannt gewordenes Drama von Bauernfeld nur nebenher nennen, zwei nicht unberücksichtigt bleiben. Paul Heyse's Trauerspiel „Graf Königsmarck" hält sich an die Memoiren des Grafen Moriz von Sachsen. Die Gräfin Platen stürzt den mit anachronistischem Weltschmerz ausgestatteten, schönen, freigebigen Cavalier, dem alle Herzen, selbst die

der Höflinge zufliegen, ins Verderben, weil er, der als Jüngling in ihren Netzen gefangen war, ihr gesteht, daſs er sie nie geliebt, daſs er vor Überdruſs aus ihrer Nähe geflohen sei. Sophie Dorotheas Liebe zu Königsmarck wird durch sein ritterliches Eintreten für sie zur Hingebung gesteigert, deren Grenzen zu ermessen der Dichter dem Zuschauer überläſst. Ganz anders dachte ein Größerer. Schillers Ideen zu einem Drama „Die Prinzessin von Celle" wurzeln in dem Hauptsatz, den er seinen Aufschreibungen voranstellt: „Aus diesem Stoff kann eine Tragödie werden, wenn der Charakter der Prinzessin vollkommen rein erhalten wird und kein Liebesverhältnis zwischen ihr und Königsmarck stattfindet." „Das tragische Interesse", so führt er weiter aus, „gründet sich auf die peinliche Lage der Prinzessin im Hause ihres Gemals und am Hofe ihrer Schwiegereltern. Mit einem Herzen, das Liebe fordert, und im Hause ihrer Eltern einer zärtlichen Behandlung gewohnt, ist sie an den Hof zu Hannover unter Menschen gekommen, die für nichts Sinn haben, als für ihre Fürstlichkeit und für die Vergrößerung ihres Hauses. Als die Tochter einer bloßen Adeligen wird sie an dem stolzen Hof zu Hannover mit Verachtung angesehen. Ihr Gemal hat sie nicht selbst, viel weniger aus Liebe gewählt; blos um die Erbschaft des Herzogtums Celle sich nicht entgehen zu lassen, hat die Kurfürstin ihre Abneigung gegen ein solches Misbündnis überwunden und die Prinzessin ihrem Sohn zur Gemalin gegeben. Die Prinzessin ist in einer Lage, worin viele ihres Standes sich befinden. Es blieb ihr also eines von diesen beiden zu thun: entweder sich mit Klugheit der Verhältnisse Meister zu machen, in denen sie einmal ist, und folglich jene Menschen nach ihrer Weise zu beherrschen. Oder wenn sie dazu nicht den Charakter hatte, sich mit der gewöhnlichen Passivität und Ergebung in diesen Zustand zu resignieren. Eines von beiden würde jede gemeine Weltnatur gewählt haben, aber für das erste denkt sie zu stolz und edel, und für das zweite ist sie zu lebhaft. Eben, weil sie eine edle Natur ist, so verschmäht sie es, sich zu der Armseligkeit der Menschen, mit denen sie zu thun hat, herabzulassen, sie pocht auf ihr Recht, sie hüllt sich blos in ihre Unschuld und natürliche Würde, wofür jene keinen Sinn haben."

Dieſer Charakterſkizze entſpricht der glänzende Aufbau der Handlung, die Schiller ziemlich deutlich ausgeführt hat. Wäre es ihm gegeben geweſen, das in ſeiner Phantaſie ſchon ſo weit geſtaltete Werk zur Vollendung zu bringen, ſo wäre, wie im Wallenſtein, auch hier der Dichter zum Seher geworden. Die mühſame Forſcherthätigkeit unſerer Tage hat im weſentlichen zu beſtätigen gehabt, daſs Schillers künſtleriſche Auffaſſung, die ſich kühn über die verbreitete Meinung erhob, der Wahrheit am nächſten kam.

VIII.

# Die Erziehung der Söhne Max Emanuels von Bayern in Österreich.

(1706—1715.)

In den Sitzungsberichten der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften hat Professor Heigel im Jahre 1888 die Geschichte der Gefangenschaft der Söhne des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern (1705—1714) erzählt und dabei der Sorgfalt Erwähnung gethan, welche von Seite der Kaiser Josefs I. und Karls VI. auf die Erziehung der bayerischen Prinzen verwendet wurde. Ein archivalischer Fund, zu welchem ein Besuch bei dem Grafen Karl von Lamberg auf Schloss Feistritz in Steiermark Veranlassung gab, setzt mich in die Lage, den Nachrichten Heigels noch einige Mitteilungen folgen zu lassen, die einerseits die Charakteristik der Söhne Max Emanuels zu ergänzen vermögen, andererseits aber auch die Einrichtung der Erziehung und des gesellschaftlichen Lebens im Anfange des 18. Jahrhunderts so nahe berühren, dass ihnen ein gewisses, allgemein-culturgeschichtliches Interesse nicht abgesprochen werden kann.

Bayern war im spanischen Erbfolgekriege nach der Schlacht bei Höchstädt in die Gewalt des Kaisers gekommen, während die Kurfürstin Therese Kunigunde, die Tochter Johann Sobieskys, sich mit ihren sieben Kindern im Lande befand; München wurde am 16. Mai 1705

von den Kaiserlichen besetzt und Karl Graf von Löwenstein zum Administrator von Bayern bestellt. Die Kurfürstin hatte am 21. December 1704 in München einem Sohne Maximilian Emanuel das Leben geschenkt, war aber im Februar darauf aus bisher noch unbekannten Gründen allein nach Venedig gereist. Die kaiserlichen Behörden hatten ihr die Pässe für diese Reise erteilt, verweigerten ihr jedoch, als sie zu ihren Kindern zurückkehren wollte, die Bewilligung hiezu. Die kurfürstlichen Kinder, für die der Kaiser dem Administrator die größte Sorgfalt empfahl, erhielten einen neuen Hofstaat. Baron Guidebon wurde zum Gouverneur der Prinzen, Baronin Weichs zur Erzieherin der Prinzessin Maria Anna ernannt. Graf Thürheim, Graf Fugger, Graf Hegnenberg und Baron Lösch versahen die Stelle von Kammerherren. Der Aufstand des bayerischen Landvolkes gegen die österreichische Verwaltung, die den Einwohnern schwere Lasten auferlegte, gab den Anlass zur Abführung der vier ältesten Prinzen Karl Albert, Philipp, Ferdinand Maria und Clemens August von München nach den österreichischen Erblanden, da die Befreiung der Prinzen aus der Gewalt des Kaisers den Aufständischen als eine ihrer Hauptaufgaben vorgehalten worden war. Am 10. Juni 1706 langten sie in Begleitung des Freiherrn von Peschowitz in Klagenfurt an, wo sie von dem Oberstburggrafen Grafen von Rosenberg in Obhut genommen und im fürstlich Portia'schen Palaste untergebracht wurden. Sie wurden sowohl auf der Reise als auch während des Aufenthaltes in der Hauptstadt von Kärnten als Prinzen tituliert und behandelt und genossen in jeder Beziehung ein dem fürstlichen Stande entsprechendes „Tractament". Eine zahlreiche Dienerschaft war um sie beschäftigt, 22 Pferde standen im Marstalle zu ihrer Verfügung, sie machten Spazierfahrten, giengen auf den Vogelfang und genossen im Carneval das Vergnügen des Tanzes. Der kärntische Adel wurde zu den Festen geladen, die zum Vergnügen der Prinzen veranstaltet wurden. Für Maskenanzüge u. dgl. wurden namhafte Summen aufgewendet.

Als Karl VI. den Kaiserthron bestiegen hatte, ordnete er am 6. April die Übersiedlung der Prinzen von Klagenfurt nach Graz an, wo Gelegenheit zu einer glänzenderen Hofhaltung geboten war.

Dorthin wurde nun auch der fünfte Sohn Max Emanuels, Prinz Johann Theodor, der bis dahin in München erzogen worden war, gebracht, da er bei einem Alter von 9 Jahren in den Schulunterricht einbezogen werden konnte, der für seine Brüder eingerichtet worden war. Der inneröſterreichiſche Hofkammerpräſident Graf Karl Weikhart von Breuner wurde mit der Ober-Inſpection über den Hofſtaat der Prinzen betraut und durch eine beſondere Inſtruction vom 9. April 1712 über die Grundſätze belehrt, welche der Kaiſer bei der Behandlung ſeiner bayeriſchen Schützlinge — denn als ſolche viel mehr, denn als Gefangene ſah er ſie an — beobachtet wiſſen wollte.

Während des zweijährigen Aufenthaltes der Prinzen in Graz hatte der Kaiſer wiederholt Veranlaſſung, dem Grafen Breuner Verhaltungsmaßregeln für deren Erziehung zu erteilen. Die betreffenden Briefe ſind im Breuner'ſchen Familienarchive, das durch Erbſchaft auf die ſteiriſche Linie der Grafen von Lamberg übergegangen iſt, erhalten und wohl geeignet, von der ernſten Sorge, die Karl VI. ſeinem vormundſchaftlichen Amte widmete, Zeugnis zu geben. Schon in der erſten Inſtruction wurde dem Grafen Breuner aufgetragen, die Prinzen „zur Andacht und Furcht Gottes, ſodann aber zu recht- und ordentlichen Stunden mittels ihrer theils wirklich habenden und theils noch darüber aufzunehmen nöthigen Lehr- und Exercitien-Meiſter ad literas et scientias, zu den Sprachen und übrigen, dem fürſtlichen Stand wohl anſtehenden Exercitien, als Reiten, Fechten, Tanzen und etwa einer beliebigen Muſik, ſoweit es die Zeit, ihre Geſundheit, Jahr und Kräfte zulaſſen, anzuhalten, ſie auch zuweilen mit einer Hetzjagd, Pürſch und dergleichen ergötzen und unterhalten zu laſſen, jedoch daß hierdurch ihre anderen Studia und Exercitien nicht zurückgeſetzt oder vernachläſſigt werden." Sie ſollen nie müßig gehen, damit ſie nicht in Laſter verfallen, ſondern zu chriſtlicher Tugend und namentlich auch zur Erkenntlichkeit und Devotion gegen den Kaiſer und das Haus Öſterreich angehalten werden. Der Propſt von Mattighofen, der bis dahin die didaktiſche Oberleitung innegehabt hatte, wurde ſeines Dienſtes enthoben, indem ihm zugleich der Fortbezug ſeiner bisherigen Beſoldung zugeſichert wurde, und als Erſatz eine Perſönlichkeit in Ausſicht geſtellt, die den Prinzen

Mathematik, Fortification, Ethik und Politik vortragen sollte. Jeder der fünf Prinzen hatte einen Cavalier als Kämmerer, einen Instructor oder Präceptor und zwei Edelknaben aus dem guten, alten, inneröſterreichiſchen Adel zu erhalten, drei Beichtväter aus der Geſellſchaft Jeſu ſollten außer ihrem geiſtlichen Amte auch den Unterricht in der Philoſophie übernehmen, auch wurde ein Chirurg und ein Apotheker beſonders für ſie beſtellt. Zur perſönlichen Bedienung gebürte jedem Prinzen ein Kammerdiener und drei Lakaien.

Die Beſetzung des geſammten Hofſtaates und der Lehrerſtellen bei den Prinzen verzögerte ſich bis zum Herbſte. Die Bayern ſetzten es durch, daſs auch ihr Adel dabei berückſichtigt wurde, nachdem ſich auch der Adminiſtrator des Kurlandes, Graf von Löwenſtein, geſtützt auf mehrere Supplicationen, in dieſem Sinne beim Kaiſer verwendet hatte. Eine Verordnung vom 28. September 1712 beſtimmte, daſs drei Kämmerer und drei Edelknaben aus dem inneröſterreichiſchen, zwei Kämmerer und zwei Edelknaben aus dem bayeriſchen Adel genommen werden ſollten, und zwar wurden ernannt: zu Kämmerern Johann Joſef Herr von Schärffenberg, Johann Leopold Graf von Burgſtall, Franz Karl Freiherr von Kulmer vom inneröſterreichiſchen, Alois Graf Rechberg und Johann Max Graf Preyſing vom bayeriſchen Adel; zu Edelknaben aus Inneröſterreich ein junger Graf Lamberg, Graf Katzianer und Graf Windiſchgrätz, aus Bayern Baron Henneberg, Baron Gloſer und Baron Schurff. Instructor primarius wurde der frühere Director der Wiener Akademie Ehrenreich Friedrich Ferdinand von Schollberg, von dem das Schreiben des Kaiſers rühmt, daſs er die Politik, das Jus publicum, Historia universalis, Ethik und Geographie viele Jahre mit Ruhm und Lob dociert und erſt kürzlich einige Bände ſeiner Arbeiten publiciert habe; ihm wurde eine jährliche Beſoldung von 1500 Gulden und 150 Gulden Quartiergeld angewieſen. Er war beauftragt, zunächſt dem Kurprinzen und dann, „wenn ihre Jahre es zulaſſen", den anderen Prinzen die aufgezählten Wiſſenſchaften beizubringen. Als Beichtväter wurden P. Andreas Mannersperg, ein Grazer, P. Franciscus Waldtner, ein Wiener, und P. Sigismund Adelmayer, ein Tiroler, genannt; Präceptoren der drei jungen Prinzen waren Simon

Kraußler, ein Steirer, Johann Colin, ein Krainer, und Andreas Kulmig, ein Kärntner. Die Koſten des geſammten Aufwandes für die Prinzen hatte Breuner auf 83.076 Gulden veranſchlagt, der Kaiſer bewilligte für das erſte Jahr 80.000 Gulden „zur Probe", damit man mittlerweile feſtſtellen könne, was etwa bei guter Menage zu erſparen möglich ſei.

Bei Jagden und Geſellſchaften, die von den Prinzen beſucht wurden, ſcheinen ſich Rangſtreitigkeiten ergeben zu haben, auch war der Adel offenbar darüber im Zweifel, ob er den bayeriſchen Gäſten in ähnlicher Weiſe wie den Mitgliedern des kaiſerlichen Hauſes zu begegnen habe. Deshalb verfügte der Kaiſer, daſs bei Jagden nur der Oberſthofmeiſter der Prinzen dienſtlich beſchäftigt ſei, daſs ſein Oberſtjägermeiſter nicht die Verpflichtung habe, ſie zu begleiten, ſondern nur die notwendigen Anſtalten zu verfügen; wenn jedoch dieſer oder einer der kaiſerlichen Miniſter oder geheimen Räte auf der Wildbahn erſcheine, ſo ſolle er zur „Unterhaltung" der Prinzen beitragen. Im übrigen hatten Adel und Gemeine ihnen zwar alle „Civilität und Veneration" zu erweiſen, die Leiſtung der ſogenannten Hofdienſte aber ſowohl bei Jagden als bei Geſellſchaften zu unterbleiben. Am 30. November erfloſs eine kaiſerliche Verordnung über die Präcedenz der Kämmerer und Edelknaben, über die, wie das bei Etikettefragen gewohnheitsmäßig war, Streitigkeiten ausgebrochen waren. Es galt nun die Rangordnung bei den Kämmerern: 1. der Graf von Schärffenberg, 2. der Graf von Rechberg, 3. der Graf von Burgſtall, 4. der Graf von Preyſing und 5. der Freiherr von Kulmer; bei den Edelknaben 1. der Graf von Windiſchgrätz, 2. der Baron von Henneberg, 3. der Graf von Lamberg, 4. der Baron von Gloſer, 5. der Graf Katzianer und 6. der Baron von Schurff.

Wichtiger war es, daſs ſich auch Differenzen zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Umgebung der Prinzen bemerkbar machten, deren Beilegung vom Kaiſer erbeten wurde. Es liegen zwei verſchiedene Reformpläne für die Einrichtung der Erziehung der Prinzen vor, die offenbar von den Beichtvätern ausgegangen waren und deren Tendenz auf eine größere Freiheit im Verkehre zwiſchen den Prinzen und ihren geiſtlichen Berathern abzielte. Beſonderen Eindruck ſcheint jedoch eine Eingabe auf den Kaiſer gemacht zu haben, die auf verſchiedene

Mängel in dem sittlichen Verhalten und Benehmen der Prinzen aufmerksam machte und deren Abstellung als notwendig bezeichnete. Es scheint eben in der Burg zu Graz bisweilen etwas lustiger und ungebundener hergegangen zu sein, als man mit dem Ernste der Erziehung vereinbar hielt.

„Die Gesellschaften", heißt es, „würden nicht nur alle Sonn- und Feiertage, sondern überdies noch zweimal in der Woche, mithin zu oft gehalten. Bei den Gesellschaften erschienen allerhand Frauenzimmer, hohen und geringeren Standes, die nicht alle am besten gesittet wären. In den Gesellschaften würden nebst dem Kartenspiel allerhand Grobheiten, Liebesposſen, sowohl in frechen Geberden als unehrbaren Reden, unanständigen Liedern und Erzählungen von einigen Edelknaben verübt, ohne Scheu vor den jungen Prinzen, mit welchen sie wie mit ihresgleichen gar zu vertraulich umgiengen; daher käme, dass die Prinzen recht gemeine Freiheiten in Geberden und Gemüt führten. Ein und anderer Prinz rede auch schon vor den Kammerdienern von weiberischen Unehrbarkeiten, die sie so oft sehen und hören, und hätten nichts als die Weiber und das Spielen im Kopf. So dauerten auch die Gesellschaften zu lang, indem selbe um 6 Uhr abends anfiengen und vor halb 11 oder gar 11 Uhr sich selten endigten, welches große Unordnung bei den Prinzen und Ungelegenheit bei allen Bedienten verursachte, die vor halb 1 oder 1 Uhr nachts niemalen vom Hof nach Hause kämen. Die gemeine Beisammenwohnung konnte nicht mehr ohne Verderbung der Prinzen gestattet werden, weil sie von ungleicher Art, Sitten und Gemütsneigungen wären und einer von dem andern an dem Guten verhindert und zum Üblen verführt würde, ja gar oft den brüderlichen Frieden und Ehrerbietung nicht beobachteten. Deswegen eine Absonderung jeglicher Prinzen vonnöten wäre, damit nebst Verhütung des Bösen eine bessere Anführung zum Guten geschehen möge." Im weiteren wird erwähnt, dass außer dem Kurprinzen die übrigen zu wenig Zeit auf die freien Künste verwenden, die Sprachen und „Festungsriß" vernachlässigen. Mit den Kammerdienern herrsche zu große Vertraulichkeit, allerhand „Zeitungen" und „liederliche Begebnisse" werden durch diese den Prinzen bekannt.

Graf Breuner hat diese Bemerkungen dem Kaiser am 14. Jänner 1714 selbst vorgelegt und erhielt darüber schon unter dem 17. d. M. eine Erledigung, die die getadelten Missbräuche in energischer Weise abzustellen suchte. Die Spielgesellschaften mussten in der Zahl beschränkt, die Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes, die sich im Verkehr mit den Prinzen ungebürlich benehmen sollten, dem Kaiser bekanntgegeben werden. Um die lange Dauer der Gesellschaften zu verhindern, wurde angeordnet, dass die Nachtmahlzeit im Winter um 8, im Sommer um 9 Uhr aufgetragen werde, da offenbar eine Teilnahme der Gäste an derselben ausgeschlossen war. Das Verhalten der Brüder gegen einander solle genau beobachtet und, wenn es nötig sein sollte, für deren Absonderung gesorgt werden. Der Kaiser verlangte genauen Bericht über die Tageseinteilung jedes einzelnen Prinzen und befahl, strenge darauf zu sehen, dass sie nicht müßig gehen, oder „mit leeren Sachen gar üppig" die Zeit zubringen. Besonderes Augenmerk war auf die Prinzen Philipp und Ferdinand zu richten. Wegen des Fastens möge sich der Graf Breuner mit dem Oberhofmeister der Prinzen auseinandersetzen.

Der Kurprinz Karl Albert, der damals im 17. Jahre stand, war 1714 in die von den Jesuiten geleitete Akademie (Universität) zu Graz eingetreten, die in den beiden bestehenden Facultäten, der theologischen und der philosophischen 362 Hörer zählte. Er hatte bereits mehrere Privatdisputationen abgehalten, als er sich anschickte, auch öffentlich zu disputieren. Es bestand die Absicht, die von ihm zu verteidigenden Thesen dem Kaiser zu widmen; dieser verfügte jedoch, dass der Prinz zwar „disputationem ex universa Philosophia" halte und ihm dieselbe dediciere, „jedoch mit diesem Unterschied, dass die Theses ohne weitere Überschrift, als bloße Theses oder Disputatio und ohne Dedication zur leichteren Austeilung nach erfolgter Approbation in den Druck gegeben, die Dedication aber von ihm eigenhändig geschrieben und dem Kaiser von ihm in literis suis sammt beigeschlossenen gedruckten Thesibus überschickt werde".

Die Befriedigung über das gute Benehmen und die wissenschaftlichen Leistungen Karl Alberts wurde auch nach diesem Erlasse

noch durch Klagen über das Verhalten seiner Brüder beeinträchtigt. Aus einem Schreiben des Kaisers vom 14. März l. J. entnehmen wir, dass die jungen Herren ihren Oberhofmeister durch „üble Antworten, spöttische Einreden und verächtliche Geberden" gekränkt haben, „seine wohlmeinenden correctiones nicht nur in den Wind schlagen, sondern auch übel denken". Es wurde deshalb die Absonderung des Prinzen Philipp in einer besonderen Wohnung verfügt und ihm ein eigenes Dienstpersonal beigegeben, der Edelknabe v. Gloser entlassen und dem Grafen Breuner aufgetragen, den Prinzen im Namen des Kaisers ihr „übles Beginnen und böse Manier" vorzustellen und sie zu „besseren, ihnen und anderen wohl erzogenen Prinzen anstehenden Sitten und Tugenden" zu ermahnen. Andererseits zeigt sich das Wohlwollen und die wirklich väterliche Gesinnung des Kaisers in dem Umstande, dass er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, den seiner Obhut unterstehenden Kindern eines verwandten deutsches Hauses, wenn sie ihre Pflichten erfüllten, auch eine Freude zu machen. Der Oberstallmeister Graf Fugger wurde angewiesen, für die Prinzen einen Zug Pferde sammt einer Chaise anzukaufen, damit sie ihre freie Zeit zu Spazierfahrten verwenden können und dafür mit Verordnung vom 7. Februar eine Summe von 1300 Gulden zur Auszahlung bewilligt.

Woher die jüngeren Prinzen die Anregung zu dem vom Kaiser gerügten unpassenden Benehmen gegen ihren Oberhofmeister (Graf Thürheim) erhalten haben, dürfte aus einem Schreiben zu entnehmen sein, das einer der Beichtväter, der Jesuit Franz Waldtner, an den Landeshauptmann gerichtet hat. Dieser Waldtner war zugleich Lehrer der Philosophie bei Karl Albert; es muss daher Verwunderung erregen, dass sein Briefstil, ja selbst die Rechtschreibung hinter dem Durchschnittsmaß der Ausbildung, über das jeder Kanzleibeamte jener Zeit verfügen musste, nicht unerheblich zurückbleibt. Er legt dem Grafen Breuner als Nachtrag zu einer längeren, nicht vorhandenen Beschwerdeschrift noch drei Punkte zur Beachtung bei der Erziehung der Prinzen vor: „1. daß deß H. Doctoris Medici Aulici gutachten, oder widerrathen, so woll die speißen arth, als andere gesundheits Beobachtung betröffent, von H. Oberhoffmaister

allweg in gute acht und folge soll genohmen werden. 2. daß H. Oberhoffmaister die Prinzen mit keiner bestraffungsbuß, welche for anderen Officiren und bedienten scheinbar ist, belegen soll. 3. daß H. Oberhoffmaister in offentlichen processu deß ganzen Hoff eine ordentliche raihe deren Hofflaith halten solle. In welchen wir Hoffbeichtvätter den plaz gleich vor denen Cammerherrn zu haben urtheillen, nach gewohnheit der Wieneriſchen Höff, bey welchen die Hoff Patres unter denen oder gleich for denen Cammerherrn gehen, und kainen weltlichen oder geiſtlichen Herrn Instructori weichen darffen. So Ihro Hogräffl. Excellenc aber auß dero Obergewalt hierin bey H. Oberhoffmaister ſich unßer anzunehmen belibete, wurde dißer dritte punct zu notiren nicht vonnethen ſein. Vrſach aber deß erſten punct iſt: Weillen H. Doctor Medicus ſich öffter beklagt, daß ſein ſchuldige ermahnung bey H. Oberhoffmaister gar ſchlecht geachtet werden, in widerſetzung verworffen, mit etwelchen anſtoß der geſundheit in denen Prinzen. Urſach des anderten punct: weillen deren Prinzen Hörzogliche würde durch offentliche bueßen gemindert wird bey denen bedienten. Die Prinzen aber auß Schamhafftigkeit nur erbittert und den Oberhoffmaister abhold werden, daß ſie ihm zu Trutz andere ungelegenheiten machen. Urſach deß dritten punct: weillen durch offentliche nachſezung deren beichtvätter dero geringhaltung denen Prinzen eingedruckt wird, indem doch bey einem catholiſchen Fürſten dero Perſon-beichtvatter in großer beehrung ſein ſoll, und auch iſt bey allen Höffen, wir aber unter dißen Oberhoffmaister daß widerſpill erfahren."

In den letzten Worten iſt es deutlich ausgeſprochen, daß die Jeſuiten der weltlichen Leitung der Prinzenerziehung Oppoſition gemacht haben und daſs der Geiſt des Widerſpruches, der unter den jungen Prinzen gegen ihre höchſte Autorität bisweilen laut wurde, nicht von ihnen allein ausgieng, ſondern von denjenigen angefacht wurde, die am meiſten hätten beitragen ſollen, ihnen Zucht und Unterwerfung unter einen höheren Willen beizubringen. Es ſcheint dem Grafen Breuner gelungen zu ſein, dieſe Differenzen einigermaßen auszugleichen, denn ein kaiſerliches Schreiben vom 4. Auguſt 1714 ſpricht ſich nicht nur höchſt anerkennend über das „Wohlverhalten und beſtändige Application" Karl Alberts aus,

sondern belobt auch die wahrgenommene Besserung im Verhalten seiner Brüder. Der Kaiser gestattete nunmehr auch, dass die Prinzen „Jemanden, und zwar wen und wann sie wollten", zu ihrem Vater nach Frankreich abschicken und ihm Nachricht über ihr Befinden geben. Der nötige Pass war schon vorbereitet und das Reisegeld für den Abgesandten angewiesen.

Nachdem am 14. September der Friede zu Baden abgeschlossen worden war, nahm auch die Gefangenschaft der bayerischen Prinzen ein Ende. Am 2. Februar 1715 gab der Kaiser den Auftrag, die Rückreise derselben nach München einzuleiten, indem er gleichzeitig den Kurprinzen durch die Verleihung des Goldenen Vließes auszeichnete, um dem Kurhaus seine besondere Achtung zu bezeugen. Aus München langte der kurfürstliche Kammerrat und Truchseß v. Hartenfels, aus Wien der Hofkammerrat Anton Ehrenreich Freiherr v. Peschowitz, derselbe, der die Prinzen schon 1706 nach Kärnten begleitet hatte, zu deren Übernahme in Graz an. Ende März dürfte die Abreise erfolgt sein. Am 8. April war, wie Heigel berichtet, die ganze kurfürstliche Familie nach mehr als zehnjähriger Trennung auf Schloss Lichtenberg wieder vereinigt. Der Eindruck der stattlich herangewachsenen Jünglinge auf die Eltern und den gesammten Hof scheint ein sehr günstiger gewesen zu sein und es kann als der Ausdruck eines wahrhaften und aufrichtigen Gefühles angesehen werden, dass Max Emanuel am 14. April dem Kaiser schrieb: „Gleichwie ich mit meines und meiner Gemahlin Liebden äußerstem Vergnügen meine Prinzen in erwünschlichem Wohlsein übernommen und mit noch mehrerer Freud an selbigen die beste Education, welche Ew. kaiserl. und königl. Majestät ihnen gütigst angedeihen lassen, erfunden, so werden ich und sie, meine Prinzen, uns solch kaiserl. und königl. höchsten Gnaden zu aller Zeit lebenslang unter thänigst erinnern." Fürwahr, der Kaiser hätte auch auf die Erziehung von Prinzen seines eigenen Hauses nicht mehr Sorgfalt verwenden und sich deren geistiges und leibliches Wohl nicht besser angelegen sein lassen können. Die Fabel von der unwürdigen oder gar schimpflichen Behandlung der jungen Wittelsbacher in Österreich wird hoffentlich für immer beseitigt sein.

IX.

# Cagliostro in Straſsburg

(1780—1783).

Im Verhältnis zu der Berühmtheit, die ſich Giuſeppe Balſamo aus Palermo, der ſich Graf v. Caglioſtro nannte, unter ſeinen Zeitgenoſſen erworben hat, iſt die Zahl der Mitteilungen über ſeine Perſon und ſein Auftreten, die uns von ſeinen Freunden und Anhängern oder überhaupt von Perſonen gemacht wurden, die mit ihm verkehrt haben, ſehr gering. Von den Hunderten und Hunderten Irregeführten und Getäuſchten, die zum großen Teil jenen Kreiſen angehörten, in denen die Aufzeichnung von Erlebniſſen zu den Liebhabereien gehört, hat außer der freimütigen Kurländerin Eliſe von der Recke niemand den Mut gehabt, ſeine Leichtgläubigkeit offen einzugeſtehen und der Nachwelt darüber Aufklärung zu geben, wie es denn eigentlich gekommen iſt, daſs „Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger“ — wie Goethe ſagt — „dieſen Menſchen und ſeine Poſſenſpiele jahrelang verehrten, ſich durch die Gemeinſchaft mit ihm über andere erhoben fühlten und von der Höhe ihres gläubigen Dünkels den geſunden Menſchenverſtand bedauerten, wo nicht geringſchätzten.“

Was die Perſon, die Herkunft, die Schickſale und Abenteuer des ſicilianiſchen Hochſtaplers betrifft, der noch heute an Geſchicklichkeit des Benehmens und der Verſtellungskunſt alle ſeine zahlreichen Nacheiferer

in den Schatten stellt, so kann unsere Neugierde seit der Veröffentlichung der römischen Processacten und der Erhebungen Goethes in Palermo zufriedengestellt sein, unser Interesse an der Gesellschaft, auf die sich seine Wirksamkeit erstreckt hat, ist weit größer und berechtigter. Es kann zum Verständnis jener merkwürdigen Zeit, in der sich zwei grundverschiedene Weltanschauungen berührten, nicht unwesentlich beitragen, wenn wir die Auffassung kennen lernen, die sich von den besonderen Eigenschaften des geheimnisvollen Fremdlings verbreitet hatte, wenn wir den Geistes- und Seelenzuständen nachforschen, die den fruchtbaren Boden für die Entfaltung eines ziemlich nachhaltigen Wahnglaubens abgegeben haben.

Es gewährte mir daher eine freudige Überraschung, als ich im Herbste 1892 bei Sichtung alter Papiere und Briefschaften der gräflichen Familie Lamberg, die seit einem Jahrhundert im Schlosse Feistritz in der Oststeiermark aufbewahrt wurden, die Reste einer Correspondenz fand, in der von einem mehrere Monate währenden Verkehre zweier Mitglieder des Hauses Lamberg mit Cagliostro Nachricht gegeben wird. Die betreffenden Briefe sind umso wertvoller, als sie aus der letzten Zeit des Aufenthaltes Cagliostros in Strasburg stammen und die bis jetzt in Geltung befindlichen Angaben über den Zeitpunkt und die Veranlassung seiner Entfernung aus dieser Stadt teilweise aufheben. Auch Louis Spachs Darstellung des Lebens und Treibens der Strasburger Gesellschaft während der Anwesenheit des Wundermannes in Strasburg, die er in den V. Band seiner Œuvres choisies aufgenommen hat, erfährt mancherlei Ergänzung und Berichtigung durch einzelne Daten jener Briefe, deren Richtigkeit von niemandem bezweifelt werden wird, der sich mit ihrem Inhalte vertraut zu machen gesonnen ist.

Cagliostros Berührungen mit Deutschen sind nirgends so häufig gewesen wie in Strasburg, wo die deutschen Elemente in der Gesellschaft damals noch die weitaus überwiegenden waren, obwohl die Stadt seit hundert Jahren von den Franzosen besetzt war. Nicht nur die zahlreichen Vergnügungs- und Geschäftsreisenden, die aus den östlichen Ländern kamen, verweilten mit Vorliebe einige Wochen unter der lebenslustigen Bevölkerung der alten Reichsstadt, sie war

auch häufig das Ziel von kleineren Ausflügen für die nächsten Nachbarn, die sich von dem nach Pariser Schnitt eingerichteten geselligen Leben, von Bällen, Soireen und Komödien angezogen fühlten. Cagliostro ist an keinem anderen Orte so lange Zeit ununterbrochen seßhaft gewesen wie in Straßburg, er scheint dort so ruhig und sorgenfrei gelebt und so großes Ansehen genossen zu haben, daß ihm das Scheiden wirklich schwer fallen mußte. Franzosen und Deutsche wetteiferten in Bewunderung und Verehrung für ihn und verbreiteten den Ruhm seiner Weisheit in alle Welt. Nach den Enttäuschungen, die er in Berlin und St. Petersburg hatte erleben müssen, nach den Entbehrungen, die der Verkehr mit dem puritanisch-mystischen Kreise in Mitau mit sich gebracht hatte, bot Straßburg, das nur als Vorbereitung für Paris dienen sollte, unerwartete Erfolge.

Es mag sich daher lohnen, vor dem Beginne unserer Schilderung der Beziehungen Cagliostros zur Familie Lamberg die Urteile zu prüfen, die nach seinem ersten Auftreten in Straßburg über ihn gefällt worden sind, und die wenigen Äußerungen von Augenzeugen seiner Handlungen und seines Benehmens zusammenzufassen.

Was die Baronin Oberkirch in ihren Memoiren über ihre Begegnung mit dem angeblichen Grafen in der Gesellschaft des Fürstbischofs und Cardinals Louis v. Rohan, des Helden der Halsbandgeschichte, erzählt, reicht in die erste Zeit seines Straßburger Aufenthalts zurück. Er war im Herbst 1780 daselbst angelangt und im Gasthofe „Zum Geist“ (am Thomasstaden) abgestiegen. Später soll er sich, wie Rathgeber in seinen Aufsätzen über den letzten Fürstbischof von Straßburg („Straßburger Post“, 1883) erzählt, auf dem Paradeplatz (dem heutigen Kleberplatze) eingemietet haben. Baronin Oberkirch hat ihn noch in demselben Jahre beim Fürstbischof kennen gelernt. Er geberdete sich ihr gegenüber sofort als Wahrsager und Prophet, fixierte sie lange Zeit auf unverschämte Weise und führte dadurch sogar eine unangenehme Scene mit dem Baron Oberkirch, ihrem Gatten, herbei, die mit einer schroffen Abfertigung Cagliostros geendet hätte, wenn nicht die außerordentliche Geschicklichkeit und unwiderstehliche Liebenswürdigkeit Rohans dies zu verhindern gewußt hätte. Die Baronin gibt sich den Anschein, als ob nicht nur ihr Mann, sondern auch sie selbst

den Italiener als Abenteurer erkannt hätte, sie weiß jedoch den Eindruck, den er auf sie gemacht hat, nicht genug hervorzuheben. „Ich war ganz erstaunt über die Art," äußerte sie sich, „wie er bei dem Fürstbischof von Straßburg auftrat, konnte den Pomp nicht begreifen, mit welchem er sich anmelden ließ und auch empfangen wurde. Cagliostro war nicht gerade schön; seine Physiognomie war aber die merkwürdigste, die ich je gesehen habe. Sein Blick hatte eine beinahe übernatürliche Tiefe; der Ausdruck seiner Augen wechselte und war bald Flamme, bald Eis; der Mann zog zugleich an und stieß wieder zurück; bald flößte er Angst ein, bald weckte er eine unüberwindliche Neugierde." Der Cardinal war schon damals völlig eingenommen von dem gewandten Italiener, der über ungewöhnliche schauspielerische Mittel verfügte. Er hatte nicht nur seinen Blick, sondern auch sein Organ vollkommen in der Gewalt, seine Prophezeiungen, die nach den besten Mustern antiker Orakelmacher componiert wurden, sprach er „mit einer so ehernen Stimme, als ob sie aus einer mit Krepp umflorten Trompete ertönten." Sehr bemerkenswert ist es, daſs seine Anhänger nicht an Zauber und Wunder glaubten, die durch Cagliostro vollbracht würden, sondern daſs sie ihm, wie es Kindern der Aufklärungsepoche ziemte, den Besitz von Kenntnissen zuschrieben, die er sich auf natürlichem Wege erworben hätte, jedoch mit keinem seiner Jünger zu teilen beliebte. „Herr von Cagliostro ist ein Gelehrter," erklärte Rohan der Baronin Oberkirch, „solche Leute darf man nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe bemessen und muſs ihnen manches nachsehen."

Eine Geschichte, die von der Baronin aus dem Jahre 1781 mitgeteilt wird, gibt uns Beweise von den Fortschritten, die Cagliostro auf dem Gebiete der Taschenspielerei und der Fälschung gemacht hatte, und wie er dieselben als Zeugnisse seiner geheimnisvollen Gelehrsamkeit zu verwerten wuſste. Der Cardinal hatte einen Brillantring von ihm erhalten, auf dem das Rohan'sche Wappen eingraviert war. Der Ring soll einen Wert von 20.000 Livres repräsentiert haben. „Er hat ihn gemacht," sagte der entzückte Cardinal zur Baronin, „verstehen Sie mich recht; er hat ihn aus dem Nichts entstehen lassen. Ich habe es selbst gesehen; ich stand dabei, die Augen

beständig auf den Schmelztiegel geheftet; ich war von Anfang bis zu Ende Zuschauer des Experiments. Nun, das ist doch wohl Wissenschaft? Was meinen Sie dazu, Frau Baronin? Man kann doch nicht behaupten, er ködere mich oder beute mich aus. Der Juwelier und der Graveur haben den Stein auf 25.000 Livres geschätzt. Sie werden mir zugeben, beste Baronin, dass der Mann, der solche Geschenke machen kann, zum mindesten ein sonderbarer Spitzbube sein muss." Der Cardinal war auch überzeugt, dass sein Gönner Gold machen könne, und versicherte, dass dieser in den Giebeln des Schlosses zu Zabern schon 5—6000 Livres Gold verfertigt habe.

An diesen Behauptungen lässt sich keine Kritik üben, wir sind nicht in der Lage, zu unterscheiden, ob die Baronin Oberkirch bei der Abfassung ihrer Memoiren mehr von Wahrheitsliebe oder, was bei den geistreichen Damen gewöhnlich beobachtet werden kann, von dem Bemühen geleitet wurde, ihre Zuhörer durch frappante Mitteilungen zu unterhalten; wir wissen auch nicht, ob der galante Cardinal ausschließlich der Betrogene war, oder ob er nicht ein besonderes Vergnügen daran gefunden hat, die Strasburger Société in Aufregung und Staunen zu versetzen. Dass es ihm und Cagliostro ganz besonders darum zu thun gewesen sein muss, die interessante Baronin in den Kreis der Eingeweihten zu ziehen, lässt sich aus den Memoiren entnehmen. Der Verstand und die vornehme Gesinnung des Barons Oberkirch scheinen die weitergehenden Pläne der beiden Vertrauten zerstört zu haben.

Der nächste Zeuge, der sich als unmittelbarer Beobachter über Cagliostros Leben und Treiben in Strasburg ausspricht, ist der Professor der Theologie an der Universität daselbst, Lorenz Blessig. Dieser war durch den in Strasburg verstorbenen Grafen Medem, einen Bruder der Freifrau von der Recke, mit dieser in Beziehung getreten, er hatte die Briefe, die von dem Geschwisterpaare zwischen Strasburg und Mitau gewechselt worden waren, veröffentlicht und stand mit der geistig anziehenden und anregenden Kurländerin in Correspondenz. Es ist begreiflich, dass dieselbe über die Schicksale des Mannes, der längere Zeit hindurch einen so großen Einfluss auf ihr Gedanken- und Gefühlsleben genommen hatte, Aufklärung wünschte,

dass sie, die von einer gläubigen Jüngerin seiner neuen Heilslehre zu seiner gefährlichsten Feindin geworden war, nachdem sie erkannt hatte, in wie grober Weise sie von ihm getäuscht worden war, seine Wege mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte, um Material für die Anklage zu gewinnen, die sie öffentlich gegen ihn zu erheben gesonnen war. Bleffig, an den sich die Freifrau um Auskunft gewendet hatte, war sich, als er den bekannten Brief vom 7. Juni 1781*) schrieb, über das Wesen des Mannes, den er zu charakterisieren hatte, noch nicht klar geworden. „Man lügt so viel für und so viel wider diesen außerordentlichen Mann, er ist auch selbst in der Hauptsache so geheim, dass ich glaube, man müsse noch zur Zeit auf völlige Gewissheit in Ansehung seiner Verzicht thun." Seine Hauptthätigkeit entwickelt er, soweit Bleffig unterrichtet ist, als Arzt. Das confuse mediciniſch-siderische System, das er seinen Gläubigen auseinandersetzt, scheint dem durchaus ehrlichen Professor doch einigermaßen imponiert zu haben; denn dieser wagt es nicht, den Unsinn als solchen zu bezeichnen. Sein großes Ansehen hat er durch einige glückliche Kuren an Armen begründet, durch die Zuversicht, mit der er Heilung versprach, durch den intimen Verkehr mit den ersten Persönlichkeiten der Stadt. „Die Neugierde trieb eine unzählige Menge Leute hin. Gelehrte, Officiere, Ärzte, Naturkundige, Freimaurer; in dieser letzten Rücksicht besuchten ihn auch einige Prinzen und andere Herren; es wurde nach und nach Mode, zu Cagliostro hinzugehen, und da er gerade am Paradeplatz logierte, so strömte um Mittag ein großer Teil der Garnison hin, man gieng in die Assemblée zu ihm; hier wurde nun freilich mancher junge Lieutenant durch seine übergroße Neugierde dem guten Grafen lästig, und um diese Gattung Gesellschaft loszuwerden oder um ihrer zu spotten, erzählte er ihnen sehr ernsthaft, dass er auf dem Rothen Meere geboren sei, dass er 150 Jahre alt sei u. dergl." Mit den Ärzten in Consultation zu treten, schlug er jedesmal ab, er spricht von den Geistlichen mit derselben Geringschätzung wie von den Ärzten. Bleffig weiß auch, dass Cagliostro es verweigert hatte, sich

*) Neuerlich abgedruckt in der „Elass-Lothringischen Zeitung" (1882, 12. Februar und 26. März) von Rudolf Weisstein, dessen Auszügen aus den Memoiren der Baronin Oberkirch ich gefolgt bin.

im Verkehre mit dem Professor Norberg aus Upsala, der im Orient die arabische Sprache erlernt hatte, derselben zu bedienen; aber er zieht die naheliegende Folgerung, dass er wahrscheinlich darin zu wenig bewandert sei, nicht. Er spricht jedoch die Vermutung aus, dass Cagliostro „den größten Teil seiner Zeit und seines Ruhmes" in Strasburg bereits durchlebt habe. „Einige seiner großen Verehrer seien ihm abtrünnig geworden, sie klagen wechselweise heftig gegen einander." Die Protection des Marschalls v. Contades habe verhindert, „dass man ihn nicht als einen Charlatan sans aveu aus dem Reich verbannte". Von Geldgeschäften und Schwindeleien, die auf Gewinn ausgiengen, hat Blessig nichts gehört. Er bemerkt ausdrücklich, dass Cagliostro, dem er den Grafentitel gibt, obwohl sich Cagliostro selbst dahin geäußert haben soll, „dass er sich nicht auf Geburt, sondern auf geheime Kenntnisse gründe", weder Geldsendungen noch Wechselbriefe erhalte; die Quelle seines Reichtums ist ihm unbekannt, ja er stellt nicht einmal Hypothesen über dieselbe auf.

Wenige Wochen, nachdem Professor Blessig sein Schreiben an die Freifrau von der Recke gerichtet hatte, erschien in den „Oberrheinischen Mannichfaltigkeiten" ein Aufsatz, der sich mit dem vielbesprochenen Manne beschäftigte und offenbar jene Meinung zum Ausdruck brachte, die sich in dem nicht nur scheinbar, sondern wahrhaft aufgeklärten Teile der Bevölkerung von Strasburg und des Nachbarstädten allmälich über ihn gebildet hatte. Die genannte Wochenschrift, deren erstes Stück am 28. Mai ausgegeben worden war, wurde in Basel gedruckt und verlegt, besaß aber in Strasburg beim Buchhändler Stein eine eigene Ausgabestelle und wurde dort ohne Zweifel vielfach gelesen. Das achte Stück vom 16. Juli 1781 wird mit einem „Auszuge eines Briefes von Hans Görge in Colmar an seinen Gevattermann Krummholz in Basel" eröffnet, der vom 10. Juni datiert ist. Der Artikel verdient es, der Vergessenheit entrückt zu werden, er ist frisch und freimütig geschrieben und erinnert in dem humoristischen Tone, den er bisweilen anschlägt, an den „Rheinischen Hausfreund", der zwei Jahrzehnte später auf demselben Boden erwachsen ist. Einige Sätze aus demselben werden uns nachweisen, wie man unter jenen biederen Alemannen, bei denen der gesunde

Menschenverstand die „Aufklärung“ überwog, von dem Schoßkinde der vornehmen Herrschaften geurteilt hat.

„Lieber Gevattermann!“ schreibt Hans Görge aus Colmar, „Er hat mich in seinem letzten Brief gefragt, was ich von Graf Cagliostro in Strasburg halte. Sieht er, Gevattermann, dies ist eine schwere Frage! Ganz gewiß glaubt er, ich habe mich deswegen solang in Strasburg aufgehalten, um mein steif Bein curiren zu lassen, aber da irrt er sich; ob ich ihm schon gestehen muß, daß ich mein steif Bein bei vielen Blinden, Lahmen und Tauben herumgeschleppt habe, um mit meinen eigenen Augen zu sehen, was der Mann für Curen macht; und dann freilich hätt' ich noch etwas gewagt, wenn ich gesehen hätte, daß andere, die auch ein steif Bein hatten, wieder französische Contretänze mit tanzen könnten! . . .“

„Wenn er mich fragt, Gevattermann! ob denn Cagliostro wirklich Kranke und Prästhafte curirt hat? so sag ich ihm herzhaft, ja; aber wenn er mich fragt, ob er denn auch viele nicht curirt hat? so sag ich ihm wieder, ja! und das um so viel mehr, da nur, was ich weiß, gewiß zehn nicht curirte gegen einen curirten zu stellen sind. Aber was Cagliostro bei seinen Curen auszeichnet, ist, daß er außerordentlich starke Mittel brauchet, die den Körper heftig angreifen, im Anfang gewöhnlich Besserung versprechen, nachgehends aber nicht so ausfallen, wie man sich anfänglich eingebildet. Eine üble Gewohnheit hat der gute Mann an sich, daß er nämlich fast jedem Prästhaften auf sein Ehrenwort in kurzer Zeit zu helfen verspricht, das Übel als eine Kleinigkeit ausgiebt, mit dem er in wenig Wochen fertig sein wollte. Wenn sich denn das Gegentheil zeigt, und es sind arme, geringe Leute, die ihm von keinem Großen anempfohlen sind, so schimpft er, heißt sie Cujonen, die verdienen auf dem Misthaufen zu krepiren, von denen es unverschämt ist, einen Mann wie ihn, immer zu beunruhigen — das denn freilich ein leidiger Trost für die Kranken ist. Bei vornehmen Personen geht er mit mehrerer Behutsamkeit zu Werk: stirbt ihm einer zu eben der Zeit, wo er ihm alle Hoffnung gegeben, so sagte er, er müsse vergiftet worden sein. Bei diesen ist er eben so zuvorkommend, als er gegen Niedere die ihm nicht von Großen anempfohlen sind, grob und zurückstoßend ist . . .“

„Bei kleinen Gebrechen hat er wirklich mehreren geholfen. Was sonderbar ist, so will er mit keinem Arzt, wenn er auch noch so berühmt ist, etwas zu thun haben, auch versichert man, daß man ihn über einigen groben Unwissenheiten ertappt hat . . ."

„Ein gewisser Prinz sagt in Straßburg so laut, als man will, daß Cagliostro bei seinem Vater gewesen, ihm versprochen, Gold zu machen, und wie er viel Geld durchgebracht, und kein Gold heraus kam, so hat er sich davon gemacht und den Abschied vergessen. Gewiß ist es, daß Er selbst in Straßburg kein Geld und keine Geschenke nimmt; daß aber das Weib, die seine Frau sein soll, Schulden macht, Geld und Geschenke nimmt, soll gewiß sein; denn er kann sich leicht vorstellen, Gevattermann, daß unser einer mit einem steifen Bein dies nicht untersuchen kann. Wahr ist es, daß er Handlanger von Wundärzten gehabt hat, die sich gräßlich haben bezahlen lassen, und die blutwenig sonst ihre Kunst verstehen. . . ."

Der Herausgeber der „Oberrheinischen Mannichfaltigkeiten" begleitet den von ihm veröffentlichten Aufsatz mit folgender Bemerkung: „Der hiervorstehende Brief ist mir, unter meiner Adresse, von unbekannter Hand zugestellt worden; und da ich nicht einsehe, warum ich ihn den Lesern entziehen sollte, so will ich dem unbekannten Verfasser nur dabei anzeigen: daß, wenn eine gründliche Antwort, oder auch eine Widerlegung seines Briefes mir zu Händen kommen sollte, ich sie unsern Lesern gleichfalls mittheilen werde."

Die Entgegnung ließ nicht auf sich warten. Das am 11. August ausgegebene Eilfte Stück der „Mannichfaltigkeiten" enthält einen offenen Brief an den Herausgeber, in dem der „Schmähschrift" vom 16. Juli ein „Gegengemählde" entgegengestellt wird. Da heißt es nach einer Einleitung, in der von den ungewöhnlichen Menschen die Rede ist, „die ohne Eigennutz, ohne Nebenabsichten das Gute um seines eigenen Wertes willen thun":

„Dieser edle Fremdling (Cagliostro) kam als Durchreisender durch Strasbsburg. Er lebte in sanfter Ruhe, ohne Bekanntschaften zu suchen, noch zu fliehen. Der Zufall, oder wann wir bestimmter reden wollen, die Vorsehung machte seine Menschenliebe thätig. Einige glückliche Churen zogen ihme einen Zulauf auf den Hals, den er gewiß nicht suchte. . . ."

„Die angesehensten Personen der Stadt wurden begierig, einen Mann kennen zu lernen, der so edel handelte, und bald wurde sein Haus der Sammelplatz von Personen vom ersten Range. . . . Die besondere Freundschaft und der vertraute Umgang mit einem Marquis de la Salle, einem Herrn General de L'or, einem Baron v. Flaxland können nur bei Boshaften und Uebelgesinnten ein zweideutiges Licht für eine Person zurücklassen, die öffentlich damit beehrt wird. Zu diesem kömmt noch die auszeichnende Art, womit der Herr Marechal de Contade unsren Grafen empfangen hat, welcher nebst seiner Gattin öfters bei ihme speist. Ist dieses alles nicht genug, so soll doch die vorzügliche Achtung, und die genaue Bekandtschaft eines Herrn Cardinal von Rohan, dessen Hohe Gaben und Einsichten Ihr Philosoph Herr Iselin in seinen Ephimeriden schon ein so ausgezeichnetes Denkmal gestiftet hat, für unsren Grafen Bürg sein, daß er unmöglich ein Mann von schlechtem Schlag sein kann, wie es ihr Gevatter Görge auf eine boßhafte, schändliche Art zu verstehen geben will. Ein Mann, den der Groß-Almosenier von Frankreich in seinem eignen Hause besucht, den er an seiner Seiten nach Pariß und wieder zurück führt, dem er dorten alle ersinnliche Ehre beweist, und ihn mit Ruhm und Ehrenbezeugungen gekrönt wieder nach Hause bringt, den er zu sich mit seiner Gattin nach Saverne einladet, und ihme den halben Weg entgegen kömmt. Dieser Mann kann weder ein hergeloffener Landstreicher noch ein Mann von 2deutigem Rufe sein, sonst würde ihm dergleichen ganz gewiß nicht widerfahren. . . ."

Der Herausgeber der „Mannichfaltigkeiten" bemerkt mit Recht, daß in diesem Aufsatze keine Facta widerlegt werden, und verwahrt sich dagegen, daß der Colmarer Brief eine Schmähschrift gewesen sei. Ihm sei es „um Wahrheit zu thun, um Aufklärung eines Phänomens, das nicht Straßburg allein, sondern der ganzen Menschheit wichtig sein muß. Wichtig, wenn es wahr ist, daß der Hr. Graf Caglioſtro alle Presthafte curirt — (wird dadurch nicht ein neues Licht in der Arzneikunst durch ihn aufgesteckt? Muß er nicht eine neue Epoche in der Geschichte der Krankheiten und der Heilarten festsetzen?) — und auch wichtig! doppelt wichtig! wenn eine freundschaftliche Warnung unserm Mitmenschen zuruft: „Hüte Dich vor Schaden! Sei behutsam!

traue nicht gleich dem Vorurtheile, das einige hegen können.'" Der Herausgeber weist auf die Unparteilichkeit hin, mit der er in dieser Sache vorgehe, indem er jeder Meinung uneingeschränkt das Wort lasse, und erklärt, „daß seine Blätter kein Tummelplatz persönlicher Beleidigungen sein können und sollen, sondern wahre Facta angezeigt sein müssen, die zur Erklärung der Thatsachen eines Mannes dienen, dessen Unternehmungen die ganze Menschheit interessirt (!) und der unsre ehrerbietigste Hochachtung oder aber die äußerste . . . verdienet, wenn der Weihrauch verschwindet, der ihm jetzt geopfert wird, und die Wahrheit in ihrem hellen Glanze erscheinet". Nach dieser Äußerung hört die Opposition gegen die Cagliostro-Gemeinde in Strasburg plötzlich auf. Das dreizehnte Stück enthält eine „für die Mannichfaltigkeiten eingesandte" Notiz vom 27. Juli, die zu Gunsten des Abenteurers verfasst ist, ohne jede Bemerkung vonseiten der Redaction. Aus ihr erfahren wir, dass ein Dr. Ostertag eine Schrift gegen Cagliostro veröffentlicht hat und dass die Freunde des letzteren eine Kundgebung des königlichen Prätors veranlasst haben, worin dieser im Namen des Magistrates von Strasburg „zu declariren geruht hat, daß alle Glieder desselben einmüthig den Druck und die Bekanntmachung dieser Schrift mißbilligt haben und daß sie sehr entfernt seien, die Eindrücke anzunehmen, die dieselbe auf seine Rechnung auszubreiten gesucht hat".

Von da ab schweigen die „Mannichfaltigkeiten" von Cagliostro, selbst seine Abreise von Strasburg bleibt völlig unerwähnt, obwohl gerade Personen aus Basel, wo sich der größte Leserkreis des Blättchens befand, noch nach dieser Zeit mit dem vielbesuchten Manne in nähere Verbindung getreten sind.

Darüber belehren uns die Briefe eines jungen Schweizers, der mit seiner Frau über Basel nach Strasburg reiste, um ihr die Welt zu zeigen und, wie es scheint, nicht ohne die Absicht, seine Neugierde über Cagliostro zu befriedigen. Auszüge aus diesen Briefen, die an den Schwiegervater des ungenannten Verfassers gerichtet sind, bilden den zweiten Teil des bereits erwähnten Aufsatzes von Louis Spach. Der junge Mann war zu Ende October 1791 in Basel und berichtete von dort, dass Cagliostro mit Herrn und Frau Sarrasin dort gewesen,

jedoch schon wieder abgereist sei. Die Meinungen über ihn seien sehr geteilt. Die Herren Sarrasin und Merian seien von ihm entzückt, sie sprechen von ihm nicht anders als in Ekstase. In Strassburg fand er die Stimmung schon etwas abgekühlt. Er erzählt einen Vorfall im Schlosse von Zabern, der jeden unbefangenen Beobachter hätte davon überzeugen können, dass sich hinter dem angeblichen Grafen ein Mensch von sehr niedriger Abkunft und rohen Manieren verbarg. Er geriet mit dem Oberst Narbonne, weil dieser das Unglück gehabt hatte, das Kleid der „Gräfin" mit Sauce zu überschütten, in einen Wortwechsel, wurde grob, verweigerte die Satisfaction und ließ es sich ruhig gefallen, dass Herr v. Narbonne ihn vor der ganzen Gesellschaft als Schwindler bezeichnete. Um sich in derselben nicht ganz unmöglich zu machen, musste er sich schließlich noch bei Narbonne entschuldigen. Auch über die Heilerfolge Cagliostros weiß der Gewährsmann Spachs nicht viel Günstiges zu berichten. Ein Herr Orelli und dessen Frau — ohne Zweifel Landsleute des jungen Schweizers — äußern ihre Unzufriedenheit darüber, dass sie von ihm vernachlässigt werden. Im Januar 1782 stirbt Orelli, wahrscheinlich an den heftigen Mitteln, die ihm Cagliostro gegeben. Auch ein gewisser Waldner von Sierenz, ein Jüngling von 18 Jahren, sei von diesem zu Tode curiert worden, viele der früheren Anhänger des Zauberers, M. de la Salle, M. de la Galaizière (der Intendant) und M. de Flachsland (ein höherer Officier), ziehen sich von ihm zurück.

Der Schweizer spricht von drei gegen Cagliostro gerichteten Schriften, die in Strassburg verbreitet waren, eine rührte von einem M. de Tournay her, den er beschuldigt hatte, seine „Tropfen" nachzumachen und zu verkaufen, eine zweite von einem gewissen Sacchi, der ihn in Valencia als spanischen Lieutenant gekannt haben wollte, während sich Cagliostro mit Vorliebe den Rang eines Obersten beilegte, die dritte war in deutscher Sprache erschienen und dürfte, obwohl anonym gedruckt, vielleicht mit der in den „Mannichfaltigkeiten" erwähnten des Dr. Ostertag identisch sein. Ein Brief vom 1. April 1782 erzählt, dass Cagliostro seine Wohnung verlassen habe und zu Madame Sarrasin gezogen sei. „Sie bringen ihr Leben zusammen zu, speisen „en famille", wie die ersten Christen".

Weitere authentische Nachrichten über Cagliostros Schicksale in Strafsburg habe ich in der mir zugänglichen Literatur nicht finden können. Es ist daher kaum auffallend, dafs verschiedene seiner Biographen die Ansicht vertreten, seine Rolle in dieser Stadt sei bald nach den oben erwähnten Vorgängen ausgespielt gewesen und Cagliostro habe Strafsburg schon 1782 für immer verlassen. Dies ist nicht der Fall. Ich kann nicht in Abrede stellen, dafs er sich während des genannten Jahres vielleicht auf kurze Zeit von Strafsburg entfernt habe, es ist auch nicht ausgeschlossen, dafs er, wie das „Compendio della vita di Giuseppe Balsamo, denominato il Conte Cagliostro“ (Rom, 1791) versichert, von Strafsburg nach Neapel und, von dort vertrieben, wieder nach Frankreich, und zwar nach Bordeaux und Lyon gelangt sei. Dies könnte aber nach den Zeugnissen, die mir vorliegen, erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1783 geschehen sein. Denn im Frühjahre finden wir ihn in Strafsburg und nicht etwa in herabgekommener Lage, sondern in uneingeschränkter Ausübung desselben Einflusses auf die Menschen, namentlich die Mitglieder höherer Stände, von dem sein erstes Auftreten begleitet gewesen war.

---

Der neue Gewährsmann, auf den ich mich berufen kann, ist Graf Leopold Raimund von Lamberg, ein Sohn des Grafen Karl Josef, des Hauptes der Greiffenfelser Linie der damals sehr ausgebreiteten Familie Lamberg zu Orteneck. Er war 1859 geboren und auf Veranlassung seines Oheims Raimund Kasimir, der als Comthur des Deutschen Ordens und kurmainzischer General-Feldzeugmeister zu Mainz gelebt hatte, in der Ritterakademie daselbst erzogen worden. Auch nach dem Tode des Oheims, der ihm ein ansehnliches Erbe hinterlassen hatte, setzte er als mainzischer Edelknabe seine Studien in der Akademie bis 1782 fort, in diesem Jahre wurde er ausgemustert und zum kurfürstlichen Kämmerer ernannt, worauf er sich im Mai nach Wetzlar begab, um dort beim Reichskammergerichte zu praktizieren, da er die Absicht hatte, sich dem höheren Richteramte zu widmen.

Seine Schwester Eleonore Gräfin von Lamberg war Stiftsdame in Köln. Der Onkel Comthur, dessen Protection sie die Aufnahme in das ziemlich gut dotierte Stift zu verdanken gehabt hatte, war von ihrer Aufführung nicht sehr erbaut gewesen. Er klagte in seinen Briefen an den Bruder in Graz über ihre Verschwendung, ihren Leichtsinn und ihre Vergnügungssucht, die sie zu allerlei Streichen verleitet zu haben scheint, durch die sie sich zwar den Ruf besonderer Heiterkeit, aber auch manche Rüge und canonische Strafe zugezogen hat. Gräfin Eleonore litt seit acht Jahren*) an einer Krankheit, die man nach den von ihren Verwandten geschilderten Symptomen wohl als nervös oder geradezu als Hysterie bezeichnen darf. Außerdem befand sie sich in der Zeit, in welcher ihr Bruder Leopold Raimund nach seiner Rückkehr von Wetzlar wieder in Mainz seinen Aufenthalt genommen hatte, infolge einer unglücklichen Liebe im Zustande einer besonders heftigen Erregung. Raimund fühlte sich selbst sehr unwohl und nahm sich, wie wir aus seinen Briefen ersehen werden, die Klagen Eleonores über ihre krankhaften Zustände ernstlich zu Herzen. Er beschloss daher, seine und seiner Schwester Heilung bei dem Manne zu suchen, von dem in der rheinischen Gesellschaft damals soviel gesprochen wurde, dem man die merkwürdigsten Curen und ebensoviel Uneigennützigkeit als Weisheit zuschrieb, bei — Cagliostro. Er reiste nach Strassburg und bewog auch seine Schwester Eleonore, ihm dahin zu folgen. Was er dort erlebt und erfahren, welchen Eindruck er von Cagliostro empfangen, das verraten uns die Briefe, die er an seine in Steiermark lebenden Eltern gerichtet hat. Ihre Zahl (vier) ist gering, ihr Inhalt aber vollkommen ausreichend, um uns über die Situation, in der sich Balsamo bis zu den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Strassburg befunden hat, zu belehren. Zwei derselben (I und III) liegen im Original vor, zwei (II und IV) in Abschrift von der Hand des Vaters, der über seine und seiner Kinder Briefe sehr genaue Aufschreibungen zu führen

*) Die erste Nachricht über die Erkrankung findet sich in Briefen aus dem Jahre 1775. Damals sollte Mesmers magnetische Cur bei Eleonore angewendet werden. Es kam aber nicht dazu, „weil die Wienerischen Herrn Medici nicht viel auf Gebrauch der Stahlmagnete in Nervenzuständen halten".

gewohnt war. Im Zusammenhang damit stehen Stellen aus Briefen der Gräfin Eleonore, des Grafen Karl Josef und der Gräfin Antonie von Lamberg, Eleonorens Schwester. Alle diese Schriftstücke werden, wie eingangs erwähnt, im gräflich Lamberg'schen Archive zu Schloss Feistritz bei Ilz in Steiermark unter der sehr umfangreichen Correspondenz des Grafen Karl Josef aufbewahrt, deren Durchsicht und Benützung ich dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Besitzers von Feistritz, Herrn Karl Grafen von Lamberg, verdanke, der mit großem Interesse und Verständnis für den geschichtlichen Wert der von seinen Vorfahren aufbewahrten Documente und Familienpapiere sich deren Sicherung und Ordnung zur Aufgabe gemacht hat.

## I.

Strasburg, den 14. May 1783.

Hochgebohrner Reichsgraf
gnädiger Herr Vatter!

Ich muß endlich meine Scham überwinden, denn länger kann ich doch nicht bleiben, ohne Euer Gnaden zu schreiben, denn ich würde meine Pflichten zu weit vergessen. Was mich tröstet, ist, daß meine liebste Eltern ungeachtet meiner Nachläßigkeit fortfahren, gnädig gesinnt zu seyn, und noch mehr erfreuet mich Dero allerseitiges Wohl. Selbst kann ich es nicht verstehen, daß ich so lange Ihnen nicht geschrieben habe, ich muß es eines Theils der mir durch Gewohnheit zur Natur gewordenen Nachläßigkeit zuschreiben, anderntheils aber einer mir seit einiger Zeit angewandleten Melancholey, die mich unfähig machte, etwas ernsthafteres und anhaltendes zu betreiben. Ich müßte unwahr sprechen, wenn ich sagte, daß ich mich übel befunden, doch kann ich auch nicht sagen, daß mir wohl war. In dieser Absicht habe ich verschiedenes gebraucht, welches aber nicht imstande war, mich herzustellen, noch aufzumuntern. Endlich faßte ich den Entschluß nach Strasburg, wo ich wirklich bin, mich zu begeben, theils mir eine Veränderung zu verschafen, theils aber auch meinethalben und meiner Schwester Eleonore wegen mich mit den so berühmten Grafen von Caglioſtro zu besprechen. Dieser große Naturforscher und Menschenfreund hat

Wunderthaten in der Heilungskunst gethan, so daß von allen Ländern Fremde kommen, sich bei ihm Raths zu erholen. Groß ist sein Ruf, doch übertraf er noch weit meine Erwartung. Ich kenne ihn und spreche ihn täglich. Eine Menge Menschen haben ihm ihre Genesung zu verdanken. Er führt großen Aufwand, die Generals und ersten der Stadt sind seine intimsten Freunde, sowie der hiesige Cardinal. Jedermann, der zu ihm kommt, ist wohl aufgenohmen. Sein Herz ist unverbeßerlich (d. h. es könnte nicht mehr besser sein), denn nur das Wohl der Menschen ist seine Belohnung, er nihmt nicht das geringste an. Mit einem Wort, er thut ungemein viel gutes. Ich habe mich seiner gebraucht, und wirklich mit der besten Wirkung, denn, woran niemand thachte, er entdeckte, daß ich Würm bey mir führte, von denen ich glücklich entbunden bin, nun befinde ich mich besser als jemalen. Gewißer bin, als ich weiß, daß der Tag scheint, daß er allein im Stand ist, meine Schwester wieder herzustellen. Ich kenne eine gewiße Madame Sarassin von Basel, die die nehmliche umstände wie meine Schwester hatte, und nachdem sie eben auch alles mögliche gebraucht hatte, so bott sie eine halbe Million dem, der sie wiederherstellen würde, nur Graf Cagliostro war es, der sie aus bloßer Menschenliebe wieder gesund machte. Die ganze Stadt ist Zeug von dieser Geschichte, sah sie in dem betrübtesten Zustand der Welt, und izt befindet sie sich so wohl seit einem Jahr, daß sie nicht einmal glaubt, krank geweßen zu seyn. — Ich habe der Eleonore geschrieben, damit sie unverzüglich hierher kömmt, indem ich hier bin, für sie sorgen zu können, und auch weilen zu beförchten ist, daß Graf Cagliostro von hier möchte abgehen, in dieser Absicht schickte ich ihr 20 Carolin, um die Reißeunköſten zu bestreiten. Sie antwortete mir, schrieb, daß sie izt nicht gar wohl wäre und daß die Rogations Täge müßten abgewartet werden, worauf ich mein Verlangen wiederholte, nebst Versicherung, daß der Gesundheit alle sonst noch so drüftige Ursachen weichen müßten, der alten Statuten nicht zu gedenken. Ich batt auch schriftlich um die Erlaubniß bey ihrer Abtissin, will diese nicht, so wende mich an Kurfürst von Köln. Was die Praesenz macht, versprach ich ihr zu ersetzen. Die Schwester glaubt, die einzige vorhabende Nach Hauß Reiße wird sie herstellen, mir gedüngt aber,

es mag wohl für eine Zeitlang verstreuen, aber ihr übel gänzlich heben, mag es nicht. Es muß hauptsächlich die saure Materie, die ihre Nerven drückt, weggeschafft werden. Wie lang ich hier noch zu verbleiben habe, weiß ich nicht; ich will E. G. izt öfters schreiben, wo ich Ihnen von allen genauere Nachricht geben werde. Daß ich die Reiße unternohmen, war die gute Gelegenheit, daß just drey Herrn von Mainz dahin reißten wegen ihrer Gesundheit, die recht contentirt worden sind . . .

Der Mama schreibe morgen und Küße unterthänig. Meine Nachläßigkeit bitte nochmalen zu verzeihen, der ich in tiefster Ehrfurcht die Hände küsse. E. G. unterthänig gehorsamster

Sohn Leopold.

II.

Copia des von meinem Sohn Leopold ddo. Strasburg 14. May 783 an meine Gräfin erlassenen, von ihr aber erst den 2. dieses erhaltenen Schreibens.

Ich fange mit den nämlichen Entschuldigungen an, die ich gebraucht in dem Brief an meinen Herrn Vatter. Ich bitte eben so flehentlich um Verzeihung und hoffe beyderseitige Vergebung. Der hohe Namens- (sollte heißen Geburts-) Tag Ew. Gnaden erregt in mir Stimme, die ich nicht unterdrucken kann. Es ist die Stimme der kindlichen Liebe, die in meinem Herzen immer unausgelescht blieb . . . Wenn meine Ankunft seyn wird, das weiß ich nicht, da ich würklich zu Strasburg bin, und mich des so berühmten und gutthätigen Grafen Cagliostro zu gebrauchen. Ich bitte E. Gn., seyen sie wegen meiner gar nicht in Sorgen und freuen sie sich mit mir, daß ich in dieses Mannes Hände gefallen bin. Bis nun hat meine unpäslichkeit nichts zu sagen gehabt, es war nur eine kleine Melancholie und Niedergeschlagenheit, es hatte aber in Folge mehr Arbeit gekostet. Zu meinem Glücke gieng eine Gesellschaft von Mainz nach Strasburg, zu welcher ich mich wegen guter Gelegenheit auch schlug, und wie froh bin ich, daß ich den Herrn Grafen Cagliostro, den Menschenfreund, habe kennen gelernt, denn kaum nahme ich von seiner Verordnung, als ich mich schon besser befand, und nun sind wirklich sieben Würm von mir gegangen, worauf ich mich recht wohl befinde.

Kein Mensch dachte jemahls daran, daß ich mit selben behaftet seye. Ich kann diesem Mann nicht genug danken. Täglich überzeuge ich (mich) mehr von der tiefen Wissenschaft dieses Mannes. Es kömmt unaufhörlich eine Menge Menschen wegen des Grafen hieher und gehet eine solche Menge wieder ab, die ihm ihre Genesung zu verdanken haben, und mit freudevollem und dankbaren Gefühl abreisen. Nun habe meiner Schwester nochmahlen geschrieben, daß Sie sich unverzüglich auf dem Weeg machen soll, hieherzukommen, indem ich versichert bin, daß ihr ganzes Heil davon abhängt. Sie sucht es immer zu verschieben und will die Rogationstäge abwarten, worüber ich ganz arg kann werden; geht die Gesundheit nicht allem andern vor? Wer kann ihr den Schaden ersetzen, den sie durch Vernachläßigung ihrer Gesundheit erleidet. Statuten hin Statuten her, nun ist der Augenblick, der für den Rest ihrer Lebenstäge entscheidet. Die Doctoren haben allmögliches angewendet, und können ihr bis jetzt nicht helfen, so ist es nichts billiger und vernünftiger, als daß sie in diesem Stücke meinem Rath folgt, der sie für die Zukunft möchte glücklich wissen. Ihre Umstände zu heilen ist dem Grafen ein leichtes, ich bin ganz versichert, daß sie in kurzem für ihre Lebenslänge wird hergestellt werden. Das Blatt, das hier beyliegt, wird E. Gn. ein näheres liecht geben. Die Geschichte ist gewiß, denn ich habe die nemliche Madame Sarassin gesprochen. Sie ist nun würklich ein jahr befreyt und befindet sich besser als jemals. Es ist ihr wie neu gebohren. Die ganze Stadt hat sie in den erbärmlichsten Umständen gesehen. Dergleichen könnte ich E. Gn. noch hundert, eines wunderbarer als das andere, erzählen. Den Brief von Herrn Vatter, worinnen die Reißroute, habe hier richtig empfangen. Ich bitte, die Briefe hieher zum Kaufmann Hirn auf der Langstraß zu addressiren ...

## III.

Hochgebohrner Reichsgraf
gnädiger Herr Vatter!

Euer Gnaden liebwertheste Schreiben habe ich im größten Wohlsein erhalten, so wohl jenes so nach Mainz adressirt war, als auch das Antwortschreiben auf meinen Brief von Strasburg. Ich bin

so weit hergestellt und hoffe durch eine anhaltende regime ein dauerhafte Gesundheit zu erhalten.

Endlich ist meine Schwester den 5. dieses um 1 Uhr glücklich angelangt. Die Reiße hindurch war sie 3mal incommodirt.

Die Freude mich zu sehen und eine Furcht sie unter ganz frembden Leuten zu erblicken, machten daß sie bald nach der Ankunft ihre Zustände bekam, die würklich bedauernswürdig sind. Der beste Graf von Cagliostro besuchte sie alsobald, allein seine Gegenwart machte nur ihre Schmerzen verdoppeln, indem man ihr zu Cöln wiedrige Begriffe beygebracht hat. Nun fängt sie an sich allgemach an ihn zu gewöhnen, doch hat man Mühe genug, sie troz der augenscheinlichen Proben das gehörige Vertrauen einzuflößen.

Ich werde Euer Gnaden selbst bitten, Ihre Väterliche Ermahnung darüber meiner Schwester zu schicken, dann das Vertrauen ist unumgänglich nothwendig. So viel Doctoren haben sie nicht herstellen können, ist es nicht vernunftig, diesen Mann zu consultiren, der so viele herrliche Curen gemacht hat. Schlechter kann es nicht gehen. — Die Schwester spricht, als es würde sie kein Mensch curiren, Gott müßte ein Mirakel machen. Worauf ich ihr erwiedere, daß Gott wegen der Eleonore Gräfin von Lamberg den Lauf der Natur nicht hemmen würde, unter andern sprach ich von dem Unglück von Messina, welches aus den nehmlichen Regeln der Natur sein Schicksal erfahren mußte, und Gott hatte eben ein so großes Wunderwerk um Messina zu retten machen müssen, als wenn er sie ohne Zuthuung der Doctoren gesund machte. Der Willen Gottes gab der Natur ihre unveränderliche Richtung. Unterdessen ist nicht gesagt, als wenn Gott nicht mitwürkte und die Herzen und Nieren der Menschen nicht regierte, wenn man zu ihm seine Zuflucht nihmt und all das seinige aus Kräften beyträgt. Aus dieser Ursache haben wir beyde mit einander unsre heilige Andacht verricht und haben Gott um seinen Beystand nebst Ergebung in seinen Willen angerufen.

Um alle mögliche Gemächlichkeit zu haben, sind wir miteinander in das Haus des Hrn. Grafen von Cagliostro gezogen, um seiner desto besser genießen zu können. Er besucht sie oft des Tags, gab ihr von seinen Remeden, und ihre Zustände sind lang

nicht mehr so heftig, auch war sie schon drei Täg nacheinander befreyt, wo sonst nach dem Zeugnis ihres Doctors kein Tag davon frey war. Man unterhaltet sie auf alle mögliche Art, sie hat auch wirklich viele gute Freundin gefunden, die alles Mögliche für sie thuen. Sie führt sich recht gut auf was den Verbott oder Gebott des Hrn. Grafen in Ansehung ihrer Gesundheit betrift. Mit einem Wort ich habe die beste Hoffnung. Der Herr Hoffcammerrath Brengruber ihr Begleiter thut in der That das für sie, was man nur von einem Menschen erwarten kann. Ich habe ihm ungemein viel zu verdanken. Bis nun kann ich den Augenblick unsrer Nachhaußereiße nicht bestimmen, da meine Schwester die Cur angefangen, die nothwendigerweiße muß fortgesetzt werden; an mir soll es nicht fehlen die Reiße zu beschleunigen. Der Graf verspricht mir, sie in kurzer Zeit herzustellen. Was wäre das für eine Freude für mich und die ganze Familie, wenn sie ihre durch 9 Jahre vermißte Gesundheit wieder erhalten würde, dann, im gegentheiligen Fall würde sie für ihr Lebenslang eine unglückliche Person verbleiben.

Ich bitte Gott inständig, daß der Allmächtige Euer Gnaden kostbare Lebenstäg in besten Wohlsein erhalten möge und daß ich im Stande sey durch die kindliche Liebe und Eifer Ihnen wohlgefällig zu seyn, Trost und Vergnügen zu verschaffen. In tiefster Ehrfurcht küße ich die Hände. Empfehle mich zu hohen Gnaden und bin lebenslänglich mit Herz und Mund

Euer Gnaden

unterthänig gehorsamster
und getreuer Sohn Leopold.

Strasburg den 13. Juniy 1783.

## IV.

Copia deren von dem Leopold d. d. Strasburg den 1. Juli 1783, dann von der Eleonore d. d. 30. dit. an meine Gräfin erlassenen, mir von selber durch die verwittibte Gräfin v. Leslie von Straß den 14. Aug. überschickten und von mir den 16. dits. dahin zurückgesandten Schreiben.

1mo. Brief von meinem Sohne Leopold.

— — — — — — — — — — — — — —

Es ist schon eine geraume Zeit, daß ich E. G. schreiben wolte, allein ein Zufall hielt mich davon ab. Der Graf Cagliostro ist nun seit etlichen Wochen nicht mehr hier, so daß wir verlassene Kinder waren. Auf einmahl war er fort, ohne daß jemand wußte wohin; wir hoften immer, daß er bald zurück kommen würde, und dann wolten wir E. G. schreiben. Er ist fort, man glaubt er seye nach Paris um sich eines Italieners, der zu Strasburg auf achtjährige Galerenstrafe verdammt wurde, bey dem König anzunemmen, auf daß selber als unschuldig ercläret würde. Cagliostro hat viele Freunde hier von ersten der Stadt, mehr noch aber seynd seine Feinde besonders deren, so ihr Interesse darunter läuft! als da seynd Doctoren und deren Anhang. Das übleste ist, daß wir nicht wissen, wenn er zuruck kömmt, und so noch mehrere, die seiner warten. Freylich hinterließ er ein gewise regime für meine Schwester an seine Freunde, allein man ist nicht schuldig in diese das nehmliche Vertrauen zu setzen, dann der Aufenthalt ist ungemein kostbar, und das nemliche Regime aller Orten kann gehalten werden, so haben wir uns entschlossen, eine zimliche Provision von ihrem remede, dem Syrop de Nerso von Strasburg aus mitzunehmen, denn nur einem Apotheker ist die Verfertigung bekannt, und um die andere Wochen zurückzureißen. So weit wäre es nun bestimmt, im Fahl daß Cagliostro inzwischen nicht zurückkommt. Meine Schwester hat sich auf seine remede recht wohl befunden, sie hat ihre attaques nicht so stark gehabt und seltener, viel leichter, so daß nichts als die Continuation fehlet.

Wenn sie Zufälle gehabt, so waren nicht die Arzneyen schuld, sondern entweder hat sie Fürcht vor dem Grafen, den sie nun in affection genohmen hat, oder crepirte ihr Hund, dann wurde der Vogel zerquetscht, oder ein dergleichen verdrießliche Kleinigkeit, woran sie nicht so wohl dafür kann, als ihre besondere Reizbarkeit der Nerven. Den 18. August gedenkt meine Schwester zu Cöln zu seyn, um an Helene etwas Stiftrevenue zu ziehen, ich gehe nach Mainz vermuthlich auf 3 Wochen, meine nöthige Arrangement zu Nachhausreiße zu trefen.

— — — — — — — — — — — — — —

2. Aus dem Schreiben der Gräfin Eleonore.

. . . . . Gott lob es geht nicht schlimmer mit mir und die Medicine haben mir in so weit gute Effect gethan, bin aber noch nicht ganz curirt, dann der Graf hat uns auf einmal verlassen. Gott weis wenn er wieder kommt, daß können wir nicht abwarten. . . . . .

Zur Ergänzung dieser Mitteilungen des Grafen Leopold und der Gräfin Eleonore von Lamberg, die mit Cagliostro persönlich verkehrt haben, mögen noch einige Stellen aus den Briefen ihrer Verwandten Platz finden, die sich auf den Verkehr mit dem Wundermanne in Strafsburg beziehen.

(Aus einem Schreiben des Karl Josef Graf von Lamberg an seinen Sohn Leopold dd° 30. Mai 1783.)

Habe Deinen wehrtesten Brief von 14. dits. sammt beygeschlossenem Kupferstich von dem Ebenbild des so berühmten Hrn. Grafen v. Cagliostro, für welches ich Dir Dank erstatte. Den 25., dann Deine Frau Mutter Dein auch den 14. dits datiertes Schreiben, worauf ihr Antwortschreiben ich Dir anheunt hier beyschliesse, sammt beygefügtem gedruckten pariser Zeitungs Supplement wegen der wundervollen Cur der Madame Sarassin den 28. dits erhalten. Wir erfreuen uns, aus beeden Deinen schreiben zu ersehen, daß Du durch Verordnung des Hrn. Gfn. v. Cagliostro, dem wir nebst gehorsamster empfehlung hievor die verpflichteste Danksagung abstatten, von denen Würmern befreyt Dich recht wohl befindest. . . . . .

(Aus einem Schreiben der Gräfin Antonie Lamberg an ihren Bruder Leopold Raymund aus Graz, 26. Juli 1783.)

Mein Hr. Vatter hat den 21. dieses durch die Diligence unter Deiner Adresse nach Straßburg überschickht, so Du inner 3 Wochen erhalten wirst von des Grafen Cagliostro nach dem von Dir eingesandten Straßburger allhier vom Hrn. Kauperz nachgestochenen Portrait nebst einem auf Gips,*) so in einem besonderen Kästchen ist

*) Der Stich von J. V. Kauperz (1741—1816), „Porträt des Grafen Cagliostro in Medaillonform mit Umrahmung", 20·5 cm × 13·5 cm, ist bekannt, scheint aber sehr selten zu sein. Das Aufziehen von Kupferstichen auf Gipsplatten war damals eine beliebte Spielerei.

und für Hrn. Grafen Cagliostro gehöret, ferners auf einer Rolle 12 papierne Abdrücke, so dergestalt zu vertheilen seynd:

3 dem Hrn. Grafen v. Cagliostro
1 für Dich
1 für die Eleonore
1 für die gdge Frau Tante v. Bassenheim
6 kannst Du nach Belieben zu Straßburg und Mainz verehren.

Mein Hr. Vatter laßt die Eleonore bitten, daß sie ihre zu Cöln eingewurzelte vergebliche Liebe aus dem Herzchen, Köpfchen und Gemüte verbanne und ihr ansonsten gutes Humörchen, womit sie bey Jedermann Sich angenehm zu machen wußte, beständig erhalte; so wird sie nebst Göttlicher Beystand und durch den theuren Hrn. Gfn. v. Cagliostro in Stand gesetzt werden, diesen Herbst mit Dir diese Spazierreise von 150 Meilen alher zu machen und von ihrem Uebl beständig befreit zu bleiben. — —

---

Mit diesen Zeilen schließen die Nachrichten über Cagliostro in der Lamberg'schen Correspondenz, soweit ich dieselbe bis jetzt durchsehen konnte. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass sich noch vereinzelte Bemerkungen finden werden. Hätte Graf Karl Josef die Halsbandgeschichte und den Process Cagliostro erlebt, so würde er ohne Zweifel Gelegenheit gefunden haben, seine Ansichten darüber mit seinen Kindern auszutauschen. Er starb jedoch im Juli 1784, und mit ihm verlieren wir den emsigen Registrator aller Familien- und Tagesereignisse, den getreuen Archivar für die gesammte Correspondenz der ihm nahestehenden Personen. Sein Sohn Leopold Raimund hat ein trauriges Ende gefunden. Die verzweifelte Stimmung, die er in dem ersten Briefe aus Strasbsburg schildert, entsprang nicht jener vorübergehenden Krankheit, von der ihn Cagliostro geheilt haben soll, sondern einem tieferen Leiden, das mit völliger Geistesumnachtung geendet zu haben scheint. Gräfin Eleonorens Schicksal nahm eine freundlichere Wendung, sie verließ ihr Stift und vermälte sich mit einem Freiherrn von Murach. Unter den Nachkommen des Grafen Leopold Raimund hatte sich die Tradition erhalten, dass die Ver-

irrungen dieſes Mannes, durch welche ſeine Lebensverhältniſſe in Zerüttung gerieten, auf ſeine Beziehungen zu Caglioſtro als Ausgangspunkt zurückzuführen ſeien. Die Entſtehung dieſer Annahme iſt auch ſehr erklärlich, wenn man bedenkt, daſs die Erinnerung an den welſchen Wunderdoctor von den Erzählungen über die von ihm und ſeiner Frau betriebene Ausbeutung ſeiner Anhänger kaum getrennt werden konnte. Das bis jetzt vorliegende und hier mitgeteilte Material bietet jedoch für dieſe Tradition keinen Anhaltspunkt, es ſcheint vielmehr, daſs die Geſchwiſter Lamberg zu denjenigen ſeiner Freunde gehört haben, denen er in ſeinem Sinne nur Wohlthaten erwieſen hat.

X.

# Ein Kaiserhusar.

Erinnerungen an das österreichische Soldatenleben zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Das Reich war alt und morsch geworden, aber die deutsche Jugend hieng noch immer an der Idee des Kaisertumes. Wem es nicht vergönnt war, dem König Friedrich zu dienen und sich gut preußisch zu fühlen, den zog es, wenn er ein rechter Soldat werden wollte, zu den kaiserlichen Fahnen und Standarten. Bei Kur- und anderen Fürsten ward kaum viel Besseres als ein bewaffnetes Bediententum großgezogen, dessen falscher Glanz nur denjenigen locken konnte, dem es nicht um ernsten kriegerischen Beruf, sondern um ein bequemes Brot und gefahrlosen Prunk zu thun war. Namentlich aus den katholischen Ländern und Ländchen gieng daher noch zu den Zeiten der großen Kaiserin ein starker Zuzug von kriegsfreudigen Jungen zu den kaiserlichen Regimentern. Manchen trieb die Sorge um sein Fortkommen, manchen die Sehnsucht in die Ferne, die Lust an Abenteuern, manchen die Anhänglichkeit an das alte, ehrwürdige Kaiserhaus, der Drang, sich in persönliche Beziehung zum Oberhaupte des Reiches zu setzen, ein „Kaiserlicher" zu werden.

Dieser Drang war es unstreitig, der die Seele eines jungen Rheinländers mächtig bewegte, von dessen Schicksalen und Erfahrungen

als österreichischer Soldat wir einiges nach seinen eigenen Mittheilungen erzählen wollen, die er mit sichtlicher Befriedigung und großer Wahrheitsliebe zu Papier gebracht hat.*)

Constantin Ettingshausen war am 22. September 1760 zu Bingen am Rhein geboren. Sein Vater, ein kurmainzischer Beamter, starb schon im nächsten Jahre nach seiner Geburt, die Mutter erzog ihn streng und gewissenhaft für den geistlichen Beruf, denn es gab für ein Mitglied der Familie, die sich vornehmer Verwandtschaft erfreute, eine wertvolle Anwartschaft auf ein schönes Canonicat. Der Knabe studierte nicht ohne Lust und guten Erfolg in der lateinischen Schule und hatte seine Bestimmung so ernst genommen, dass er nahe daran war, aus Verehrung für einen gelehrten Prediger, den er in Mainz gehört hatte, Kapuziner zu werden. Er hielt eine Probepredigt über das Thema „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist", wie er selbst sagt, „im Vorgefühle, dass er sein Leben bloß dem Interesse des Kaisers widmen werde". Die Mutter zeigte aber wenig Freude daran, aus ihrem Sohne einen Kapuziner werden zu sehen, und da er dann lieber gar nicht geistlich werden wollte, gab sie sich damit zufrieden, dass er Jurist wurde. Aber auch dieser Beruf konnte den Jüngling nicht dauernd fesseln, er beschäftigte sich mehr und mehr mit dem Gedanken, Soldat zu werden. Bei seinem Oheim, der als Hauptmann in der Festung Mainz diente, traf der junge Studio sehr häufig mit Officieren zusammen, deren Gespräche über militärische Fragen sein Interesse in hohem Grade in Anspruch nahmen. Als 1778 ein neuer Krieg zwischen Österreich und Preußen in Sicht kam, fasste er den Entschluss, an demselben teilzunehmen. Von vorneherein war es Ettingshausen klar, dass er nur auf kaiserlicher Seite stehen und dass ihn der Krieg nur dann erfreuen könne, wenn er ihn als

*) Ich danke es Herrn k. k. Hofrath v. Ettingshausen, dass ich die Autobiographie seines Vaters zur Einsicht und Benützung erhielt. Möge sein freundliches Beispiel Nachahmung finden. In vielen Familien sind noch Aufzeichnungen und Correspondenzen erhalten, deren Inhalt im Interesse der Culturgeschichte unseres Volkes verwertet werden sollte. Unsere Memoirenliteratur ist bis jetzt so stiefmütterlich bedacht, dass wir jeden, noch so kleinen Beitrag zu derselben freudig begrüßen und hochschätzen müssen.

Husar mitmachen dürfe. Es war ihm in der Heimat eine Officiersstelle in einem Freicorps angetragen worden, allein er verschmähte sie, weil er dabei kein richtiger Soldat geworden wäre.

Da die Mutter dem Soldatenstande noch weniger geneigt war als dem Mönchswesen, so hatte Ettingshausen keine Hoffnung, ihre Zustimmung zu seinem Eintritte in das kaiserliche Heer zu erlangen, er musste sie über seine wahren Absichten täuschen und ihr vorspiegeln, er wolle in Wien unter dem Patronate einiger Verwandten seine Studien fortsetzen und sein Glück zu machen suchen, um Erlaubnis und Mittel zur Reise dahin zu erlangen. An seinem Geburtstage, dem 22. September 1778, verließ er die Heimat und fuhr mit einer „Gelegenheit" nach Regensburg und von dort zu Schiff in Begleitung eines Baron Eckart, der als Fahnenjunker zum Infanterieregimente Hildburghausen eintrat, nach Wien. Alle Bemühungen Eckarts, ihn auch für die Infanterie zu gewinnen, waren vergeblich; „denn es war bei mir beschlossen," schreibt Ettingshausen, „nichts anderes zu werden als Husar, und zwar nur Gemeiner. Ich fand einen besonderen Reiz in dem Gedanken, ohne alle Empfehlung mich vom Gemeinen in kaiserlichen Diensten und im Kriege emporzuschwingen. Es fiel mir gar nicht ein, dass es doch möglich sei, Schlösser in die Luft zu bauen; wenn ich nur ein wenig angefragt hätte, so würde ich viele Beispiele von fehlgeschlagenen Hoffnungen erfahren haben, und wenn ich an anderes nicht dachte, so war es mir doch wenigstens bekannt, dass die kaiserlichen Husaren nur ungarisch sprechen, dass ich aber kein Wort von der Sprache verstand — aber mir verursachte kein Hindernis, keine Beschwerde Bedenken, sondern ich lebte nur in dem Gedanken, von der Pike anzufangen und mir selbst eine Officiersstelle zu verdienen."

Bis zu dieser sollte es für den jungen Mann aber einen langen und wenig erquicklichen Weg geben, sein Mut und seine Ausdauer sollten harten Proben unterworfen werden.

„Ich wurde in Wien", erzählt er, „durch einen Agenten, an den ich einen Brief hatte, dem Oberkriegscommissär Aurhammer im Kriegsgebäude vorgeführt, der mich sogleich in Protection nahm. Auch Aurhammer versuchte es, mich abzuhalten, gemeiner Husar

zu werden, aber ebenfalls vergebens. Er riet mir dann, wenigstens zu Wurmser Husaren, deren Renommee damals viel besprochen wurde, zu gehen, ich beharrte aber bei meinem Verlangen, zu Kaiserhusaren als Gemeiner assentiert zu werden. Er wollte, dass ich Cadet werden solle, er wollte mir sogar zu einer Fahnencadettenstelle verhelfen — ich verbat mir alles und wurde sohin zu Kaiserhusaren als Gemeiner am 9. October 1778 assentiert.

Ich hatte mir dieses Regiment vorzüglich in der Meinung gewählt, dass Se. Majestät der Kaiser hievon selbst der Inhaber sei und das Regiment deswegen vor den übrigen einen Vorzug habe, auch wollte ich niemand anderem dienen als allein dem Kaiser. Ich ließ mir auf meine Unkosten die Montur aus der Stockerauer Ökonomiecommission kommen. In der Unkenntnis der Adjustierungsvorschrift und ohne eine Aufklärung darüber eingeholt zu haben, war mein erster Anzug, der mir ohnehin viel zu groß war, komisch, und ich sah in der Folge die Ursache ein, warum ich darüber belächelt wurde."

Der junge Husar wurde zunächst zum Depot des Regimentes nach Váralya im Turoczer Comitat (am Ostabhange der kleinen Karpathen) angewiesen. Bis nach Pressburg fuhr er mit einem Transport preußischer Kriegsgefangener. Seine Begeisterung für die Sache, der er sich soeben zugeschworen, war so groß, dass er sogar bei einem derselben den Versuch machte, ihn zum Übertritt ins kaiserliche Heer zu bewegen — freilich vergebens. In Pressburg gab es übrigens noch andere, nicht ganz erfreuliche Erfahrungen. Die Montur musste angepasst und daher dem Schneider zum Umarbeiten übergeben werden. Da Ettingshausen aber den Besuch des Theaters nicht versäumen wollte, so begnügte er sich, über Hemd und Unterhose nur den Mantel anzuziehen. Als sich Neugierige fanden, die wissen wollten, wer er sei, kam er in arge Verlegenheit und musste alle Kunst aufbieten, den Mantel vor jeder gefährlichen Lüftung zu bewahren, damit seine etwas zu primitive Adjustierung nicht bemerkt würde. Als er abreiste, wurde er durch die Nachricht des Wirtes, bei dem er sammt dem Transportcommandanten, einem Hauptmanne, eingekehrt war, überrascht, dass er auch die Zeche dieses Hauptmannes und seiner Frau zu bezahlen die Ehre haben dürfe. Der Mantelsack,

der einige Tage im Schiffe liegen geblieben war, hatte auch von seinem Inhalte an seiner Wäsche einiges eingebüßt.

Auf seiner Weiterreise hatte Ettingshausen das Glück, mit dem Bischof Szerdahely von Tyrnau bekannt zu werden, der ihn nicht nur an seine Tafel zog, sondern auch an den Schwager des zweiten Inhabers seines Regimentes empfahl, was ihm nachträglich sehr nützlich geworden ist. In Váralya angelangt, wo ein Rittmeister als Depotcommandant fungierte, wurde er zu einem Gemeinen in Quartier gegeben, der auch der deutschen Sprache mächtig war. Sein Äußeres sowie die Thatsache, dass er ein Ausländer war, riefen bei der Mannschaft die verschiedenartigsten Vermutungen hervor. Man setzte Reichtum oder hohe Abkunft bei ihm voraus und behandelte ihn anfangs mit einer gewissen Rücksicht. Seine sehr zusammengeschmolzenen Mittel aber — er hatte nur mehr 7 fl. von seinem Reisegelde erübrigt — ermöglichten es ihm nicht, eine diesen Annahmen entsprechende Lebensweise zu führen, und deshalb war der Nimbus bald verflogen. Der Wechsel in der Nahrung, der vorherrschende Genuss von Commisbrot machten ihn schon nach wenigen Tagen krank, aber er raffte sich bald wieder auf und war von da ab — dank einem gesunden, leistungsfähigen Magen — für die ungewohnte Kost geeignet.

Er versichert, dass er trotz allen Ungemaches, das nun über ihn kam, niemals Reue oder Unlust empfunden habe, sondern niemals glücklicher gewesen sei wie als gemeiner Husar.

Seine Beschäftigung war für einen Studenten, der sich bis dahin ausschließlich den Wissenschaften zu widmen gehabt hatte, keine leichte. Er musste fünf Pferde warten; denn beim Depot waren viel mehr Pferde als Leute. Zweimal die Woche musste er außerdem auf Wache ziehen. In der kleinen, schlechten Wachstube war ihm nichts so lästig als der Tabaksqualm, der ihn anfangs „aufbiss", da er selbst kein Raucher war und es auch niemals dazu gebracht hat. Seine Kameraden waren rohe Bursche, die nur ungarisch oder slovakisch sprachen, die Deutschen verachteten und verspotteten „und sich bei aller Unwissenheit dennoch klüger dünkten, als ein Deutscher nach ihrer Meinung jemals sein könne".

Da man den Recruten noch nicht für wetterfest genug hielt, um ihn zum Regimente, das in Böhmen lag, abgehen lassen zu können, so that er alles Mögliche zu seiner Abhärtung. Er trug keinen Handschuh, nur bei Regenwetter den Mantel und brachte es auf diese Weise dahin, dass er seinen eisernen Säbel bei der größten Kälte in der bloßen Hand halten konnte. Seinem Rittmeister gegenüber klagte er niemals, so dass dieser gar nicht auf den Gedanken kam, ihm eine Erleichterung zu verschaffen. Sehr beliebt war der junge Ausländer erklärlicherweise sehr bald bei Frau und Tochter des Herrn Commandanten. Er erzählte ihnen, die vielleicht nur auf dem ungarischen Globus zuhause waren, von den herrlichen Städten am Rhein, von seiner Reise, seiner Familie, hauptsächlich aber von den — Moden, für welche sich die hohen Damen ganz besonders interessierten. Die 18jährige Tochter scheint sich jedoch nicht nur aus Neugierde und Wissensdrang so viel mit dem netten Husaren beschäftigt zu haben, sie entwickelte einem „Gemeinen" gegenüber einen seltenen Diensteifer, brachte ihm einen Stuhl, wenn er vom Wachestehen ermüdet war; „auch ward", wie es in der Erzählung heißt, „manche Gelegenheit benützt, mir durch eine Ansprache die Zeit zu verkürzen." Zum Glücke war sie — „nicht schön", sonst hätte die Dankbarkeit des begeisterten Kriegers vielleicht allzu kühne Formen angenommen.

Im Februar 1779 wurde endlich Ettingshausens heißer Wunsch erfüllt, er durfte mit einem Transport zum Regiment abgehen. Der Marsch nach Böhmen in einem ausnehmend kalten Winter brachte ihm übrigens manche bittere Stunde, die durch die Bosheit einzelner Kameraden fast noch mehr als durch die schlechte Witterung hervorgerufen wurde. Man möchte fast an der Wahrheitsliebe des Erzählers zweifeln, wenn dieser berichtet, dass sein Nebenmann im Gliede ihn täglich an den Fuß stieß, der durch den Schlag eines Pferdes eine Wunde erhalten hatte, damit die Heilung langsamer vonstatten gehen solle. Sein Corporal verspottete ihn und ließ es ruhig geschehen, dass der arme Bursche, der ohnehin schon schwer genug litt, von den rohen Recruten, die mit ihm marschierten, auch noch misshandelt und beschimpft wurde. Erst als er sich von seiner

Löhnung die Kreuzer vom Munde sparte, um dem Corporal Semmeln und Schnaps aufwarten zu können, trat eine Besserung dieses Zustandes ein. Trotzdem verfiel er, kaum beim Regiment angelangt, infolge der ausgestandenen übermäßigen Strapazen in ein hitziges Fieber, von dem er erst nach vier Wochen genas.

Der unblutige Krieg wegen der bayerischen Erbfolge, der unter dem Namen „Kartoffelkrieg" oder „Zwetschkenrummel" in der Kriegsgeschichte verewigt ist, fand durch den Teschener Frieden im März 1779 sein Ende, ohne dass die Kaiserhusaren Gelegenheit zu Heldenthaten erhalten hatten. Ettingshausen musste aber die Erfahrung machen, dass es auch ohne Attaquen und scharfe Recognoscierungen mancherlei Gefahren für den Soldaten gibt. Sein Escadronscommandant war ein Spieler und hatte eines Tages das Löhnungsgeld für die Mannschaft verspielt. Darob entstand eine Empörung unter seinen Leuten, bei der einige höchst dienstwidrige Worte fielen. Alle Beteiligten mussten ihre Säbel abgeben und in den Arrest wandern; nur Ettingshausen, dem man es glauben konnte, dass er von dem ganzen Vorgange nichts verstanden habe, weil der heftige Meinungsaustausch zwischen Mannschaft und Officieren ungarisch geführt worden war, blieb unbestraft.

Das Regiment zog nunmehr in sein gewöhnliches Standquartier in Galizien, und dort begann erst die eigentliche Abrichtung der Recruten, zu welchen ja auch Ettingshausen noch gezählt werden musste. Der Brigadier Graf Harrach wollte ihn zwar zu sich nehmen und in der Adjutantur-Kanzlei verwenden; da er aber erfuhr, dass Ettingshausen eben erst im Begriffe sei, die ungarische Sprache zu erlernen, so erachtete er dies für nützlicher und ließ ihn beim Regimente. Die Dienst- und Nahrungsverhältnisse waren für den jungen Mann nicht zuträglich, er litt bald an Dissenterie, und da er sich nicht krank melden wollte, nahm das Übel überhand und entkräftete ihn derart, dass er eines Tages beim Exercieren zufuß zusammenstürzte. Sein Zugscommandant, Oberlieutenant Wyaray, erkannte sehr bald den traurigen Zustand, in welchem Ettingshausen sich befand, nahm ihn zu sich in seine Wohnung, ließ ihn herstellen und gestattete ihm dann, bei ihm zu wohnen. „Diese Menschenliebe,"

schreibt der alte General, da er sich seine Jugenderlebnisse ins Gedächtnis zurückruft, „ehrte diesen Officier mehr, als meine Feder auszudrücken vermag, und heute noch, wo ich dieses nach 42 Jahren niederschreibe, durchglüht mich heißer Dank für diesen Edelmut, der mir vielleicht das Leben erhielt und die Quelle meines ferneren Fortkommens war. Solange ich bei ihm war, führte ich seine Hauswirtschaft, die er mit einem anderen Officier gemeinschaftlich eingerichtet hatte. Ich gab meine Löhnung und mein Brot dazu, speiste mit ihnen und hatte alles, was ich benötigte. Die monatliche Ausgabe für Mittag- und Nachtmahl nebst einem guten Bier für zwei Officiere, mich und fünf Domestiken stieg selten höher als auf 14 fl."

Nach $2^1/_2$jähriger Dienstzeit, im Mai 1781 wurde Ettingshausen Vicecorporal, im August darauf „wirklicher", genoss von Seite vieler höheren Officiere eine auszeichnende Behandlung und machte sich seinerseits wieder im Regimente verdienstlich, indem er seine Kameraden lesen und schreiben lehrte oder die Schreibgeschäfte der Kanzlei in Vertretung des Adjutanten führte. Das eintönige Garnisonsleben in Galizien wurde durch den Marsch des Regimentes in das Banat unterbrochen, weil man einen neuen Türkenkrieg erwartete. Zum Schlagen kam es zwar zum großen Leidwesen des jungen Husaren, dem ein Feldzug ohne Zweifel die Beförderung zum Officier gebracht haben würde, nicht, dafür hatte das Regiment jedoch sehr viel durch Fieber zu leiden, an dem bisweilen 90 Mann von einer Escadron erkrankt waren. Sehr auffallend fand Ettingshausen in Gillat, wo er stationiert war, die Eifersucht der Männer. „Sie stießen bei dem mindesten Verdacht, oder wenn ein Husar nur ein Weib berührte, ihm sofort das Messer in den Leib, wenn er sich nicht dagegen zu schützen wusste; und doch stellten sie den Gebrauch nicht ab, dass die jüngste Frau im Hause allen in demselben Zimmer Schlafenden, also auch den einquartierten Soldaten die Füße waschen musste, und oft war der Mann der jüngsten Frau erst 12 bis 13 Jahre alt, wenn sie schon 17 bis 20 zählte. Dazu war dieser „Mann" Tag und Nacht bei dem Vieh auf dem Felde und kam nur zu gewissen Zeiten nach Hause. Aber alle Augen bewachen eine solche Frau, die der Vater für seinen Sohn zu kaufen pflegt, bis

der Knabe zum Mann heranwächst und dann selbst den Wächter macht.“

Nach Galizien zurückgekehrt, wurde Ettingshausen (am 18. August 1784) Wachtmeister, und von da ab fühlte er sich zu jedem Officiersdienste geeignet, musste auch sehr häufig dieselben versehen. Sein Oberst Mészáros verwandte ihn sogar als Regimentsadjutant und hätte ihn wohl auch dazu gemacht, wenn er sich nicht durch eine unvorsichtige Bemerkung in einer ökonomischen Angelegenheit die Beförderung verscherzt hätte.

Aus seiner Wachtmeisterzeit erzählt Ettingshausen eine recht heitere Geschichte von einem Rittmeister, die besser als irgendeine andere die Zustände im österreichischen Officierscorps jener Zeit verständlich macht: „Der zweite Rittmeister meiner Escadron war ein ganz sonderbarer Mann, er konnte nicht lesen noch schreiben — seinen Namen ausgenommen, den er doch recht schlecht zu schreiben erlernt hatte. Er war einst Leibhusar beim Feldmarschall Daun gewesen, der ihn wegen seiner sonstigen Brauchbarkeit im Kriege zum Officier befördert hatte. Ich lernte ihn als Secondrittmeister kennen, weil er einmal in Abwesenheit des Escadronscommandanten die Escadron zu commandieren hatte. Er erbrach die Befehle und Briefe, die einlangten, und nahm die Miene eines Lesenden an, dann gab er sie aber weiter und ließ sie vorlesen. Die Commandoworte, namentlich die Ausdrücke aus fremden Sprachen verdrehte er oft in höchst komischer Weise, so z. B. verlangte er, dass die Patrontaschen statt lackiert — laxiert würden. Die jungen Officiere, die sich gerne über ihn lustig machten, sprachen ihm solche Worte gewöhnlich falsch nach. Dann merkte er sofort, dass sie seiner spotteten, und machte sie derb aus. Wir mussten einmal im Schnee defilieren, und diese Gelegenheit wollte er benützen, um zu prüfen, ob jeder Mann mit seinem Vordermann gleiche Richtung halte. Er ritt hinten nach und beobachtete im Schnee die Tritte der Pferde. Als er eine Abweichung wahrnahm, rief er: ‚Wer war's, der nicht gerade geritten ist?‘ — ‚Der mit dem schwarzen Czako‘, antwortete ein Spassvogel — schwarze Czakos trugen alle. Für die Zahlen hatte er sich eigene Zeichen eingeprägt. Wenn er Verpflegsgelder bekam, so machte er sich hinter dem Fenster-

laden mit Kreide so viele Zeichen, als die Summe auszudrücken nötig waren, und die nur er verstand. Wenn ihm dann die Rechnung gebracht wurde, so fragte er nach der Summe des Empfanges und überzeugte sich hinter dem Laden von deren Richtigkeit. Eine eigene Methode wandte er an, um sich vor Benachteiligungen zu sichern. Er nahm bisweilen Geld aus der Casse und versteckte es. Da nun der thatsächliche Cassarest mit dem auf dem Papiere angewiesenen nicht stimmte, so warf er dem Wachtmeister vor, dass er schlecht gerechnet habe und ihn zu Schaden bringe, den er aus seiner Tasche ersetzen müsse. Ich hatte aus diesem Anlasse einen Auftritt mit ihm und war sehr betroffen, bis mir seine Wirtschafterin im Vertrauen sagte, ich solle mir nichts daraus machen, er bringe absichtlich Geld auf die Seite. Als ich ihm zu erkennen gab, dass ich sein Vorgehen durchschaut habe, lachte er und gab das Fehlende heraus.

Wenn er einen neuen Wachtmeister bekam, so prüfte er ihn dadurch, dass er ihm sein eigenes Geld zum Zählen und Sondern der Münzen übergab und den Zählenden allein ließ. Er hatte von allen möglichen Münzen und im ganzen gegen 10.000 fl. beisammen. Während des Zählens kam die Wirtschafterin in das Zimmer und verwunderte sich über den Haufen Geld, als sehe sie ihn zum erstenmal. ‚Nehmen Sie sich für Ihre Mühe davon,‘ sagte sie, ‚der Rittmeister ist nicht imstande, es nachzuzählen.‘ Dagegen protestierte dann natürlich jeder ehrliche Mann. ‚Sie sind nicht gescheit,‘ sagte sie dann, ‚wenn Sie so scheu sind, ich bin es nicht‘, griff in das Geld und steckte eine Handvoll davon ein. Litt nun dieses der Wachtmeister und zeigte es nicht dem Rittmeister an, so wusste dieser schon, was er von der Rechtschaffenheit des Wachtmeisters zu halten habe. Ich war eben dadurch bei ihm zu einem hohen Wert gelangt, weil ich die Wirtschafterin nicht nur gleich festhielt und ihr das Geld wieder abnahm, sondern es dem Rittmeister auch sogleich anzeigte, worauf er ihr dann einen Verweis gab.

Indessen wagte er sich mit seiner Schlauheit auch an die Großen. Er kannte seine eigene Schwäche und Unwissenheit in jedem Zweige des Dienstes, er wuste auch, dass diese allgemein bekannt war, und dass seine Vorgesetzten nur in Hinsicht seines Alters, und

weil er vor dem Feinde brav war, mit seinen Gebrechen Nachsicht hatten; er wollte sich aber nach seiner Meinung ihrer Gunst noch mehr versichern und trug jedem die Bitte vor, ihn in seinem Testament bedenken zu dürfen, weil er keine Erben habe. So sagte er z. B. der Oberstin, er bäte, für ihre schöne, junge Tochter wie für sein Kind in seinem Testament sorgen zu dürfen, was ihm dann mit freundlicher Herablassung gestattet wurde. Es gab wohl solche, die den Vocativus erkannten, es ihm auch sagten; dann stellte er sich immer so unschuldig als möglich. Die Adjutanten wusste er stets durch Geschenke oder Geldvorschüsse für sich einzunehmen; wenn sie aufhörten, Regimentsadjutanten zu sein, fand er stets einen Weg, seine ausständigen Gelder wieder hereinzubekommen. Wenn neue Staabsofficiere ins Regiment kamen, wurde das Testament zu deren Gunsten verändert. Endlich verlangte er seine Pension, erhielt sie und täuschte alle Erwartungen, die in sein Leben gesetzt waren, vielleicht auch die, welche auf seinen Tod gegründet waren."

Im Jahre 1786 kam Kaiser Josef in das Lager bei Zsuniov. Er hatte befohlen, dass jedermann persönlich seine Bitte oder Beschwerde bei ihm vorbringen und dass niemand daran gehindert werden dürfte. Ettingshausen entschloss sich, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, obwohl man ihm abriet, da er dadurch den Oberst, der ihn schon zur Beförderung eingegeben hatte, beleidigen würde.

„Der Kaiser war im Verpflegsmagazin abgestiegen und eben im Hofe, als ich eintrat. In dem Übermaße seiner dem durchlauchtigsten Kaiserhause angestammten Leutseligkeit kam mir der Kaiser entgegen, mit huldvoller Gnade mich fragend, worin mein Anliegen bestehe. Ich bat um eine Officiersstelle im Regimente. Seine Majestät nannten mich ‚Sie' und verlangten meine Bittschrift. Ich entschuldigte mich, keine verfasst zu haben, und bat um die Erlaubnis, dieselbe aus dem Lager nachtragen zu dürfen. ‚Gehen Sie hier zum Bäcker,' sagte Seine Majestät, ‚begehren Sie ein Stückchen Papier und schreiben Sie es darauf!' Ich: ‚Was befehlen Euere Majestät, dass ich darauf schreiben solle?' Der Kaiser: ‚Schreiben Sie darauf: Ich bitte Euere Majestät um eine Lieutenantsstelle bei Kaiserhusaren, und setzen Sie Ihren Namen dazu, denn sonst könnte

ich bei der Menge der Gesuche darauf vergessen.' Ich gieng zum Bäcker, ersuchte ihn um ein wenig Papier, bekam ein Octavblatt von ihm, worauf er die Brotanweisungen zu schreiben pflegte, und auf diesen Zettel schrieb ich wörtlich, was ich vom Kaiser vernommen hatte. Als ich damit zurückkam, war noch ein anderer Wachtmeister von meinem Regiment mit einer Bittschrift bei Seiner Majestät, der Kaiser steckte meinen Zettel in seine Rocktasche, und ich glaube gern, dass noch niemand dem Kaiser eine solche Bittschrift einreichte. Seine Majestät sprachen noch einiges mit uns, besonders über die Ursache der Desertionen u. dgl., ich überließ die Beantwortung meinem älteren Kameraden, den der Kaiser nur ‚Er' nannte, obwohl er Cadetwachtmeister war; als mein Oberst eintrat, wurden wir entlassen."

Ettingshausen musste nun wirklich die Erfahrung machen, dass selbst die Gnade des Kaisers nichts ausrichtet, wenn ein Regimentscommandant seine eigenen Protectionskinder zu versorgen hat, denn trotz eines kaiserlichen Rescriptes, welches ihm die erste im Regimente frei werdende Lieutenantsstelle zusicherte, wurde er doch übergangen und hätte vielleicht noch lange Zeit auf die Beförderung warten müssen, wenn er nicht an dem Brigadier General Baron Borsitzky, der ihn noch als Wachtmeister zu seinem Adjutanten machte, einen Gönner gewonnen und durch einen Brief an den Kaiser die Erfüllung des ihm ertheilten Versprechens betrieben hätte. Am 1. December 1786 erhielt er in Brody, wo er beim Brigadestab Dienst that, das Officierspatent. Sein Oberst wollte ihn nun zu einem Tausche mit einem Kameraden in einem deutschen Dragonerregiment bewegen, kam selbst nach Brody, um ihm zu erklären, er müsse, wenn er nicht tauschen wolle, auf jede fernere Beförderung verzichten, er, der Oberst, habe den Auftrag, alle 14 Tage über sein Verhalten an den Inhaber des Regimentes zu berichten. Der unerschrockene Kurmainzer ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern versicherte den Oberst, es könne ihm nur angenehm sein, wenn er alle 14 Tage über ihn rapportiere, denn er sei von seiner Gerechtigkeit überzeugt und deshalb sicher, dass er stets eine vorteilhafte Schilderung von ihm entwerfen werde, da er entschlossen sei, seine untadelhafte Conduite wie bisher zu behaupten. Mit dieser Festigkeit und Offenheit hatte er es gewonnen;

er blieb Kaiserhusar und gewann das volle Vertrauen des Obersten, der ihn aus dem Regimente hatte entfernen wollen.

Mit Kaiser Josef hatte Ettingshausen noch ein Zusammentreffen, in welchem er Beweise der außerordentlichen Herzensgüte und Heiterkeit des Kaisers erhielt. Es spielte sich abermals in Galizien ab, wo der Kaiser Inspectionen vornahm. Dieser wohnte bei einem verheirateten Major des Regimentes. General Browne, der ihn begleitete, war in dem gegenüberliegenden Hause beim Mandatarius (Anwalt) einquartiert.

„Kaum waren Seine Majestät angekommen," erzählt Ettingshausen, „so ertheilten Sie dem Major den Befehl, ein Aviso an den commandierenden General nach Lemberg zu schreiben, dass Sie erst den dritten Tag alldort eintreffen würden. Dieser allerhöchste Auftrag war für meinen Major ein Donnerschlag, denn er konnte seine eigene deutsche Correspondenz nicht schreiben, ich war sein Secretär. Nun sollte er gar im Namen des Kaisers schreiben! Er zog mich daher gleich auf die Seite und fragte mich, ob ich den Befehl verstanden habe, den ihm der Kaiser gegeben? Wer war froher als er, da ich bejahte und bereit war, die Expedition des Schriftstückes zu übernehmen. Ich gieng zu dem Ende in das gegenüberliegende Haus und ersuchte die Frau des Mandatarius um Tinte, Feder und Papier, setzte mich in ihrem Zimmer nieder und schrieb den kaiserlichen Auftrag. Als ich eben damit fertig war, trat der Kaiser mit Browne in das Zimmer. Ich zog mich schnell in den Hintergrund und suchte das Papier zu verbergen. Der Kaiser hatte es aber bemerkt und verlangte es zu sehen. Er las die Schrift dreimal und sagte jedesmal ‚Bravo!' und ‚Bravissimo!' Seine Majestät dictierten mir noch einige Zeilen in die Feder, worauf ich die Frau vom Hause um Streusand bat. Dies gab dem Kaiser Veranlassung zu einem nicht wiederzugebenden Wortspiele, das er mit herzlichem Lachen begleitete. Er hatte sich meiner erinnert und war äußerst gnädig mit mir. Gegen Browne scherzte der Kaiser, dass er ihm das Quartier bei der schönen Frau weggenommen und ihn zur dicken Majorin einlogiert habe. Jener solle nur zu ihr hinüberziehen, er selbst wolle hier bleiben."

Diese Begegnung und die Gnade, die ihm der Kaiser dabei erwies, brachten den Lieutenant in großes Ansehen und bestärkten ihn in dem guten Vorsatze, sein Möglichstes dazu beizutragen, dass die kaiserlichen Majore künftig nicht mehr durch geringe Vertrautheit mit der Schreibkunst in Verlegenheiten gerieten. Er errichtete bei sich eine Privatschule und forderte die Mannschaft seines Zuges auf, bei ihm lesen und schreiben zu lernen. Mancher versuchte es, blieb aber bald wieder aus, da er an dem Erfolge verzweifelte, kam aber endlich doch wieder und setzte die Bemühungen fort, die später seine Zukunft gesichert haben.

Während des Türkenkrieges von 1788 wurde Ettingshausen sehr gegen seinen Willen als Proviantofficier verwendet, da er offenbar alle seine Kameraden an Geschäftsgewandtheit übertraf; er setzte es aber durch, dass er in der Suite des Obersten an den Gefechten teilnehmen durfte, und kam auf diese Weise auch mehrmals in die Gelegenheit, seine Tapferkeit zu bewähren. Erwähnenswert ist ein Beispiel eigenartigen Aberglaubens, den er während des Krieges bei der Mannschaft seines Regimentes beobachtete. Der Oberst desselben, Herr von Mészáros, ein äußerst kaltblütiger Soldat, den auch in gefahrvollen Situationen sein echt magyarisches Phlegma nicht verließ, hatte die Gewohnheit, sowohl bei Attaken als auch beim Stillestehen fortwährend den Säbel nach vor- und rückwärts zu bewegen. Da er auch im größten Kugelregen stets heil blieb, verbreitete sich die Meinung über ihn, dass keine Kugel treffen könne, so weit des Obersten Säbel reiche. Seine Ordonnanzen blieben ihm daher immer so nahe als möglich am Leibe und suchten unter dem geheimnisvollen Säbel Deckung. Da auch sie das Glück hatten, stets unverwundet davon zu kommen, so gewann das Gerücht von der Zauberkraft des Säbels immer mehr Verbreitung. In einem Laufgraben vor Chotym wurde Mészáros von einer Kugel getroffen, als er den Säbel in der Scheide stecken hatte. Sofort war man mit der Behauptung bereit, er würde unverletzt geblieben sein, wenn er ihn in der Hand gehabt hätte.

Der Krieg beschleunigte das Avancement, daher wurde Ettingshausen am 1. Februar 1789 in der Tour Oberlieutenant und machte

als solcher die Schlachten bei Fokschani und Martinesti mit. Vor der letzteren war er Zeuge eines Gespräches, das Suwarow und der Prinz von Coburg, der Führer der Österreicher, miteinander führten. Der russische Feldmarschall nahm sein Mahl auf der Erde sitzend ein und unterhielt sich mit dem Prinzen über die mutmaßliche Zahl des Heeres, welches der Großvezier gegen sie heranführte. „Seien wir froh, Väterchen," sagte er, „wenn die Türken recht zahlreich kommen, denn je mehr ihrer sind, desto sicherer wird bei ihnen die Confusion und bei uns der Sieg sein." Er behielt recht.

Als das Jahr 1790 den Frieden brachte, konnte Ettingshausen zum erstenmal daran denken, einen längeren Urlaub zu nehmen und seine Heimat wieder zu besuchen. Er hatte sich durch Sparsamkeit und gelungene Pferdeverkäufe das nötige Geld gesammelt und hoffte durch ausgiebige Luftveränderung des Fiebers los zu werden, das er sich in der Walachei geholt hatte. Es war nun kein geringes Ereignis für seine Landsleute in Bingen, als der durchgegangene Student nach zwölfjähriger Abwesenheit als Oberlieutenant von den weltberühmten Kaiserhusaren ganz unerwartet wieder in seiner Vaterstadt erschien. Seine Mutter hatte ihm seine eigenmächtige Entfernung verziehen, als er Officier geworden war, bis dahin hatte er keinen Brief von ihr erhalten.

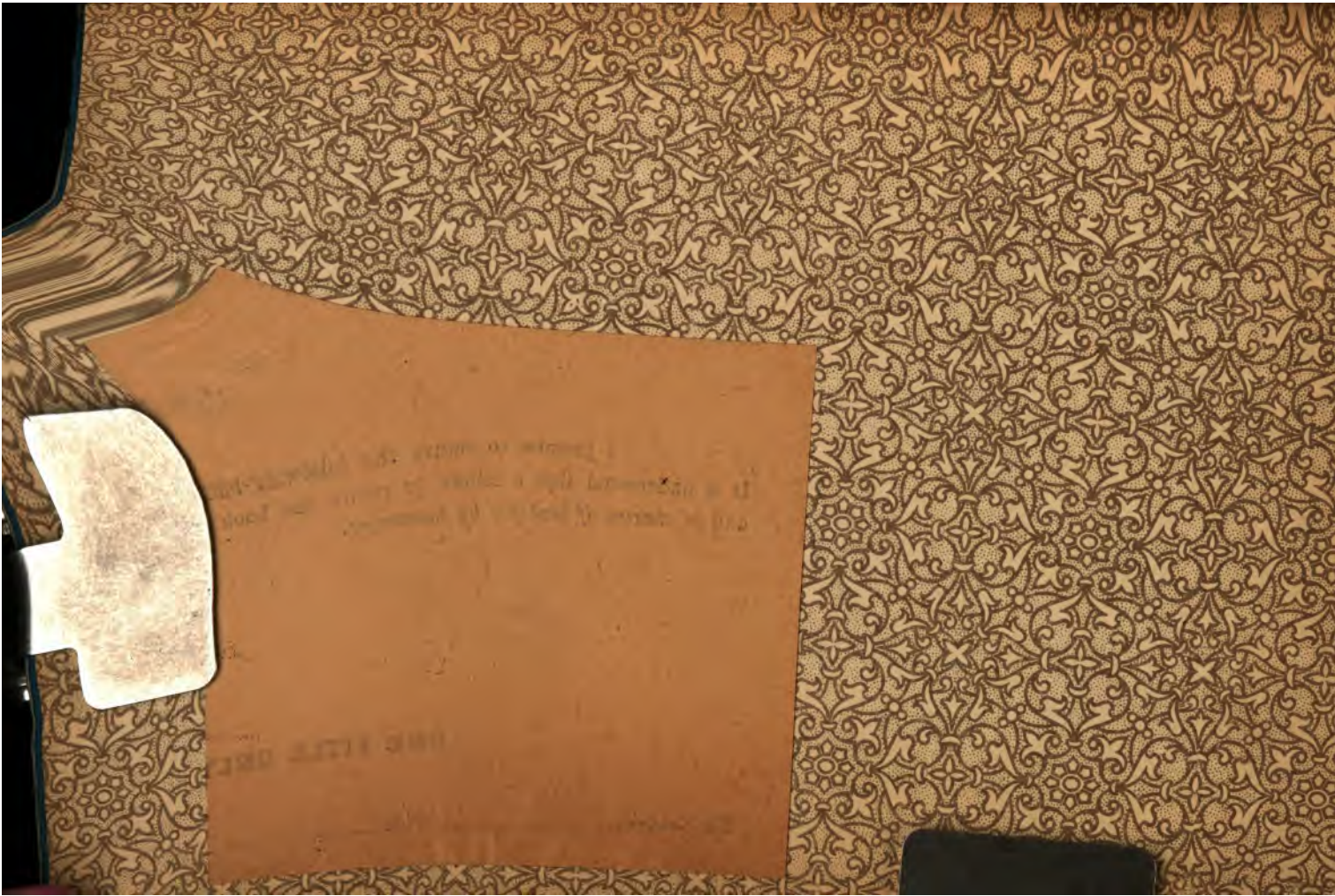
„Ich war in der ganzen Gegend eine Seltenheit," schreibt er, „man hatte noch keinen österreichischen Husarenofficier dort gesehen. Meine Uniform, besonders der Kalpak und Reiherbusch erregten allgemeine Bewunderung. Ich ritt öfters aus und hatte meine Paradeschabracke bei mir; da folgten mir aller Augen. Ich hatte auch die Gnade, meinem ersten Landesherrn, dem Kurfürsten von Mainz, vorgestellt zu werden und wurde allenthalben fetiert und ausgezeichnet." Ein kurmainzischer Unterthan, der das Ungarische so gut beherrschte, dass er einer in Pest entstandenen patriotischen Gesellschaft zur Hebung der magyarischen Sprache sogar Gedichte in derselben einsenden konnte, war allerdings eine zu berechtigtem Staunen herausfordernde Seltenheit.

Es fehlte nicht an Versuchen, ihn der Heimat wiederzugewinnen; eine Anstellung bei Hofe wurde ihm in Aussicht gestellt, durch die

es ihm möglich geworden wäre, seine in minder günstige Verhältnisse geratene Mutter ausreichend unterstützen zu können; aber schon nach wenigen Monaten erwachte die Sehnsucht nach seinem Regimente und nach dem Soldatenleben wieder so mächtig in dem Husaren, dass er alle Gedanken an ein behagliches Civildasein in der Heimat aufgab und sich schleunigst, lange vor Ablauf seines Urlaubs, wieder auf den Weg machte und nach Österreich zurückkehrte. In Lemberg angelangt, hatte er sich pflichtschuldigst bei dem commandierenden General, Grafen Wurmser, zu melden. Dieser war eben genötigt, sich einen neuen Adjutanten zu suchen, und machte dem schmucken und einer trefflichen Conduite sich erfreuenden Oberlieutenant den Vorschlag, bei ihm die Stelle anzunehmen. Dies geschah am 14. August 1791, und von da ab war Ettingshausen in einem neuen Wirkungskreise, der sein Fortkommen wesentlich beschleunigte. Schon am 13. November 1792 erhielt er, nachdem er sich bei einer Sendung ins russische Hauptquartier auch für diplomatische Geschäfte brauchbar erwiesen hatte, eine Secondrittmeisterstelle, ein Jahr darauf wurde er wegen Auszeichnung vor dem Feinde Major, k. k. österreichischer und Reichsflügeladjutant, am 26. Juni 1797 Oberstlieutenant, 1800 Oberst und Regimentscommandant bei Erdödy-Husaren, 1808 Generalmajor und Brigadier. Seinen Anteil an dem Kriege von 1809, den er trotz eines schweren rheumatischen Leidens in der Division Jellachich und später im Heere des Erzherzogs Johann mitmachte, habe ich an anderer Stelle berichtet*) und hoffe, auch aus seinen Schilderungen der Feldzüge gegen Frankreich, die manche wertvolle Episode enthalten, noch kürzere Auszüge veröffentlichen zu können. Er lebte nach seiner am 24. November 1809 erfolgten Pensionierung bis zu seinem Lebensende (11. März 1826) in Wien und wurde, nachdem er sich mit Anna Walther aus Heidelberg vermält hatte und in den Adelsstand erhoben worden war, der Begründer einer zahlreichen Familie, deren Glieder sich teils im militärischen, teils im gelehrten und Beamten-Berufe Ansehen und Bedeutung errungen haben. Vor

*) „Das Gefecht bei St. Michael und die Operationen des Erzherzogs Johann in Steiermark 1809" (Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung. 1891, I).

allem hat sein ältester Sohn, Andreas Freiherr von Ettingshausen, der als Professor der höheren Mathematik und Physik am Polytechnicum und an der Universität zu Wien gewirkt hat, seinen Namen in den weitesten Kreisen berühmt gemacht und sich eine hervorragende Stelle in der Geschichte der Entwicklung der exacten Wissenschaften in Österreich für alle Zeiten gesichert.



H 1128.94
Geschichte und geschichten neuerer
Widener Library 007066769
3 2044 088 050 810